This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger 1855.9.5

Harvard College Library

BEQUEST OF

GEORGINA LOWELL PUTNAM

OF BOSTON

Received, July 1, 1914.

Geſchichte

des

dreißigjährigen Kriegs.

Mary Lowell Putnam
Gen 1355.8.

Geschichte

des

dreißigjährigen Kriegs

von

Schiller.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1850.

Ferner sind in billigen Schul-Ausgaben erschienen:

Goethe,	Clavigo.	8 Ngr. oder 24 kr.
	Egmont.	12 Ngr. oder 36 kr.
	Faust.	Rthlr. 1. oder fl. 1. 45 kr.
	Gedichte in Auswahl zum Schulgebrauch von Dr. J. W. Schaefer.	37 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.
	Götz von Berlichingen.	12 Ngr. oder 42 kr.
	Hermann und Dorothea	12 Ngr. oder 36 kr.
	Iphigenie auf Tauris.	7½ Ngr. oder 24 kr.
	Prosa. Auswahl für Schule und Haus von Dr. J. W. Schaefer. 2 Bde.	Rthlr. 1. 24 Ngr. od. fl. 3.
	Torquato Tasso.	12 Ngr. oder 36 kr.
Schiller,	Braut von Messina.	10 Ngr. oder 30 kr.
	Don Carlos.	20 Ngr. oder fl. 1.
	Fiesko.	12 Ngr. oder 36 kr.
	Gedichte.	24 Ngr. oder fl. 1. 12 kr.
	Jungfrau von Orleans.	12 Ngr. oder 36 kr.
	Kabale und Liebe.	12 Ngr. oder 36 kr.
	Macbeth.	7½ Ngr. oder 24 kr.
	Neffe als Onkel.	7½ Ngr. oder 24 kr.
	Parasit.	7½ Ngr. oder 24 kr.
	Phädra.	15 Ngr. oder 54 kr.
	Räuber.	12 Ngr. oder 36 kr.
	Maria Stuart.	12 Ngr. oder 36 kr.
	Wilhelm Tell.	10 Ngr. oder 30 kr.
	Turandot.	10 Ngr. oder 30 kr.
	Wallenstein. 2 Theile.	22½ Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verla

Ger 1855.8.6

Harvard College Library
July 1, 1914.
Bequest of
Georgina Lowell Putnam

BOUND JAN 16 1915

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geſchichte

des

dreißigjährigen Kriegs

von

Schiller.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1850.

12/89

Erſtes Buch.

Seit dem Anfange des Religionskriegs in Deutſchland bis zum Münſteriſchen Frieden iſt in der politiſchen Welt Europens kaum etwas Großes und Merkwürdiges geſchehen, woran die Reformation nicht den vornehmſten Antheil gehabt hätte. Alle Weltbegebenheiten, welche ſich in dieſem Zeitraum ereignen, ſchließen ſich an die Glaubensverbeſſerung an, wo ſie nicht urſprünglich daraus herfloſſen, und jeder noch ſo große und noch ſo kleine Staat hat mehr oder weniger, mittelbarer oder unmittelbarer, den Einfluß derſelben empfunden.

Beinahe der ganze Gebrauch, den das ſpaniſche Haus von ſeinen ungeheuren politiſchen Kräften machte, war gegen die neuen Meinungen oder ihre Bekenner gerichtet. Durch die Reformation wurde der Bürgerkrieg entzündet, welcher Frankreich unter vier ſtürmiſchen Regierungen in ſeinen Grundfeſten erſchütterte, ausländiſche Waffen in das Herz dieſes Königreichs zog, und es ein halbes Jahrhundert lang zu einem Schauplatze der traurigſten Zerrüttung machte. Die Reformation machte den Niederländern das ſpaniſche

Joch unerträglich, und weckte bei dieſem Volke das Verlangen und den Muth, dieſes Joch zu zerbrechen, ſo wie ſie ihm größtentheils auch die Kräfte dazu gab. Alles Böſe, welches Philipp der Zweite gegen die Königin Eliſabeth von England beſchloß, war Rache, die er dafür nahm, daß ſie ſeine proteſtantiſchen Unterthanen gegen ihn in Schutz genommen, und ſich an die Spitze einer Religionspartei geſtellt hatte, die er zu vertilgen ſtrebte. Die Trennung in der Kirche hatte in Deutſchland eine fortdauernde politiſche Trennung zur Folge, welche dieſes Land zwar länger als ein Jahrhundert der Verwirrung dahingab, aber auch zugleich gegen politiſche Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte. Die Reformation war es großentheils, was die nordiſchen Mächte, Dänemark und Schweden, zuerſt in das Staatsſyſtem von Europa zog, weil ſich der proteſtantiſche Staatenbund durch ihren Beitritt verſtärkte, und weil dieſer Bund ihnen ſelbſt unentbehrlich ward. Staaten, die vorher kaum für einander vorhanden geweſen, fingen an, durch die Reformation einen wichtigen Berührungspunkt zu erhalten, und ſich in einer neuen politiſchen Sympathie an einander zu ſchließen. So wie Bürger gegen Bürger, Herrſcher gegen ihre Unterthanen durch die Reformation in andere Verhältniſſe kamen, rückten durch ſie auch ganze Staaten in neue Stellungen gegen einander. Und ſo mußte es durch einen ſeltſamen Gang der Dinge die Kirchentrennung ſeyn, was die Staaten unter ſich zu einer engeren Vereinigung führte. Schrecklich zwar und verderblich war die erſte Wirkung, durch welche dieſe allgemeine politiſche Sympathie ſich

verkündigte — ein dreißigjähriger verheerender Krieg, der von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Oſtſee Länder entvölkerte, Ernten zertrat, Städte und Dörfer in die Aſche legte; ein Krieg, in welchem viele tauſend Streiter ihren Untergang fanden, der den aufglimmenden Funken der Cultur in Deutſchland auf ein halbes Jahrhundert verlöſchte, und die kaum auflebenden beſſern Sitten der alten barbariſchen Wildheit zurückgab. Aber Europa ging ununterdrückt und frei aus dieſem fürchterlichen Kriege, in welchem es ſich zum erſten Mal als eine zuſammenhängende Staatengeſellſchaft erkannt hatte; und dieſe Theilnehmung der Staaten an einander, welche ſich in dieſem Kriege eigentlich erſt bildete, wäre allein ſchon Gewinn genug, den Weltbürger mit ſeinen Schrecken zu verſöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderblichen Spuren dieſes Kriegs wieder ausgelöſcht; aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, ſind geblieben. Eben dieſe allgemeine Staatenſympathie, welche den Stoß in Böhmen dem halben Europa mittheilte, bewacht jetzt den Frieden, der dieſem Krieg ein Ende machte. So wie die Flamme der Verwüſtung aus dem Innern Böhmens, Mährens und Oeſterreichs einen Weg fand, Deutſchland, Frankreich, das halbe Europa zu entzünden, ſo wird die Fackel der Cultur von dieſen Staaten aus einen Weg ſich öffnen, jene Länder zu erleuchten.

Die Religion wirkte dieſes Alles. Durch ſie allein wurde möglich, was geſchah, aber es fehlte viel, daß es

für sie und ihrentwegen unternommen worden wäre. Hätte nicht der Privatvortheil, nicht das Staatsinteresse sich schnell damit vereinigt, nie würde die Stimme der Theologen und des Volks so bereitwillige Fürsten, nie die neue Lehre so zahlreiche, so tapfere, so beharrliche Verfechter gefunden haben. Ein großer Antheil an der Kirchenrevolution gebührt unstreitig der siegenden Gewalt der Wahrheit, oder dessen, was mit Wahrheit verwechselt wurde. Die Mißbräuche in der alten Kirche, das Abgeschmackte mancher ihrer Lehren, das Uebertriebene in ihren Forderungen, mußte nothwendig ein Gemüth empören, das von der Ahnung eines bessern Lichts schon gewonnen war, mußte es geneigt machen, die verbesserte Religion zu umfassen. Der Reiz der Unabhängigkeit, die reiche Beute der geistlichen Stifter, mußte die Regenten nach einer Religionsveränderung lüstern machen, und das Gewicht der inneren Ueberzeugung nicht wenig bei ihnen verstärken; aber die Staatsraison allein konnte sie dazu drängen. Hätte nicht Karl der Fünfte im Uebermuth seines Glücks an die Reichsfreiheit der deutschen Stände gegriffen, schwerlich hätte sich ein protestantischer Bund für die Glaubensfreiheit bewaffnet. Ohne die Herrschbegierde der Guisen hätten die Calvinisten in Frankreich nie einen Condé oder Coligny an ihrer Spitze gesehen; ohne die Auflage des zehnten und zwanzigsten Pfennigs hätte der Stuhl zu Rom nie die vereinigten Niederlande verloren. Die Regenten kämpften zu ihrer Selbstvertheidigung oder Vergrößerung; der Religionsenthusiasmus warb ihnen die Armeen, und öffnete ihnen die Schätze ihres Volks. Der große Haufe, wo

ihn nicht Hoffnung der Beute unter ihre Fahnen lockte, glaubte für die Wahrheit sein Blut zu vergießen, indem er es zum Vortheile seines Fürsten verspritzte.

Und Wohlthat genug für die Völker, daß diesmal der Vortheil der Fürsten Hand in Hand mit dem ihrigen ging! Diesem Zufall allein haben sie ihre Befreiung vom Papstthum zu danken. Glück genug für die Fürsten, daß der Unterthan für seine eigene Sache stritt, indem er für die ihrige kämpfte! In dem Zeitalter, wovon jetzt die Rede ist, regierte in Europa kein Fürst so absolut, um über den guten Willen seiner Unterthanen hinweggesetzt zu seyn, wenn er seine politischen Entwürfe verfolgte. Aber wie schwer hielt es, diesen guten Willen der Nation für seine politischen Entwürfe zu gewinnen und in Handlung zu setzen! Die nachdrücklichsten Beweggründe, welche von der Staatsraison entlehnt sind, lassen den Unterthanen kalt, der sie selten einsieht, und den sie noch seltener interessiren. In diesem Falle bleibt einem staatsklugen Regenten nichts übrig, als das Interesse des Cabinets an irgend ein anderes Interesse, das dem Volke näher liegt, anzuknüpfen, wenn etwa ein solches schon vorhanden ist, oder, wenn es nicht ist, es zu erschaffen.

Dies war der Fall, worin sich ein großer Theil derjenigen Regenten befand, die für die Reformation handelnd aufgetreten sind. Durch eine sonderbare Verkettung der Dinge mußte es sich fügen, daß die Kirchentrennung mit zwei politischen Umständen zusammentraf, ohne welche sie vermuthlich eine ganz andere Entwicklung gehabt haben würde. Diese waren: die auf einmal hervorspringende Uebermacht des Hauses

Oeſterreich, welche die Freiheit Europens bedrohte, und der thätige Eifer dieſes Hauſes für die alte Religion. Das Erſte weckte die Regenten, das Zweite bewaffnete ihnen die Nationen.

Die Aufhebung einer fremden Gerichtsbarkeit in ihren Staaten, die höchſte Gewalt in geiſtlichen Dingen, der gehemmte Abfluß des Geldes nach Rom, die reiche Beute der geiſtlichen Stifter waren Vortheile, die für jeden Souverän auf gleiche Art verführeriſch ſeyn mußten; warum, könnte man fragen, wirkten ſie nicht eben ſo gut auf die Prinzen des Hauſes Oeſterreich? Was hinderte dieſes Haus, und insbeſondere die deutſche Linie deſſelben, den dringenden Aufforderungen ſo vieler ſeiner Unterthanen Gehör zu geben, und ſich nach dem Beiſpiele Anderer auf Unkoſten einer wehrloſen Geiſtlichkeit zu verbeſſern? Es iſt ſchwer zu glauben, daß die Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit der römiſchen Kirche an der frommen Standhaftigkeit dieſes Hauſes einen größern Antheil gehabt haben ſollte, als die Ueberzeugung vom Gegentheil an dem Abfalle der proteſtantiſchen Fürſten. Mehrere Gründe vereinigten ſich, die öſterreichiſchen Prinzen zu Stützen des Papſtthums zu machen. Spanien und Italien, aus welchen Ländern die öſterreichiſche Macht einen großen Theil ihrer Stärke zog, waren dem Stuhle zu Rom mit blinder Anhänglichkeit ergeben, welche die Spanier insbeſondere ſchon zu den Zeiten der gothiſchen Herrſchaft ausgezeichnet hat. Die geringſte Annäherung an die verabſcheuten Lehren Luthers und Calvins mußte dem Beherrſcher von Spanien die Herzen ſeiner Unterthanen unwiederbringlich entreißen; der Abfall von dem

Papſtthum konnte ihm dieſes Königreich koſten. Ein ſpaniſcher König mußte ein rechtgläubiger Prinz ſeyn, oder er mußte von dieſem Throne ſteigen. Den nämlichen Zwang legten ihm ſeine italieniſchen Staaten auf, die er faſt noch mehr ſchonen mußte, als ſeine Spanier, weil ſie das auswärtige Joch am ungeduldigſten trugen, und es am leichteſten abſchütteln konnten. Dazu kam, daß ihm dieſe Staaten Frankreich zum Mitbewerber und den Papſt zum Nachbar gaben: Gründe genug, die ihn hinderten, ſich für eine Partei zu erklären, welche das Anſehen des Papſtes zernichtete — die ihn aufforderten, ſich letztern durch den thätigſten Eifer für die alte Religion zu verpflichten.

Dieſe allgemeinen Gründe, welche bei jedem ſpaniſchen Monarchen von gleichem Gewichte ſeyn mußten, wurden bei jedem insbeſondere noch durch beſondere Gründe unterſtützt. Karl der Fünfte hatte in Italien einen gefährlichen Nebenbuhler an dem Könige von Frankreich, dem dieſes Land ſich in eben dem Augenblicke in die Arme warf, wo Karl ſich ketzeriſcher Grundſätze verdächtig machte. Gerade an denjenigen Entwürfen, welche Karl mit der meiſten Hitze verfolgte, würde das Mißtrauen der Katholiſchen und der Streit mit der Kirche ihm durchaus hinderlich geweſen ſeyn. Als Karl der Fünfte in den Fall kam, zwiſchen beiden Religionsparteien zu wählen, hatte ſich die neue Religion noch nicht bei ihm in Achtung ſetzen können, und überdem war zu einer gütlichen Vergleichung beider Kirchen damals noch die wahrſcheinlichſte Hoffnung vorhanden. Bei ſeinem Sohne und Nachfolger, Philipp dem Zweiten,

vereinigte sich eine mönchische Erziehung mit einem despotischen finstern Charakter, einen unversöhnlichen Haß aller Neuerungen in Glaubenssachen bei diesem Fürsten zu unterhalten, den der Umstand, daß seine schlimmsten, politischen Gegner auch zugleich Feinde seiner Religion waren, nicht wohl vermindern konnte. Da seine europäischen Länder, durch so viele fremde Staaten zerstreut, dem Einflusse fremder Meinungen überall offen lagen, so konnte er dem Fortgange der Reformation in andern Ländern nicht gleichgültig zusehen, und sein eigener näherer Staatsvortheil forderte ihn auf, sich der alten Kirche überhaupt anzunehmen, um die Quellen der ketzerischen Ansteckung zu verstopfen. Der natürlichste Gang der Dinge stellte also diesen Fürsten an die Spitze des katholischen Glaubens und des Bundes, den die Papisten gegen die Neuerer schlossen. Was unter Karls des Fünften und Philipps des Zweiten langen und thatenvollen Regierungen beobachtet wurde, blieb für die folgenden Gesetz; und je mehr sich der Riß in der Kirche erweiterte, desto fester mußte Spanien an dem Katholicismus halten.

Freier schien die deutsche Linie des Hauses Oesterreich gewesen zu seyn; aber wenn bei dieser auch mehrere von jenen Hindernissen wegfielen, so wurde sie durch andere Verhältnisse in Fesseln gehalten. Der Besitz der Kaiserkrone, die auf einem protestantischen Haupte ganz undenkbar war (denn wie konnte ein Apostat der römischen Kirche die römische Kaiserkrone tragen?), knüpfte die Nachfolger Ferdinands des Ersten an den päpstlichen Stuhl; Ferdinand selbst

war dieſem Stuhl aus Gründen des Gewiſſens und aufrichtig ergeben. Ueberdem waren die deutſch-öſterreichiſchen Prinzen nicht mächtig genug, der ſpaniſchen Unterſtützung zu entbehren, die aber durch eine Begünſtigung der neuen Religion durchaus verſcherzt war. Auch forderte ihre Kaiſerwürde ſie auf, das deutſche Reichsſyſtem zu beſchützen, wodurch ſie ſelbſt ſich als Kaiſer behaupteten, und welches der proteſtantiſche Reichstheil zu ſtürzen ſtrebte. Rechnet man dazu die Kälte der Proteſtanten gegen die Bedrängniſſe der Kaiſer und gegen die gemeinſchaftlichen Gefahren des Reichs, ihre gewaltſamen Eingriffe in das Zeitliche der Kirche und ihre Feindſeligkeiten, wo ſie ſich als die Stärkern fühlten; ſo begreift man, wie ſo viele zuſammenwirkende Gründe die Kaiſer auf der Seite des Papſtthums erhalten, wie ſich ihr eigener Vortheil mit dem Vortheile der katholiſchen Religion aufs genaueſte vermengen mußte. Da vielleicht das ganze Schickſal dieſer Religion von dem Entſchluſſe abhing, den das Haus Oeſterreich ergriff, ſo mußte man die öſterreichiſchen Prinzen durch ganz Europa als die Säulen des Papſtthums betrachten. Der Haß der Proteſtanten gegen letzteres kehrte ſich darum auch einſtimmig gegen Oeſterreich, und vermengte nach und nach den Beſchützer mit der Sache, die er beſchützte.

Aber eben dieſes Haus Oeſterreich, der unverſöhnliche Gegner der Reformation, ſetzte zugleich durch ſeine ehrgeizigen Entwürfe, die von einer überlegenen Macht unterſtützt waren, die politiſche Freiheit der europäiſchen Staaten, und beſonders der deutſchen Stände, in nicht geringe Gefahr. Dieſer Umſtand

mußte letztere aus ihrer Sicherheit aufſchrecken und auf ihre Selbſtvertheidigung aufmerkſam machen. Ihre gewöhnlichen Hülfsmittel würden nimmermehr hingereicht haben, einer ſo drohenden Macht zu widerſtehen. Außerordentliche Anſtrengungen mußten ſie von ihren Unterthanen verlangen, und, da auch dieſe bei weitem nicht hinreichten, von ihren Nachbarn Kräfte entlehnen, und durch Bündniſſe unter einander eine Macht aufzuwägen ſuchen, gegen welche ſie einzeln nicht beſtanden.

Aber die großen politiſchen Aufforderungen, welche die Regenten hatten, ſich den Fortſchritten Oeſterreichs zu widerſetzen, hatten ihre Unterthanen nicht. Nur gegenwärtige Vortheile oder gegenwärtige Uebel ſind es, welche das Volk in Handlung ſetzen; und dieſe darf eine gute Staatskunſt nicht abwarten. Wie ſchlimm alſo für dieſe Fürſten, wenn nicht zum Glück ein anderes wirkſames Motiv ſich ihnen dargeboten hätte, das die Nation in Leidenſchaft ſetzte, und einen Enthuſiasmus in ihr entflammte, der gegen die politiſche Gefahr gerichtet werden konnte, weil er in dem nämlichen Gegenſtande mit derſelben zuſammentraf! Dieſes Motiv war der erklärte Haß gegen eine Religion, welche das Haus Oeſterreich beſchützte, die ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an eine Lehre, welche dieſes Haus mit Feuer und Schwert zu vertilgen ſtrebte. Dieſe Anhänglichkeit war feurig, jener Haß war unüberwindlich; der Religionsfanatismus fürchtet das Entfernte; Schwärmerei berechnet nie, was ſie aufopfert. Was die entſchiedenſte Gefahr des Staats nicht über ſeine Bürger vermocht hätte, bewirkte die religiöſe Begeiſterung. Für den Staat, für das Intereſſe des Fürſten würden

ſich wenig freiwillige Arme bewaffnet haben; für die Religion griff der Kaufmann, der Künſtler, der Landbauer freudig zum Gewehr. Für den Staat oder den Fürſten würde man ſich auch der kleinſten außerordentlichen Abgabe zu entziehen geſucht haben; an die Religion ſetzte man Gut und Blut, alle ſeine zeitlichen Hoffnungen. Dreifach ſtärkere Summen ſtrömen jetzt in den Schatz des Fürſten; dreifach ſtärkere Heere rücken in das Feld; und in der heftigen Bewegung, worein die nahe Religionsgefahr alle Gemüther verſetzte, fühlte der Unterthan die Anſtrengungen nicht, von denen er in einer ruhigern Gemüthslage erſchöpft würde niedergeſunken ſeyn. Die Furcht vor der ſpaniſchen Inquiſition, vor Bartholomäusnächten, eröffnet dem Prinzen von Oranien, dem Admiral Coligny, der brittiſchen Königin Eliſabeth, den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands Hülfsquellen bei ihren Völkern, die noch jetzt unbegreiflich ſind.

Mit noch ſo großen eigenen Anſtrengungen aber würde man gegen eine Macht wenig ausgerichtet haben, die auch dem mächtigſten Fürſten, wenn er einzeln ſtand, überlegen war. In den Zeiten einer noch wenig ausgebildeten Politik konnten aber nur zufällige Umſtände entfernte Staaten zu einer wechſelſeitigen Hülfleiſtung vermögen. Die Verſchiedenheit der Verfaſſung, der Geſetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben ſo viele verſchiedene Ganze abſonderte, und eine fortdauernde Scheidewand zwiſchen ſie ſtellte, machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängniſſe des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleiferſucht zu

einer feindſeligen Schadenfreude reizte. Die Reformation ſtürzte dieſe Scheidewand. Ein lebhaftes, näher liegendes Intereſſe als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, und welches von bürgerlichen Verhältniſſen durchaus unabhängig war, fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beſeelen. Dieſes Intereſſe konnte mehrere und ſelbſt die entlegenſten Staaten mit einander verbinden, und bei Unterthanen des nämlichen Staats konnte dieſes Band wegfallen. Der franzöſiſche Calviniſt hatte alſo mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutſchen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit ſeinem eigenen katholiſchen Mitbürger nicht hatte. Er hörte alſo in einem ſehr wichtigen Punkte auf, Bürger eines einzelnen Staats zu ſeyn, ſeine Aufmerkſamkeit und Theilnahme auf dieſen einzelnen Staat einzuſchränken. Sein Kreis erweitert ſich; er fängt an, aus dem Schickſale fremder Länder, die ſeines Glaubens ſind, ſich ſein eigenes zu weiſſagen und ihre Sache zu der ſeinigen zu machen. Nun erſt dürfen die Regenten es wagen, auswärtige Angelegenheiten vor die Verſammlung ihrer Landſtände zu bringen, nun erſt hoffen, ein williges Ohr und ſchnelle Hülfe zu finden. Dieſe auswärtigen Angelegenheiten ſind jetzt zu einheimiſchen geworden, und gern reicht man den Glaubensverwandten eine hülfreiche Hand, die man dem bloßen Nachbar, und noch mehr dem fernen Ausländer verweigert hätte. Jetzt verläßt der Pfälzer ſeine Heimat, um für ſeinen franzöſiſchen Glaubensbruder gegen den gemeinſchaftlichen Religionsfeind zu fechten. Der franzöſiſche Unterthan zieht das Schwert gegen ein Vaterland, das ihn

mißhandelt, und geht hin, für Hollands Freiheit zu bluten. Jetzt ſteht man Schweizer gegen Schweizer, Deutſche gegen Deutſche im Streit gerüſtet, um an den Ufern der Loire und der Seine die Thronfolge in Frankreich zu entſcheiden. Der Däne geht über die Eider, der Schwede über den Belt, um die Ketten zu zerbrechen, die für Deutſchland geſchmiedet ſind.

Es iſt ſehr ſchwer zu ſagen, was mit der Reformation, was mit der Freiheit des deutſchen Reichs wohl geworden ſeyn würde, wenn das gefürchtete Haus Oeſterreich nicht Partei gegen ſie genommen hätte. So viel aber ſcheint erwieſen, daß ſich die öſterreichiſchen Prinzen auf ihrem Wege zur Univerſalmonarchie durch nichts mehr gehindert haben, als durch den hartnäckigen Krieg, den ſie gegen die neuen Meinungen führten. In keinem andern Falle, als unter dieſem, war es den ſchwächern Fürſten möglich, die außerordentlichen Anſtrengungen von ihren Ständen zu erzwingen, wodurch ſie der öſterreichiſchen Macht widerſtanden; in keinem andern Falle den Staaten möglich, ſich gegen einen gemeinſchaftlichen Feind zu vereinigen.

Höher war die öſterreichiſche Macht nie geſtanden, als nach dem Siege Karls des Fünften bei Mühlberg, nachdem er die Deutſchen überwunden hatte. Mit dem Schmalkaldiſchen Bunde lag die deutſche Freiheit, wie es ſchien, auf ewig darnieder; aber ſie lebte wieder auf in Moritz von Sachſen, ihrem gefährlichſten Feinde. Alle Früchte des Mühlbergiſchen Sieges gehen auf dem Congreſſe zu Paſſau und dem Reichstage zu Augsburg verloren, und alle Anſtalten zur weltlichen und geiſtlichen Unterdrückung endigen in einem nachgebenden Frieden.

Deutſchland zerriß auf dieſem Reichstage zu Augsburg in zwei Religionen und in zwei politiſche Parteien; jetzt erſt zerriß es, weil die Trennung jetzt erſt geſetzlich war. Bis hierher waren die Proteſtanten als Rebellen angeſehen worden; jetzt beſchloß man, ſie als Brüder zu behandeln, nicht als ob man ſie dafür anerkannt hätte, ſondern weil man dazu genöthigt war. Die Augsburgiſche Confeſſion durfte ſich von jetzt an neben den katholiſchen Glauben ſtellen, doch nur als eine geduldete Nachbarin, mit einſtweiligen ſchweſterlichen Rechten. Jedem weltlichen Reichsſtande ward das Recht zugeſtanden, die Religion, zu der er ſich bekannte, auf ſeinem Grund und Boden zur herrſchenden und einzigen zu machen, und die entgegengeſetzte der freien Ausübung zu berauben; jedem Unterthan vergönnt das Land zu verlaſſen, wo ſeine Religion unterdrückt war. Jetzt zum erſten Mal erfreute ſich alſo die Lehre Luthers einer poſitiven Sanction, und wenn ſie auch in Bayern oder in Oeſterreich im Staube lag, ſo konnte ſie ſich damit tröſten, daß ſie in Sachſen und in Thüringen thronte. Den Regenten war es aber nun doch allein überlaſſen, welche Religion in ihren Landen gelten, und welche darnieder liegen ſollte; für den Unterthan, der auf dem Reichstage keinen Repräſentanten hatte, war in dieſem Frieden gar wenig geſorgt. Bloß allein in geiſtlichen Ländern, in welchen die katholiſche Religion unwiderruflich die herrſchende blieb, wurde den proteſtantiſchen Unterthanen (welche es damals ſchon waren) die freie Religionsübung ausgewirkt; aber auch dieſe nur durch eine perſönliche Verſicherung des römiſchen Königs

Ferdinand, der dieſen Frieden zu Stande brachte — eine Verſicherung, die von dem katholiſchen Reichstheile widerſprochen, und, mit dieſem Widerſpruche in das Friedensinſtrument eingetragen, keine Geſetzeskraft erhielt.

Wären es übrigens nur Meinungen geweſen, was die Gemüther trennte — wie gleichgültig hätte man dieſer Trennung zugeſehen! Aber an dieſen Meinungen hingen Reichthümer, Würden und Rechte: ein Umſtand, der die Scheidung unendlich erſchwerte. Von zwei Brüdern, die das väterliche Vermögen bis hierher gemeinſchaftlich genoſſen, verließ jetzt einer das väterliche Haus, und die Nothwendigkeit trat ein, mit dem daheimbleibenden Bruder abzutheilen. Der Vater hatte für den Fall der Trennung nichts beſtimmt, weil ihm von dieſer Trennung nichts ahnen konnte. Aus den wohlthätigen Stiftungen der Voreltern war der Reichthum der Kirche innerhalb eines Jahrtauſends zuſammengefloſſen, und dieſe Voreltern gehörten dem Weggehenden eben ſo gut an, als dem, der zurückblieb. Haftete nun das Erbrecht bloß an dem väterlichen Hauſe, oder haftete es an dem Blute? Die Stiftungen waren an die katholiſche Kirche geſchehen, weil damals noch keine andere vorhanden war; an den erſtgebornen Bruder, weil er damals noch der einzige Sohn war. Galt nun in der Kirche ein Recht der Erſtgeburt, wie in adeligen Geſchlechtern? Galt die Begünſtigung des einen Theils, wenn ihm der andere noch nicht gegenüberſtehen konnte? Konnten die Lutheraner von dem Genuſſe dieſer Güter ausgeſchloſſen ſeyn, an denen doch ihre Vorfahren mitſtiften halfen,

bloß allein deßwegen ausgeſchloſſen ſeyn, weil zu den Zeiten der Stiftung noch kein Unterſchied zwiſchen Lutheranern und Katholiſchen ſtattfand? Beide Religionsparteien haben über dieſe Streitſache mit ſcheinbaren Gründen gegen einander gerechtet, und rechten noch immer; aber es dürfte dem einen Theile ſo ſchwer fallen, als dem andern, ſein Recht zu erweiſen. Das Recht hat nur Entſcheidungen für denkbare Fälle, und vielleicht gehören geiſtliche Stiftungen nicht unter dieſe; zum wenigſten dann nicht, wenn man die Forderungen ihrer Stifter auch auf dogmatiſche Sätze erſtreckt — wie iſt es denkbar, eine ewige Schenkung an eine wandelbare Meinung zu machen?

Wenn das Recht nicht entſcheiden kann, ſo thut es die Stärke, und ſo geſchah es hier. Der eine Theil behielt, was ihm nicht mehr zu nehmen war; der andere vertheidigte, was er noch hatte. Alle vor dem Frieden weltlich gemachten Bisthümer und Abteien verblieben den Proteſtanten! aber die Papiſten verwahrten ſich in einem eigenen Vorbehalte, daß künftig keine mehr weltlich gemacht würden. Jeder Beſitzer eines geiſtlichen Stiftes, das dem Reiche unmittelbar unterworfen war, Kurfürſt, Biſchof oder Abt, hat ſeine Beneficien und Würden verwirkt, ſobald er zur proteſtantiſchen Kirche abfällt. Sogleich muß er ſeine Beſitzungen räumen, und das Capitel ſchreitet zu einer neuen Wahl, gleich als wäre ſeine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden. An dieſem heiligen Anker des geiſtlichen Vorbehalts, der die ganze zeitliche Exiſtenz eines geiſtlichen Fürſten von ſeinem Glaubensbekenntniſſe abhängig machte, iſt noch bis heute die

katholiſche Kirche in Deutſchland befeſtigt — und was würde aus ihr werden, wenn dieſer Anker zerriſſe? Der geiſtliche Vorbehalt erlitt einen hartnäckigen Widerſpruch von Seiten der proteſtantiſchen Stände, und obgleich ſie ihn zuletzt noch in das Friedensinſtrument mit aufnahmen, ſo geſchah es mit dem ausdrücklichen Beiſatze, daß beide Parteien ſich über dieſen Punkt nicht verglichen hätten. Konnte er für den proteſtantiſchen Theil mehr verbindlich ſeyn, als jene Verſicherung Ferdinands zum Vortheile der proteſtantiſchen Unterthanen in geiſtlichen Stiftern es für die katholiſchen war? Zwei Streitpunkte blieben alſo in dem Frieden zurück, und an dieſen entzündete ſich auch der Krieg.

So war es mit der Religionsfreiheit und mit den geiſtlichen Gütern; mit den Rechten und Würden war es nicht anders. Auf eine einzige Kirche war das deutſche Reichsſyſtem berechnet, weil nur eine da war, als es ſich bildete. Die Kirche hat ſich getrennt, der Reichstag ſich in zwei Religionsparteien geſchieden — und doch ſoll das ganze Reichsſyſtem ausſchließend einer einzigen folgen? Alle bisherigen Kaiſer waren Söhne der römiſchen Kirche geweſen, weil die römiſche Kirche in Deutſchland bis jetzt ohne Nebenbuhlerin war. War es aber das Verhältniß mit Rom, was den Kaiſer der Deutſchen ausmachte, oder war es nicht vielmehr Deutſchland, welches ſich in ſeinem Kaiſer repräſentirte? Zu dem ganzen Deutſchland gehört aber auch der proteſtantiſche Theil — und wie repräſentirt ſich nun dieſer in einer ununterbrochenen Reihe katholiſcher Kaiſer? — In dem höchſten Reichsgerichte richten die

deutſchen Stände ſich ſelbſt, weil ſie ſelbſt die Richter dazu ſtellen; daß ſie ſich ſelbſt richteten, daß eine gleiche Gerechtigkeit Allen zu ſtatten käme, war der Sinn ſeiner Stiftung — kann dieſer Sinn erfüllt werden, wenn nicht beide Religionen darin ſitzen? Daß zur Zeit der Stiftung in Deutſchland noch ein einziger Glaube herrſchte, war Zufall, — daß kein Stand den andern auf rechtlichem Wege unterdrücken ſollte, war der weſentliche Zweck dieſer Stiftung. Dieſer Zweck aber iſt verfehlt, wenn ein Religionstheil im ausſchließenden Beſitze iſt, den andern zu richten — darf nun ein Zweck aufgeopfert werden, wenn ſich ein Zufall verändert? — Endlich und mit Mühe erfochten die Proteſtanten ihrer Religion einen Sitz im Kammergerichte, aber noch immer keine ganz gleiche Stimmenzahl. — Zur Kaiſerkrone hat noch kein proteſtantiſches Haupt ſich erhoben.

Was man auch von der Gleichheit ſagen mag, welche der Religionsfriede zu Augsburg zwiſchen beiden deutſchen Kirchen einführte, ſo ging die katholiſche doch unwiderſprechlich als Siegerin davon. Alles, was die lutheriſche erhielt, war — Duldung; Alles, was die katholiſche hingab, opferte ſie der Noth und nicht der Gerechtigkeit. Immer war es noch kein Friede zwiſchen zwei gleichgeachteten Mächten, bloß ein Vertrag zwiſchen dem Herrn und einem unüberwundenen Rebellen! Aus dieſem Princip ſcheinen alle Proceduren der katholiſchen Kirche gegen die proteſtantiſche hergefloſſen zu ſeyn und noch herzufließen. Immer noch war es ein Verbrechen, zur proteſtantiſchen Kirche abzufallen, weil es mit einem ſo ſchweren Verluſte geahndet wurde, als der geiſtliche Vorbehalt über abtrünnige geiſtliche

Fürſten verhängt. Auch in den folgenden Zeiten ſetzte ſich die katholiſche Kirche lieber aus, Alles durch Gewalt zu verlieren, als einen kleinen Vortheil freiwillig und rechtlich aufzugeben; denn einen Raub zurückzunehmen, war noch Hoffnung, und immer war es nur ein zufälliger Verluſt; aber ein aufgegebener Anſpruch, ein den Proteſtanten zugeſtandenes Recht erſchütterte die Grundpfeiler der katholiſchen Kirche. Bei dem Religionsfrieden ſelbſt ſetzte man dieſen Grundſatz nicht aus den Augen. Was man in dieſem Frieden den Evangeliſchen preisgab, war nicht unbedingt aufgegeben. Alles, hieß es ausdrücklich, ſollte nur bis auf die nächſte allgemeine Kirchenverſammlung gelten, welche ſich beſchäftigen würde, beide Kirchen wieder zu vereinigen. Dann erſt, wenn dieſer letzte Verſuch mißlänge, ſollte der Religionsfriede eine abſolute Gültigkeit haben. So wenig Hoffnung zu dieſer Wiedervereinigung da war, ſo wenig es vielleicht den Katholiſchen ſelbſt damit Ernſt war, ſo viel hatte man deſſen ungeachtet ſchon gewonnen, daß man den Frieden durch dieſe Bedingung beſchränkte.

Dieſer Religionsfriede alſo, der die Flamme des Bürgerkrieges auf ewige Zeiten erſticken ſollte, war im Grunde nur eine temporäre Auskunft, ein Werk der Noth und der Gewalt, nicht vom Geſetz der Gerechtigkeit dictirt, nicht die Frucht berichtigter Ideen über Religion und Religionsfreiheit. Einen Religionsfrieden von der letzten Art konnten die Katholiſchen nicht geben und, wenn man aufrichtig ſeyn will, einen ſolchen vertrugen die Evangeliſchen noch nicht. Weit entfernt, gegen die Katholiſchen eine uneingeſchränkte Billigkeit

zu beweiſen, unterdrückten ſie, wo es in ihrer Macht ſtand, die Calviniſten, welche freilich eben ſo wenig eine Duldung in jenem beſſern Sinne verdienten, da ſie eben ſo weit entfernt waren, ſie ſelbſt auszuüben. Zu einem Religionsfrieden von dieſer Natur waren jene Zeiten noch nicht reif, und die Köpfe noch zu trübe. Wie konnte ein Theil von dem andern fordern, was er ſelbſt zu leiſten unvermögend war? Was eine jede Religionspartei in dem Ausburger Frieden rettete oder gewann, verdankte ſie dem zufälligen Machtverhältniſſe, in welchem beide bei Gründung des Friedens zu einander geſtanden. Was durch Gewalt gewonnen wurde, mußte behauptet werden durch Gewalt; jenes Machtverhältniß mußte alſo auch fürs künftige fortdauern, oder der Friede verlor ſeine Kraft. Mit dem Schwerte in der Hand, wurden die Gränzen zwiſchen beiden Kirchen gezeichnet; mit dem Schwerte mußten ſie bewacht werden — oder wehe der früher entwaffneten Partei! Eine zweifelhafte ſchreckenvolle Ausſicht für Deutſchlands Ruhe, die aus dem Frieden ſelbſt ſchon hervordrohte.

In dem Reiche erfolgte jetzt eine augenblickliche Stille, und ein flüchtiges Band der Eintracht ſchien die getrennten Glieder wieder in einen Reichskörper zu verknüpfen, daß auch das Gefühl für die gemeinſchaftliche Wohlfahrt auf eine Zeit lang zurückkam. Aber die Trennung hatte das innerſte Weſen getroffen, und die erſte Harmonie wieder herzuſtellen, war vorbei. So genau der Friede die Rechtsgränzen beider Theile beſtimmt zu haben ſchien, ſo ungleichen Auslegungen blieb er nichtsdeſtoweniger unterworfen. Mitten

in ihrem hitzigsten Kampfe hatte er den streitenden Parteien Stillstand auferlegt, er hatte den Feuerbrand zugedeckt, nicht gelöscht, und unbefriedigte Ansprüche blieben auf beiden Seiten zurück. Die Katholischen glaubten zu viel verloren, die Evangelischen zu wenig errungen zu haben; beide halfen sich damit, den Frieden, den sie jetzt noch nicht zu verletzen wagten, nach ihren Absichten zu erklären.

Dasselbe mächtige Motiv, welches so manche protestantische Fürsten so geneigt gemacht hatte, Luthers Lehre zu umfassen, die Besitznehmung von den geistlichen Stiftern, war nach geschlossenem Frieden nicht weniger wirksam als vorher, und was von mittelbaren Stiftern noch nicht in ihren Händen war, mußte bald in dieselben wandern. Ganz Niederdeutschland war in kurzer Zeit weltlich gemacht; und wenn es mit Oberdeutschland anders war, so lag es an dem lebhaftesten Widerstande der Katholischen, die hier das Uebergewicht hatten. Jede Partei drückte oder unterdrückte, wo sie die mächtigere war, die Anhänger der andern; die geistlichen Fürsten besonders, als die wehrlosesten Glieder des Reichs, wurden unaufhörlich durch die Vergrößerungsbegierde ihrer unkatholischen Nachbarn geängstigt. Wer zu ohnmächtig war, Gewalt durch Gewalt abzuwenden, flüchtete sich unter die Flügel der Justiz, und die Spolienklagen gegen protestantische Stände häuften sich auf dem Reichsgerichte an, welches bereitwillig genug war, den angeklagten Theil mit Sentenzen zu verfolgen, aber zu wenig unterstützt, um sie geltend zu machen. Der Friede, welcher den Ständen des Reichs die vollkommene Religionsfreiheit

einräumte, hatte doch einigermaßen auch für den Unterthan geſorgt, indem er ihm das Recht ausbedung, das Land, in welchem ſeine Religion unterdrückt war, unangefochten zu verlaſſen. Aber vor den Gewaltthätigkeiten, womit der Landesherr einen gehaßten Unterthan drücken, vor den namenloſen Drangſalen, wodurch er den Auswandernden den Abzug erſchweren, vor den künſtlich gelegten Schlingen, worein die Argliſt, mit der Stärke verbunden, die Gemüther verſtricken kann, konnte der todte Buchſtabe dieſes Friedens ihn nicht ſchützen. Der katholiſche Unterthan proteſtantiſcher Herren klagte laut über Verletzung des Religionsfriedens — der evangeliſche noch lauter über die Bedrückungen, welche ihm von ſeiner katholiſchen Obrigkeit widerfuhren. Die Erbitterung und Streitſucht der Theologen vergiftete jeden Vorfall, der an ſich unbedeutend war, und ſetzte die Gemüther in Flammen; glücklich genug, wenn ſich dieſe theologiſche Wuth an dem gemeinſchaftlichen Religionsfeinde erſchöpft hätte, ohne gegen die eigenen Religionsverwandten ihr Gift auszuſpritzen.

Die Einigkeit der Proteſtanten unter ſich ſelbſt würde doch endlich hingereicht haben, beide ſtreitende Parteien in einer gleichen Schwankung zu erhalten, und dadurch den Frieden zu verlängern; aber, um die Verwirrung vollkommen zu machen, verſchwand dieſe Eintracht bald. Die Lehre, welche Zwingli in Zürich und Calvin in Genf verbreitet hatten, fing bald auch in Deutſchland an, feſten Boden zu gewinnen, und die Proteſtanten unter ſich ſelbſt zu entzweien, daß ſie einander kaum mehr an etwas Anderm als dem gemeinſchaftlichen Haſſe gegen das Papſtthum erkannten.

Die Proteſtanten in dieſem Zeitraume glichen denjenigen nicht mehr, welche fünfzig Jahre vorher ihr Bekenntniß zu Augsburg übergeben hatten, und die Urſache dieſer Veränderung iſt — in eben dieſem Augsburgiſchen Bekenntniſſe zu ſuchen. Dieſes Bekenntniß ſetzte dem proteſtantiſchen Glauben eine poſitive Gränze, ehe noch der erwachte Forſchungsgeiſt ſich dieſe Gränze gefallen ließ, und die Proteſtanten verſcherzten unwiſſend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papſtthum verſicherte. Gleiche Beſchwerden gegen die römiſche Hierarchie und gegen die Mißbräuche in dieſer Kirche, eine gleiche Mißbilligung der katholiſchen Lehrbegriffe würden hinreichend geweſen ſeyn, den Vereinigungspunkt für die proteſtantiſche Kirche abzugeben; aber ſie ſuchten dieſen Vereinigungspunkt in einem neuen poſitiven Glaubensſyſteme, ſetzten in dieſes das Unterſcheidungszeichen, den Vorzug, das Weſen ihrer Kirche, und bezogen auf dieſes den Vertrag, den ſie mit den Katholiſchen ſchloſſen. Bloß als Anhänger der Confeſſion gingen ſie den Religionsfrieden ein; die Confeſſionsverwandten allein hatten Theil an der Wohlthat dieſes Friedens. Wie alſo auch der Erfolg ſeyn mochte, ſo ſtand es gleich ſchlimm um die Confeſſionsverwandten. Dem Geiſte der Forſchung war eine bleibende Schranke geſetzt, wenn den Vorſchriften der Confeſſion ein blinder Gehorſam geleiſtet wurde; der Vereinigungspunkt aber war verloren, wenn man ſich über die feſtgeſetzte Formel entzweite. Zum Unglück ereignete ſich Beides, und die ſchlimmen Folgen von Beidem ſtellten ſich ein. Eine Partei hielt ſtandhaft feſt an dem erſten Bekenntniſſe; und wenn

ſich die Calviniſten davon entfernten, ſo geſchah es nur, um ſich auf ähnliche Art in einen neuen Lehrbegriff einzuſchließen.

Keinen ſcheinbarern Vorwand hätten die Proteſtanten ihrem gemeinſchaftlichen Feinde geben können, als dieſe Uneinigkeit unter ſich ſelbſt, kein erfreuenderes Schauſpiel, als die Erbitterung, womit ſie einander wechſelſeitig verfolgten. Wer konnte es nun den Katholiſchen zum Verbrechen machen, wenn ſie die Dreiſtigkeit lächerlich fanden, mit welcher die Glaubensverbeſſerer ſich angemaßt hatten, das einzige Religionsſyſtem zu verkündigen? wenn ſie von Proteſtanten ſelbſt die Waffen gegen Proteſtanten entlehnten? wenn ſie ſich bei dieſem Widerſpruche der Meinungen an die Autorität *ihres* Glaubens feſthielten, für welchen zum Theil doch ein ehrwürdiges Alterthum und eine noch ehrwürdigere Stimmenmehrheit ſprach? Aber die Proteſtanten kamen bei dieſer Trennung auf eine noch ernſthaftere Art ins Gedränge. Auf die Confeſſionsverwandten allein war der Religionsfriede geſtellt, und die Katholiſchen drangen nun auf Erklärung, *wen* dieſe für ihren Glaubensgenoſſen erkannt wiſſen wollten. Die Evangeliſchen konnten die Reformirten in ihren Bund nicht einſchließen, ohne ihr Gewiſſen zu beſchweren; ſie konnten ſie nicht davon ausſchließen, ohne einen nützlichen Freund in einen gefährlichen Feind zu verwandeln. So zeigte dieſe unſelige Trennung den Machinationen der Jeſuiten einen Weg, Mißtrauen zwiſchen beide Parteien zu pflanzen, und die Eintracht ihrer Maßregeln zu zerſtören. Durch die doppelte Furcht vor den Katholiken und vor ihren eigenen proteſtantiſchen Gegnern gebunden,

verſäumten die Proteſtanten den nimmer wiederkehrenden Moment, ihrer Kirche ein durchaus gleiches Recht mit der römiſchen zu erfechten. Und allen dieſen Verlegenheiten wären ſie entgangen, der Abfall der Reformirten wäre für die gemeine Sache ganz unſchädlich geweſen, wenn man den Vereinigungspunkt allein in der Entfernung von dem Papſtthum, nicht in Augsburgiſchen Confeſſionen, nicht in Concordienwerken geſucht hätte.

So ſehr man aber auch in allem Andern getheilt war, ſo begriff man doch einſtimmig, daß eine Sicherheit, die man bloß der Machtgleichheit zu danken gehabt hatte, auch nur durch dieſe Machtgleichheit allein erhalten werden könne. Die fortwährenden Reformationen der einen Partei, die Gegenbemühungen der andern unterhielten die Wachſamkeit auf beiden Seiten, und der Inhalt des Religionsfriedens war die Loſung eines ewigen Streits. Jeder Schritt, den der andere Theil that, mußte zu Kränkung dieſes Friedens abzielen; jeder, den man ſich ſelbſt erlaubte, geſchah zur Aufrechthaltung dieſes Friedens. Nicht alle Bewegungen der Katholiſchen hatten eine angreifende Abſicht, wie ihnen von der Gegenpartei Schuld gegeben wird; Vieles, was ſie thaten, machte ihnen die Selbſtvertheidigung zur Pflicht. Die Proteſtanten hatten auf eine nicht zweideutige Art gezeigt, wozu die Katholiſchen ſich zu verſehen hätten, wenn ſie das Unglück haben ſollten, der unterliegende Theil zu ſeyn. Die Lüſternheit der Proteſtanten nach den geiſtlichen Gütern ließ ſie keine Schonung, ihr Haß keine Großmuth, keine Duldung erwarten.

Aber auch den Proteſtanten war es zu verzeihen, wenn ſie zu der Redlichkeit der Papiſten wenig Vertrauen zeigten. Durch die treuloſe und barbariſche Behandlungsart, welche man ſich in Spanien, Frankreich und den Niederlanden gegen ihre Glaubensgenoſſen erlaubte, durch die ſchändliche Ausflucht katholiſcher Fürſten, ſich von den heiligſten Eiden durch den Papſt losſprechen zu laſſen, durch den abſcheulichen Grundſatz, daß gegen Ketzer kein Treu und Glaube zu beobachten ſey, hatte die katholiſche Kirche in den Augen aller Redlichen ihre Ehre verloren. Keine Verſicherung, kein noch ſo fürchterlicher Eid konnte aus dem Munde eines Papiſten den Proteſtanten beruhigen. Wie hätte der Religionsfriede es gekonnt, den die Jeſuiten durch ganz Deutſchland nur als eine einſtweilige Convenienz abſchilderten, der in Rom ſelbſt feierlich verworfen ward!

Die allgemeine Kirchenverſammlung, auf welche in dieſem Frieden hingewieſen worden, war unterdeſſen in der Stadt Trident vor ſich gegangen; aber, wie man nicht anders erwartet hatte, ohne die ſtreitenden Religionen vereinigt, ohne auch nur einen Schritt zu dieſer Vereinigung gethan zu haben, ohne von den Proteſtanten auch nur beſchickt worden zu ſeyn. Feierlich waren dieſe nunmehr von der Kirche verdammt, für deren Repräſentanten ſich das Concilium ausgab. — Konnte ihnen ein profaner, und noch dazu durch die Waffen erzwungener Vertrag vor dem Bann der Kirche eine hinlängliche Sicherheit geben — ein Vertrag, der ſich auf eine Bedingung ſtützte, welche der Schluß des Conciliums aufzuheben ſchien? An einem Scheine des Rechts fehlte es alſo nicht mehr, wenn ſich die Katho-

liſchen ſonſt mächtig genug fühlten, den Religionsfrieden zu verletzen — von jetzt an alſo ſchützte die Proteſtanten nichts mehr, als der Reſpect vor ihrer Macht.

Mehreres kam dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Spanien, an welche Macht das katholiſche Deutſchland ſich lehnte, lag damals mit den Niederländern in einem heftigen Kriege, der den Kern der ſpaniſchen Macht an die Gränzen Deutſchlands gezogen hatte. Wie ſchnell ſtanden dieſe Truppen im Reiche, wenn ein entſcheidender Streich ſie hier nothwendig machte! Deutſchland war damals eine Vorrathskammer des Kriegs für faſt alle europäiſchen Mächte. Der Religionskrieg hatte Soldaten darin angehäuft, die der Friede außer Brod ſetzte. So vielen von einander unabhängigen Fürſten war es leicht, Kriegsheere zuſammenzubringen, welche ſie alsdann, ſey's aus Gewinnſucht oder aus Parteigeiſt, an fremde Mächte verliehen. Mit deutſchen Truppen bekriegte Philipp der Zweite die Niederlande, und mit deutſchen Truppen vertheidigten ſie ſich. Ein jede ſolche Truppenwerbung in Deutſchland ſchreckte immer eine von beiden Religionsparteien auf; ſie konnte zu ihrer Unterdrückung abzielen. Ein herumwandernder Geſandter, ein außerordentlicher päpſtlicher Legat, eine Zuſammenkunft von Fürſten, jede ungewöhnliche Erſcheinung mußte dem einen oder dem andern Theile Verderben bereiten. So ſtand Deutſchland gegen ein halbes Jahrhundert, die Hand an dem Schwert; jedes rauſchende Blatt erſchreckte.

Ferdinand der Erſte, König von Ungarn, und ſein vortrefflicher Sohn, Maximilian der Zweite, hielten in dieſer bedenklichen Epoche die Zügel des

Reichs. Mit einem Herzen voll Aufrichtigkeit, mit einer wirklich heroiſchen Geduld hatte Ferdinand den Religionsfrieden zu Augsburg vermittelt, und an den undankbaren Verſuch, beide Kirchen auf dem Concilium zu Trident zu vereinigen, eine vergebliche Mühe verſchwendet. Von ſeinem Neffen, dem ſpaniſchen Philipp, im Stiche gelaſſen, zugleich in Siebenbürgen und Ungarn von den ſiegreichen Waffen der Türken bedrängt, wie hätte ſich dieſer Kaiſer ſollen in den Sinn kommen laſſen, den Religionsfrieden zu verletzen, und ſein eigenes mühevolles Werk zu vernichten? Der große Aufwand des immer ſich erneuernden Türkenkriegs konnte von den ſparſamen Beiträgen ſeiner erſchöpften Erblande nicht beſtritten werden; er brauchte alſo den Beiſtand des Reichs, und der Religionsfriede allein hielt das getheilte Reich noch in einem Körper zuſammen. Das ökonomiſche Bedürfniß machte ihm die Proteſtanten nicht weniger nöthig, als die Katholiſchen, und legte ihm alſo auf, beide Theile mit gleicher Gerechtigkeit zu behandeln, welches bei ſo ſehr widerſtreitenden Forderungen ein wahres Rieſenwerk war. Auch fehlte viel, daß der Erfolg ſeinen Wünſchen entſprochen hätte: ſeine Nachgiebigkeit gegen die Proteſtanten hatte bloß dazu gedient, ſeinen Enkeln den Krieg aufzuheben, der ſein ſterbendes Auge verſchonte. Nicht viel glücklicher war ſein Sohn Maximilian, den vielleicht nur der Zwang der Umſtände hinderte, dem vielleicht nur ein längeres Leben fehlte, um die neue Religion auf den Kaiſerthron zu erheben. Den Vater hatte die Nothwendigkeit Schonung gegen die Proteſtanten gelehrt; die Nothwendigkeit und die

Billigkeit dictirten ſie ſeinem Sohne. Der Enkel büßte es theuer, daß er weder die Billigkeit hörte, noch der Nothwendigkeit gehorchte.

Sechs Söhne hinterließ Maximilian, aber nur der älteſte von dieſen, Erzherzog Rudolph, erbte ſeine Staaten und beſtieg den kaiſerlichen Thron; die übrigen Brüder wurden mit ſchwachen Apanagen abgefunden. Wenige Nebenländer gehörten einer Seitenlinie an, welche Karl von Steyermark, ihr Oheim, fortführte; doch wurden auch dieſe ſchon unter Ferdinand dem Zweiten, ſeinem Sohne, mit der übrigen Erbſchaft vereinigt. Dieſe Länder alſo ausgenommen, verſammelte ſich nunmehr die ganze anſehnliche Macht des Hauſes Oeſterreich in einer einzigen Hand, aber zum Unglück in einer ſchwachen.

Rudolph der Zweite war nicht ohne Tugenden, die ihm die Liebe der Menſchen hätten erwerben müſſen, wenn ihm das Loos eines Privatmanns gefallen wäre. Sein Charakter war mild, er liebte den Frieden, und den Wiſſenſchaften — beſonders der Aſtronomie, Naturlehre, Chemie und dem Studium der Antiquitäten — ergab er ſich mit einem leidenſchaftlichen Hange, der ihn aber zu einer Zeit, wo die bedenkliche Lage der Dinge die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit heiſchte, und ſeine erſchöpften Finanzen die höchſte Sparſamkeit nöthig machten, von den Regierungsgeſchäften zurückzog, und zu einer höchſt ſchädlichen Verſchwendung reizte. Sein Geſchmack an der Sternkunſt verirrte ſich in aſtrologiſche Träumereien, denen ſich ein melancholiſches und furchtſames Gemüth, wie das ſeinige war, ſo leicht überliefert. Dieſes und eine in Spanien zugebrachte

Jugend öffnete ſein Ohr den ſchlimmen Rathſchlägen der Jeſuiten und den Eingebungen des ſpaniſchen Hofes, die ihn zuletzt unumſchränkt beherrſchten. Von Liebhabereien angezogen, die ſeines großen Poſtens ſo wenig würdig waren, und von lächerlichen Wahrſagungen geſchreckt, verſchwand er nach ſpaniſcher Sitte vor ſeinen Unterthanen, um ſich unter ſeinen Gemmen und Antiken, in ſeinem Laboratorium, in ſeinem Marſtalle zu verbergen, während daß die gefährlichſte Zwietracht alle Bande des deutſchen Staatskörpers auflöste, und die Flamme der Empörung ſchon anfing, an die Stufen ſeines Throns zu ſchlagen. Der Zugang zu ihm war Jedem, ohne Ausnahme, verſperrt; unausgefertigt lagen die dringendſten Geſchäfte; die Ausſicht auf die reiche ſpaniſche Erbſchaft verſchwand, weil er unſchlüſſig blieb, der Infantin Iſabella ſeine Hand zu geben; dem Reiche drohte die fürchterlichſte Anarchie, weil er, obgleich ſelbſt ohne Erben, nicht dahin zu bringen war, einen römiſchen König erwählen zu laſſen. Die öſterreichiſchen Landſtände ſagten ihm den Gehorſam auf, Ungarn und Siebenbürgen entriſſen ſich ſeiner Hoheit, und Böhmen ſäumte nicht lange, dieſem Beiſpiele zu folgen. Die Nachkommenſchaft des ſo gefürchteten Karls des Fünften ſchwebte in Gefahr, einen Theil ihrer Beſitzungen an die Türken, den andern an die Proteſtanten zu verlieren, und unter einem furchtbaren Fürſtenbunde, den ein großer Monarch in Europa gegen ſie zuſammenzog, ohne Rettung zu erliegen. In dem Innern Deutſchlands geſchah, was von jeher geſchehen war, wenn es dem Throne an einem Kaiſer, oder dem Kaiſer an einem Kaiſerſinne fehlte. Gekränkt

oder im Stiche gelaſſen von dem Reichsoberhaupte, helfen die Stände ſich ſelbſt, und Bündniſſe müſſen ihnen die fehlende Autorität des Kaiſers erſetzen. Deutſchland theilt ſich in zwei Unionen, die einander gewaffnet gegenüberſtehen; Rudolph, ein verachteter Gegner der einen und ein ohnmächtiger Beſchützer der andern, ſteht müßig und überflüſſig zwiſchen beiden, gleich unfähig, die erſte zu zerſtreuen und über die andere zu herrſchen. Was hätte auch das deutſche Reich von einem Fürſten erwarten ſollen, der nicht einmal vermögend war, ſeine eigenen Erbländer gegen einen innerlichen Feind zu behaupten? Den gänzlichen Ruin des öſterreichiſchen Geſchlechts aufzuhalten, tritt ſein eigenes Haus gegen ihn zuſammen, und eine mächtige Faction wirft ſich ſeinem Bruder in die Arme. Aus allen ſeinen Erbſtaaten vertrieben, bleibt ihm nichts mehr zu verlieren, als der Kaiſerthron, und der Tod reißt ihn noch eben zeitig genug weg, um ihm dieſe letzte Schande zu erſparen.

Deutſchlands ſchlimmer Genius war es, der ihm gerade in dieſer bedenklichen Epoche, wo nur eine geſchmeidige Klugheit und ein mächtiger Arm den Frieden des Reichs retten konnte, einen Rudolph zum Kaiſer gab. In einem ruhigern Zeitpunkt hätte der deutſche Staatskörper ſich ſelbſt geholfen, und in einer myſtiſchen Dunkelheit hätte Rudolph, wie ſo viele Andere ſeines Ranges, ſeine Blößen verſteckt. Das dringende Bedürfniß der Tugenden, die ihm fehlten, riß ſeine Unfähigkeit ans Licht. Deutſchlands Lage forderte einen Kaiſer, der durch eigene Hülfsmittel ſeinen Entſcheidungen Gewicht geben konnte, und die

Erbstaaten Rudolphs, so ansehnlich sie auch waren, befanden sich in einer Lage, die den Regenten in die äußerste Verlegenheit setzte.

Die österreichischen Prinzen waren zwar katholische Fürsten und noch dazu Stützen des Papstthums: aber es fehlte viel, daß ihre Länder katholische Länder gewesen wären. Auch in diese Gegenden waren die neuen Meinungen eingedrungen, und begünstigt von Ferdinands Bedrängnissen und Maximilians Güte, hatten sie sich mit schnellem Glücke in denselben verbreitet. Die österreichischen Länder zeigten im Kleinen, was Deutschland im Großen war. Der größere Theil des Herren- und Ritterstandes war evangelisch, und in den Städten hatten die Protestanten bei weitem das Uebergewicht errungen. Nachdem es ihnen geglückt war, Einige aus ihrem Mittel in die Landschaft zu bringen, so wurde unvermerkt eine landschaftliche Stelle nach der andern, ein Collegium nach dem andern, mit Protestanten besetzt und die Katholiken daraus verdrängt. Gegen den zahlreichen Herren- und Ritterstand und die Abgeordneten der Städte war die Stimme weniger Prälaten zu schwach, welche das ungezogene Gespötte und die kränkende Verachtung der Uebrigen noch vollends von dem Landtage verscheuchte. So war unvermerkt der ganze österreichische Landtag protestantisch, und die Reformation that von jetzt an die schnellsten Schritte zu einer öffentlichen Existenz. Von den Landständen war der Regent abhängig, weil sie es waren, die ihm die Steuern abschlagen und bewilligen konnten. Sie benutzten die Geldbedürfnisse, in denen sich Ferdinand und sein Sohn befanden, eine Religionsfreiheit nach

der andern von dieſen Fürſten zu erpreſſen. Dem Herren- und Ritterſtande geſtattete endlich Maximilian die freie Ausübung ihrer Religion, doch nur auf ihren eigenen Territorien und Schlöſſern. Der unbeſcheidene Schwärmereifer der evangeliſchen Prediger überſchritt dieſes von der Weisheit geſteckte Ziel. Dem ausdrücklichen Verbot zuwider ließen ſich mehrere derſelben in den Landſtädten und ſelbſt zu Wien öffentlich hören, und das Volk drängte ſich ſchaarenweiſe zu dieſem neuen Evangelium, deſſen beſte Würze Anzüglichkeiten und Schimpfreden ausmachten. So wurde dem Fanatismus eine immerwährende Nahrung gegeben, und der Haß beider einander ſo naheſtehenden Kirchen durch den Stachel ihres unreinen Eifers vergiftet.

Unter den Erbſtaaten des Hauſes Oeſterreich war Ungarn nebſt Siebenbürgen die unſicherſte und am ſchwerſten zu behauptende Beſitzung. Die Unmöglichkeit, dieſe beiden Länder gegen die nahe und überlegene Macht der Türken zu behaupten, hatte ſchon Ferdinanden zu dem unrühmlichen Schritte vermocht, der Pforte durch einen jährlichen Tribut die oberſte Hoheit über Siebenbürgen einzugeſtehen — ein ſchädliches Bekenntniß der Ohnmacht und eine noch gefährlichere Anreizung für den unruhigen Adel, wenn er Urſache zu haben glaubte, ſich über ſeinen Herrn zu beſchweren. Die Ungarn hatten ſich dem Hauſe Oeſterreich nicht unbedingt unterworfen. Sie behaupteten die Wahlfreiheit ihrer Krone und forderten trotzig alle ſtändiſchen Rechte, welche von dieſer Wahlfreiheit unzertrennlich ſind. Die nahe Nachbarſchaft des türkiſchen Reichs und die Leichtigkeit, ungeſtraft ihren Herrn zu wechſeln,

beſtärkte die Magnaten noch mehr in dieſem Trotze; unzufrieden mit der öſterreichiſchen Regierung, warfen ſie ſich den Osmanen in die Arme; unbefriedigt von dieſen, kehrten ſie unter deutſche Hoheit zurück. Der öftere und raſche Uebergang von einer Herrſchaft zur andern hatte ſich auch ihrer Denkungsart mitgetheilt; ungewiß, wie ihr Land zwiſchen deutſcher und ottomaniſcher Hoheit ſchwebte, ſchwankte auch ihr Sinn zwiſchen Abfall und Unterwerfung. Je unglücklicher [illegible]de Länder ſich fühlten, zu Provinzen einer auswärtigen Monarchie herabgeſetzt zu ſeyn, deſto unüberwindlicher war ihr Beſtreben, einem Herrn aus ihrer Mitte zu gehorchen; und ſo wurde es einem unternehmenden Edelmanne nicht ſchwer, ihre Huldigung zu erhalten. Voll Bereitwilligkeit reichte der nächſte türkiſche Baſſa einem Rebellen gegen Oeſterreich Scepter und Krone; ebenſo bereitwillig beſtätigte man in Oeſterreich einem andern den Beſitz der Provinzen, die er der Pforte entriſſen hatte, zufrieden, auch nur einen Schatten von Hoheit gerettet und eine Vormauer gegen die Türken dadurch gewonnen zu haben. Mehrere ſolcher Magnaten, Bathory, Boſchkai, Ragoczy, Bethlen, ſtanden auf dieſe Art nach einander in Siebenbürgen und Ungarn als zinsbare Könige auf, welche ſich durch keine andere Staatskunſt erhielten, als dieſe: ſich an den Feind anzuſchließen, um ihrem Herrn deſto furchtbarer zu ſeyn.

Ferdinand, Maximilian und Rudolph, alle drei Beherrſcher von Siebenbürgen und Ungarn, erſchöpften das Mark ihrer übrigen Länder, um dieſe beiden gegen die Ueberſchwemmungen der Türken und

gegen innere Rebellionen zu behaupten. Verheerende Kriege wechselten auf diesem Boden mit kurzen Waffenstillständen ab, die nicht viel besser waren. Verwüstet lag weit und breit das Land, und der gemißhandelte Unterthan führte gleich große Beschwerden über seinen Feind und seinen Beschützer. Auch in diese Länder war die Reformation eingedrungen, wo sie unter dem Schutze der ständischen Freiheit, unter der Decke des Tumults, merkliche Fortschritte machte. Auch diese tastete man jetzt unvorsichtig an, und der politische Factionsgeist wurde gefährlicher durch religiöse Schwärmerei. Der siebenbürgische und ungarische Adel erhebt, von einem kühnen Rebellen, Boschkai, angeführt, die Fahne der Empörung. Die Anführer in Ungarn sind im Begriffe, mit den mißvergnügten Protestanten in Oesterreich, Mähren und Böhmen gemeine Sache zu machen und alle diese Länder in einer furchtbaren Rebellion fortzureißen. Dann wäre der Untergang des Papstthums in diesen Ländern unvermeidlich.

Längst schon hatten die Erherzoge von Oesterreich, des Kaisers Brüder, dem Verderben ihres Hauses mit stillem Unwillen zugesehen; dieser letzte Vorfall bestimmte ihren Entschluß. Erzherzog Matthias, Maximilians zweiter Sohn, Statthalter in Ungarn und Rudolphs vermuthlicher Erbe, trat hervor, Habsburgs sinkendem Hause sich zur Stütze anzubieten. In jugendlichen Jahren und von einer falschen Ruhmbegierde übereilt, hatte dieser Prinz, dem Interesse seines Hauses zuwider, den Einladungen einiger niederländischen Rebellen Gehör gegeben, welche ihn in ihr Vaterland riefen, um die Freiheiten der Nation gegen

ſeinen eigenen Anverwandten, Philipp den Zweiten, zu vertheidigen. Matthias, der in der Stimme einer einzelnen Faction die Stimme des ganzen niederländiſchen Volks zu vernehmen glaubte, erſchien auf dieſen Ruf in den Niederlanden. Aber der Erfolg entſprach eben ſo wenig den Wünſchen der Brabanter, als ſeinen eigenen Erwartungen, und ruhmlos zog er ſich aus einer unweiſen Unternehmung. Deſto ehrenvoller war ſeine zweite Erſcheinung in der politiſchen Welt.

Nachdem ſeine wiederholteſten Aufforderungen an den Kaiſer ohne Wirkung geblieben, berief er die Erzherzoge, ſeine Brüder und Vettern, nach Preßburg, und pflog Rath mit ihnen über des Hauſes wachſende Gefahr. Einſtimmig übertragen die Brüder ihm, als dem Aelteſten, die Vertheidigung ihres Erbtheils, das ein blödſinniger Bruder verwahrloste. Alle ihre Gewalt und Rechte legen ſie in die Hand dieſes Aelteſten, und bekleiden ihn mit ſouveräner Vollmacht, über das gemeine Beſte nach Einſicht zu verfügen. Alſobald eröffnet Matthias Unterhandlungen mit der Pforte und mit den ungariſchen Rebellen, und ſeiner Geſchicklichkeit gelingt es, den Ueberreſt Ungarns durch einen Frieden mit den Türken, und durch einen Vertrag mit den Rebellen Oeſterreichs Anſprüche auf die verlorenen Provinzen zu retten. Aber Rudolph, eben ſo eiferſüchtig auf ſeine landesherrliche Gewalt, als nachläſſig, ſie zu behaupten, hält mit der Beſtätigung dieſes Friedens zurück, den er als einen ſtrafbaren Eingriff in ſeine Hoheit betrachtet. Er beſchuldigt den Erzherzog eines Verſtändniſſes mit dem Feinde und verrätheriſcher Abſichten auf die ungariſche Krone.

Die Geschäftigkeit des Matthias war nichts weniger als frei von eigennützigen Entwürfen gewesen; aber das Betragen des Kaisers beschleunigte die Ausführung dieser Entwürfe. Der Zuneigung der Ungarn, denen er kürzlich den Frieden geschenkt hatte, durch Dankbarkeit, durch seine Unterhändler der Ergebenheit des Adels versichert und in Oesterreich selbst eines zahlreichen Anhangs gewiß, wagt er es nun, mit seinen Absichten lauter hervorzutreten und die Waffen in der Hand, mit dem Kaiser zu rechten. Die Protestanten in Oesterreich und Mähren, lange schon zum Aufstande bereit, und jetzt von dem Erzherzoge durch die versprochene Religionsfreiheit gewonnen, nehmen laut und öffentlich seine Partei, und ihre längst gedrohte Verbindung mit den rebellischen Ungarn kommt wirklich zu Stande. Eine furchtbare Verschwörung hat sich auf Einmal gegen den Kaiser gebildet. Zu spät entschließt er sich, den begangenen Fehler zu verbessern; umsonst versucht er, diesen verderblichen Bund aufzulösen. Schon hat Alles die Waffen in der Hand; Ungarn, Oesterreich und Mähren haben dem Matthias gehuldigt, welcher schon auf dem Wege nach Böhmen ist, um dort den Kaiser in seiner Burg aufzusuchen und die Nerven seiner Macht zu zerschneiden.

Das Königreich Böhmen war für Oesterreich eine nicht viel ruhigere Besitzung als Ungarn, nur mit dem Unterschiede, daß hier mehr politische Ursachen, dort mehr die Religion die Zwietracht unterhielten. In Böhmen war ein Jahrhundert vor Luthern das erste Feuer der Religionskriege ausgebrochen, in Böhmen entzündete sich ein Jahrhundert nach Luthern die

Flamme des dreißigjährigen Kriegs. Die Secte, welcher Johann Huß die Entſtehung gegeben, lebte ſeitdem noch fort in Böhmen, einig mit der römiſchen Kirche in Ceremonie und Lehre, den einzigen Artikel des Abendmahls ausgenommen, welches der Huſſite in beiden Geſtalten genoß. Dieſes Vorrecht hatte die Baſel'ſche Kirchenverſammlung in einem eigenen Vertrage (den böhmiſchen Compactaten) Huſſens Anhängern zugeſtanden, und wiewohl ihm nachher von den Päpſten widerſprochen wurde, ſo fuhren ſie dennoch fort, es unter dem Schutze der Geſetze zu genießen. Da der Gebrauch des Kelchs das einzige erhebliche Unterſcheidungszeichen dieſer Secte ausmachte, ſo bezeichnete man ſie mit dem Namen der Utraquiſten (der in beiderlei Geſtalt Communicirenden), und ſie gefielen ſich in dieſem Namen, weil er ſie an ihr ſo theures Vorrecht erinnerte. Aber in dieſem Namen verbarg ſich auch die weit ſtrengere Secte der böhmiſchen und mähriſchen Brüder, welche in weit bedeutendern Punkten von der herrſchenden Kirche abwichen und mit den deutſchen Proteſtanten ſehr viel Aehnliches hatten. Bei beiden machten die deutſchen ſowohl als die ſchweizeriſchen Religionsneuerungen ein ſchnelles Glück, und der Name der Utraquiſten, womit ſie ihre veränderten Grundſätze noch immer zu bedecken wußten, ſchützte ſie vor der Verfolgung.

Im Grunde war es nichts mehr als der Name, was ſie mit jenen Utraquiſten gemein hatten; dem Weſen nach waren ſie ganz Proteſtanten. Voll Zuverſicht auf ihren mächtigen Anhang und auf des Kaiſers Toleranz, wagten ſie ſich unter Maximilians

Regierung mit ihren wahren Gesinnungen an das Licht. Sie setzten nach dem Beispiel der Deutschen eine eigene Confession auf, in welcher sowohl Lutheraner als Reformirte ihre Meinungen erkannten, und wollten alle Privilegien der ehemaligen utraquistischen Kirche auf diese neue Confession übertragen haben. Dieses Gesuch fand Widerspruch bei ihren katholischen Mitständen, und sie mußten sich mit einem bloßen Wort der Versicherung aus dem Munde des Kaisers begnügen.

So lange Maximilian lebte, genossen sie einer vollkommenen Duldung auch in ihrer neuen Gestalt; unter seinem Nachfolger änderte sich die Scene. Ein kaiserliches Edict erschien, welches den sogenannten böhmischen Brüdern die Religionsfreiheit absprach. Die böhmischen Brüder unterschieden sich in nichts von den übrigen Utraquisten; das Urtheil ihrer Verdammung mußte daher alle böhmischen Confessionsverwandten auf gleiche Art treffen. Alle setzten sich deßwegen dem kaiserlichen Mandate auf dem Landtage entgegen, aber ohne es umstoßen zu können. Der Kaiser und die katholischen Stände stützten sich auf die Compactaten und auf das böhmische Landrecht, worin sich freilich zum Vortheile einer Religion noch nichts fand, die damals die Stimme der Nation noch nicht für sich hatte. Aber wie viel hatte sich seitdem verändert! Was damals bloß eine unbedeutende Secte war, war jetzt herrschende Kirche geworden — und war es nun etwas anders, als Chicane, die Gränzen einer neu aufgekommenen Religion durch alte Verträge bestimmen zu wollen? Die böhmischen Protestanten beriefen sich auf die mündliche Versicherung

Maximilians und auf die Religionsfreiheit der Deutschen, denen sie in keinem Stücke nachgesetzt seyn wollten. Umsonst, sie wurden abgewiesen.

So standen die Sachen in Böhmen, als Matthias, bereits Herr von Ungarn, Oesterreich und Mähren, bei Kollin erschien, auch die böhmischen Landstände gegen den Kaiser zu empören. Des Letztern Verlegenheit stieg aufs höchste. Von allen seinen übrigen Erbstaaten verlassen, setzte er seine letzte Hoffnung auf die böhmischen Stände, von denen vorauszusehen war, daß sie seine Noth, zu Durchsetzung ihrer Forderungen, mißbrauchen würden. Nach langen Jahren erschien er zu Prag wieder öffentlich auf dem Landtage, und um auch dem Volke zu zeigen, daß er wirklich noch lebe, mußten alle Fensterläden auf dem Hofgange geöffnet werden, den er passirte; Beweis genug, wie weit es mit ihm gekommen war. Was er befürchtet hatte, geschah. Die Stände, welche ihre Wichtigkeit fühlten, wollten sich nicht eher zu einem Schritte verstehen, bis man ihnen über ihre ständischen Privilegien und die Religionsfreiheit vollkommene Sicherheit geleistet hätte. Es war vergeblich, sich jetzt noch hinter die alten Ausflüchte zu verkriechen; des Kaisers Schicksal war in ihrer Gewalt, und er mußte sich in die Nothwendigkeit fügen. Doch geschah dieses nur in Betreff ihrer übrigen Forderungen; die Religionsangelegenheiten behielt er sich vor, auf dem nächsten Landtage zu berichtigen.

Nun ergriffen die Böhmen die Waffen zu seiner Vertheidigung, und ein blutiger Bürgerkrieg sollte sich nun zwischen beiden Brüdern entzünden. Aber

Rudolph, der nichts ſo ſehr fürchtete, als in dieſer ſklaviſchen Abhängigkeit von den Ständen zu bleiben, erwartete dieſen nicht, ſondern eilte, ſich mit dem Erzherzoge, ſeinem Bruder, auf einem friedlichen Wege abzufinden. In einer förmlichen Entſagungsacte überließ er demſelben, was ihm nicht mehr zu nehmen war, Oeſterreich und das Königreich Ungarn, und erkannte ihn als ſeinen Nachfolger auf dem böhmiſchen Throne.

Theuer genug hatte ſich der Kaiſer aus dieſem Bedrängniſſe gezogen, um ſich unmittelbar darauf in einem neuen zu verwickeln. Die Religionsangelegenheiten der Böhmen waren auf den nächſten Landtag verwieſen worden; dieſer Landtag erſchien 1609. Sie forderten dieſelbe freie Religionsübung, wie unter dem vorigen Kaiſer, ein eigenes Conſiſtorium, die Einräumung der Prager Akademie, und die Erlaubniß, Defenſoren oder Freiheitsbeſchützer aus ihrem Mittel aufzuſtellen. Es blieb bei der erſten Antwort; denn der katholiſche Theil hatte alle Entſchließungen des furchtſamen Kaiſers gefeſſelt. So oft und in ſo drohender Sprache auch die Stände ihre Vorſtellungen erneuerten, Rudolph beharrte auf der erſten Erklärung, nichts über die alten Verträge zu bewilligen. Der Landtag ging unverrichteter Dinge auseinander, und die Stände, aufgebracht über den Kaiſer, verabredeten unter ſich eine eigenmächtige Zuſammenkunft zu Prag, um ſich ſelbſt zu helfen.

In großer Anzahl erſchienen ſie zu Prag. Des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, gingen die Berathſchlagungen vor ſich, und faſt unter den Augen des

Kaiſers. Die Nachgiebigkeit, die er anfing zu zeigen, bewies ihnen nur, wie ſehr ſie gefürchtet waren, und vermehrte ihren Trotz; in der Hauptſache blieb er unbeweglich. Sie erfüllten ihre Drohungen und faßten ernſtlich den Entſchluß, die freie Ausübung ihrer Religion an allen Orten von ſelbſt anzuſtellen und den Kaiſer ſo lange in ſeinen Bedürfniſſen zu verlaſſen, bis er dieſe Verfügung beſtätigt hätte. Sie gingen weiter und gaben ſich ſelbſt die Defenſoren, die der Kaiſer ihnen verweigerte. Zehn aus jedem der drei Stände wurden ernannt; man beſchloß auf das ſchleunigſte eine militäriſche Macht zu errichten, wobei der Hauptbeförderer dieſes Aufſtandes, der Graf von Thurn, als Generalwachtmeiſter angeſtellt wurde. Dieſer Ernſt brachte endlich den Kaiſer zum Nachgeben, wozu jetzt ſogar die Spanier ihm riethen. Aus Furcht, daß die aufs Aeußerſte gebrachten Stände ſich endlich gar dem Könige von Ungarn in die Arme werfen möchten, unterzeichnete er den merkwürdigen Majeſtätsbrief der Böhmen, durch welchen ſie unter den Nachfolgern dieſes Kaiſers ihren Aufruhr gerechtfertigt haben.

Die böhmiſche Confeſſion, welche die Stände dem Kaiſer Maximilian vorgelegt hatten, erhielt in dieſem Majeſtätsbriefe vollkommen gleiche Rechte mit der katholiſchen Kirche. Den Utraquiſten, wie die böhmiſchen Proteſtanten noch immer fortfuhren ſich zu nennen, wird die Prager Univerſität und ein eigenes Conſiſtorium zugeſtanden, welches von dem erzbiſchöflichen Stuhle zu Prag durchaus unabhängig iſt. Alle Kirchen, die ſie zur Zeit der Ausſtellung dieſes Briefes in Städten,

Dörfern und Märkten bereits inne haben, ſollen ihnen bleiben, und wenn ſie über dieſe Zahl noch neue erbauen laſſen wollten, ſo ſoll dieſes dem Herren- und Ritterſtande und allen Städten unverboten ſeyn. Dieſe letzte Stelle im Majeſtätsbriefe iſt es, über welche ſich nachher der unglückliche Streit entſpann, der Europa in Flammen ſetzte.

Der Majeſtätsbrief machte das proteſtantiſche Böhmen zu einer Art von Republik. Die Stände hatten die Macht kennen lernen, die ſie durch Standhaftigkeit, Eintracht und Harmonie in ihren Maßregeln gewannen. Dem Kaiſer blieb nicht viel mehr, als ein Schatten ſeiner landesherrlichen Gewalt; in der Perſon der ſogenannten Freiheitsbeſchützer wurde dem Geiſte des Aufruhrs eine gefährliche Aufmunterung gegeben. Böhmens Beiſpiel und Glück war ein verführeriſcher Wink für die übrigen Erbſtaaten Oeſterreichs, und alle ſchickten ſich an, ähnliche Privilegien auf einem ähnlichen Wege zu erpreſſen. Der Geiſt der Freiheit durchlief eine Provinz nach der andern; und da es vorzüglich die Uneinigkeit zwiſchen den öſterreichiſchen Prinzen war, was die Proteſtanten ſo glücklich zu benutzen gewußt hatten, ſo eilte man, den Kaiſer mit dem Könige von Ungarn zu verſöhnen.

Aber dieſe Verſöhnung konnte nimmermehr aufrichtig ſeyn. Die Beleidigung war zu ſchwer, um vergeben zu werden, und Rudolph fuhr fort, einen unauslöſchlichen Haß gegen Matthias in ſeinem Herzen zu nähren. Mit Schmerz und Unwillen verweilte er bei dem Gedanken, daß endlich auch das böhmiſche Scepter in eine ſo verhaßte Hand kommen ſollte! und

die Aussicht war nicht viel tröstlicher für ihn, wenn Matthias ohne Erben abginge. Alsdann war Ferdinand, Erzherzog von Grätz, das Haupt der Familie, den er eben so wenig liebte. Diesen sowohl, als den Matthias, von der böhmischen Thronfolge auszuschließen, verfiel er auf den Entwurf, Ferdinands Bruder, dem Erzherzoge Leopold, Bischof von Passau, der ihm unter allen seinen Agnaten der liebste und der verdienteste um seine Person war, diese Erbschaft zuzuwenden. Die Begriffe der Böhmen von der Wahlfreiheit ihres Königreichs, und ihre Neigung zu Leopolds Person, schienen diesen Entwurf zu begünstigen, bei welchem Rudolph mehr seine Parteilichkeit und Rachgier, als das Beste des Hauses zu Rathe gezogen hatte. Aber um dieses Project durchzusetzen, bedurfte es einer militärischen Macht, welche Rudolph auch wirklich im Bisthum Passau zusammenzog. Die Bestimmung dieses Corps wußte Niemand; aber ein unversehener Einfall, den es, aus Abgang des Soldes und ohne Wissen des Kaisers, in Böhmen that, und die Ausschweifungen, die es da verübte, brachte dieses ganze Königreich in Aufruhr gegen den Kaiser. Umsonst versicherte dieser die böhmischen Stände von seiner Unschuld — sie glaubten ihm nicht; umsonst versuchte er den eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten seiner Soldaten Einhalt zu thun — sie hörten ihn nicht. In der Voraussetzung, daß es auf Vernichtung des Majestätsbriefes abgesehen sey, bewaffneten die Freiheitsbeschützer das ganze protestantische Böhmen, und Matthias wurde ins Land gerufen. Nach Verjagung seiner Passauischen Truppen blieb der Kaiser, entblößt von aller Hülfe, zu Prag,

wo man ihn, gleich einem Gefangenen, in seinem eigenen Schlosse bewachte und alle seine Räthe von ihm entfernte. Matthias war unterdessen unter allgemeinem Frohlocken in Prag eingezogen, wo Rudolph kurz nachher kleinmüthig genug war, ihn als König von Böhmen anzuerkennen. So hart strafte diesen Kaiser das Schicksal, daß er seinem Feind noch lebend einen Thron überlassen mußte, den er ihm nach seinem Tode nicht gegönnt hatte. Seine Demüthigung zu vollenden, nöthigte man ihn, seine Unterthanen in Böhmen, Schlesien und der Lausitz durch eine eigenhändige Entsagungsacte aller ihrer Pflichten zu entlassen; und er that dieses mit zerrissener Seele. Alles, auch die er sich am meisten verpflichtet zu haben glaubte, hatte ihn verlassen. Als die Unterzeichnung geschehen war, warf er den Hut zur Erde und zerbiß die Feder, die ihm einen so schimpflichen Dienst geleistet hatte.

Indem Rudolph eines seiner Erbländer nach dem andern verlor, wurde die Kaiserwürde nicht viel besser von ihm behauptet. Jede der Religionsparteien, unter welche Deutschland vertheilt war, fuhr in ihrem Bestreben fort, sich auf Unkosten der andern zu verbessern, oder gegen ihre Angriffe zu verwahren. Je schwächer die Hand war, welche das Scepter des Reichs hielt, und je mehr sich Protestanten und Katholiken sich selbst überlassen fühlten, desto mehr mußte ihre Aufmerksamkeit auf einander gespannt werden, desto mehr das gegenseitige Mißtrauen wachsen. Es war genug, daß der Kaiser durch Jesuiten regiert und durch spanische Rathschläge geleitet wurde, um den Protestanten Ursache zur Furcht und einen Vorwand zu Feindselig-

keiten zu geben. Der unbesonnene Eifer der Jesuiten, welche in Schriften und auf der Kanzel die Gültigkeit des Religionsfriedens zweifelhaft machten, schürte ihr Mißtrauen immer mehr, und ließ sie in jedem gleichgültigen Schritte der Katholischen gefährliche Zwecke vermuthen. Alles, was in den kaiserlichen Erblanden zu Einschränkung der evangelischen Religion unternommen wurde, machte die Aufmerksamkeit des ganzen protestantischen Deutschlands rege; und eben dieser mächtige Rückhalt, den die evangelischen Unterthanen Oesterreichs an ihren Religionsverwandten im übrigen Deutschland fanden oder zu finden erwarteten, hatte einen großen Antheil an ihrem Trotz und an dem schnellen Glücke des Matthias. Man glaubte in dem Reiche, daß man den längern Genuß des Religionsfriedens nur den Verlegenheiten zu danken hätte, worein den Kaiser die innerlichen Unruhen in seinen Ländern versetzten, und eben darum eilte man nicht, ihn aus diesen Verlegenheiten zu reißen.

Fast alle Angelegenheiten des Reichstags blieben entweder aus Saumseligkeit des Kaisers, oder durch die Schuld der protestantischen Reichsstände liegen, welche es sich zum Gesetze gemacht hatten, nicht eher zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen des Reichs etwas beizutragen, bis ihre Beschwerden gehoben wären. Diese Beschwerden wurden vorzüglich über das schlechte Regiment des Kaisers, über Kränkung des Religionsfriedens, und über die neuen Anmaßungen des Reichshofraths geführt, welcher unter dieser Regierung angefangen hatte, zum Nachtheile des Kammergerichts seine Gerichtsbarkeit zu erweitern. Sonst hatten die

Kaiser in unwichtigen Fällen für sich allein, in wichtigen mit Zuziehung der Fürsten, alle Rechtshändel zwischen den Ständen, die das Faustrecht nicht ohne sie ausmachte, in höchster Instanz entschieden, oder durch kaiserliche Richter, die ihrem Hoflager folgten, entscheiden lassen. Dieses oberrichterliche Amt hatten sie am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts einem regelmäßigen, fortdauernden und stehenden Tribunal, dem Kammergerichte zu Speier, übertragen, zu welchem die Stände des Reichs, um nicht durch die Willkür des Kaisers unterdrückt zu werden, sich vorbehielten, die Beisitzer zu stellen, auch die Aussprüche des Gerichts durch periodische Revisionen zu untersuchen. Durch den Religionsfrieden war dieses Recht der Stände, das Präsentations- und Visitationsrecht genannt, auch auf die Lutherischen ausgedehnt worden, so daß nunmehr auch protestantische Richter in protestantischen Rechtshändeln sprachen, und ein scheinbares Gleichgewicht beider Religionen in diesem höchsten Reichsgerichte statt fand.

Aber die Feinde der Reformation und der ständischen Freiheit, wachsam auf jeden Umstand, der ihre Zwecke begünstigte, fanden bald einen Ausweg, den Nutzen dieser Einrichtung zu zerstören. Nach und nach kam es auf, daß ein Privatgerichtshof des Kaisers, der Reichshofrath in Wien — anfänglich zu nichts Anderm bestimmt, als dem Kaiser in Ausübung seiner unbezweifelten persönlichen Kaiserrechte mit Rath an die Hand zu gehen — ein Tribunal, dessen Mitglieder, von dem Kaiser allein willkürlich aufgestellt und von ihm allein besoldet, den Vortheil ihres

Herrn zu ihrem höchſten Geſetze, und das Beſte der katholiſchen Religion, zu welcher ſie ſich bekannten, zu ihrer einzigen Richtſchnur machen mußten — die höchſte Juſtiz über die Reichsſtände ausübte. Vor den Reichshofrath wurden nunmehr viele Rechtshändel zwiſchen Ständen ungleicher Religion gezogen, über welche zu ſprechen nur dem Kammergericht gebührte, und vor Entſtehung deſſelben dem Fürſtenrathe gebührt hatte. Kein Wunder, wenn die Ausſprüche dieſes Gerichtshofs ihren Urſprung verriethen, wenn von katholiſchen Richtern und von Creaturen des Kaiſers dem Intereſſe der katholiſchen Religion und des Kaiſers die Gerechtigkeit aufgeopfert wurde. Obgleich alle Reichsſtände Deutſchlands Urſache zu haben ſchienen, einem ſo gefährlichen Mißbrauche in Zeiten zu begegnen, ſo ſtellten ſich doch bloß allein die Proteſtanten, welche er am empfindlichſten drückte, und unter dieſen nicht einmal alle, als Vertheidiger der deutſchen Freiheit auf, die ein ſo willkürliches Inſtitut an ihrer heiligſten Stelle, an der Gerechtigkeitspflege, verletzte. In der That würde Deutſchland gar wenig Urſache gehabt haben, ſich zu Abſchaffung des Fauſtrechts und Einſetzung des Kammergerichts Glück zu wünſchen, wenn neben dem letztern noch eine willkürliche kaiſerliche Gerichtsbarkeit ſtattfinden durfte. Die deutſchen Reichsſtände würden ſich gegen jene Zeiten der Barbarei gar wenig verbeſſert haben, wenn das Kammergericht, wo ſie zugleich mit dem Kaiſer zu Gerichte ſaßen, für welches ſie doch das ehemalige Fürſtenrecht aufgegeben hatten, aufhören ſollte, eine nothwendige Inſtanz zu ſeyn. Aber in den Köpfen dieſes Zeitalters wurden oft die

seltsamsten Widersprüche vereinigt. Dem Namen Kaiser, einem Vermächtnisse des despotischen Roms, klebte damals noch ein Begriff von Machtvollkommenheit an, der gegen das übrige Staatsrecht der Deutschen den lächerlichsten Abstich machte, aber nichtsdestoweniger von den Juristen in Schutz genommen, von den Beförderern des Despotismus verbreitet und von den Schwachen geglaubt wurde.

An diese allgemeinen Beschwerden schloß sich nach und nach eine Reihe von besondern Vorfällen an, welche die Besorglichkeit der Protestanten zuletzt bis zu dem höchsten Mißtrauen spannten. Während der spanischen Religionsverfolgungen in den Niederlanden hatten sich einige protestantische Familien in die katholische Reichsstadt Aachen geflüchtet, wo sie sich bleibend niederließen und unvermerkt ihren Anhang vermehrten. Nachdem es ihnen durch List gelungen war, einige ihres Glaubens in den Stadtrath zu bringen, so forderten sie eine eigene Kirche und einen öffentlichen Gottesdienst, welchen sie sich, da sie eine abschlägige Antwort erhielten, nebst dem ganzen Stadtregimente, auf einem gewaltsamen Wege verschafften. Eine so ansehnliche Stadt in protestantischen Händen zu sehen, war ein zu harter Schlag für den Kaiser und die ganze katholische Partei. Nachdem alle kaiserlichen Ermahnungen und Befehle zu Wiederherstellung des vorigen Zustandes fruchtlos geblieben, erklärte ein Schluß des Reichshofraths die Stadt in die Reichsacht, welche aber erst unter der folgenden Regierung vollzogen wurde.

Von größerer Bedeutung waren zwei andere Versuche der Protestanten, ihr Gebiet und ihre Macht

zu erweitern. Kurfürſt Gebhard zu Köln, geborner Truchſeß von Waldburg, empfand für die junge Gräfin Agnes von Mannsfeld, Kanoniſſin zu Gerresheim, eine heftige Liebe, die nicht unerwiedert blieb. Da die Augen von ganz Deutſchland auf dieſes Verſtändniß gerichtet waren, ſo forderten die Brüder der Gräfin, zwei eifrige Calviniſten, Genugthuung für die beleidigte Ehre ihres Hauſes, die, ſo lange der Kurfürſt ein katholiſcher Biſchof blieb, durch keine Heirath gerettet werden konnte. Sie drohten dem Kurfürſten, in ſeinem und ihrer Schweſter Blut dieſe Schande zu tilgen, wenn er nicht ſogleich allem Umgange mit der Gräfin entſagte, oder ihre Ehre vor dem Altare wiederherſtellte. Der Kurfürſt, gleichgültig gegen alle Folgen dieſes Schrittes, hörte nichts, als die Stimme der Liebe. Sey es, daß er der reformirten Religion überhaupt ſchon geneigt war, oder daß die Reize ſeiner Geliebten allein dieſes Wunder wirkten — er ſchwur den katholiſchen Glauben ab und führte die ſchöne Agnes zum Altare.

Der Fall war von der höchſten Bedenklichkeit. Nach dem Buchſtaben des geiſtlichen Vorbehalts hatte der Kurfürſt durch dieſe Apoſtaſie alle Rechte an ſein Erzſtift verloren, und wenn es den Katholiken bei irgend einer Gelegenheit wichtig war, den geiſtlichen Vorbehalt durchzuſetzen, ſo war es bei Kurfürſtenthümern wichtig. Auf der andern Seite war die Scheidung von der höchſten Gewalt ein ſo harter Schritt, und um ſo härter für einen ſo zärtlichen Gemahl, der den Werth ſeines Herzens und ſeiner Hand durch das Geſchenk eines Fürſtenthums ſo gern zu erhöhen gewünſcht hätte.

Der geistliche Vorbehalt war ohnehin ein bestrittener Artikel des Augsburger Friedens, und dem ganzen protestantischen Deutschland schien es von äußerster Wichtigkeit zu seyn, dem katholischen Theile diese vierte Kur zu entreißen. Das Beispiel selbst war schon in mehrern geistlichen Stiftern Niederdeutschlands gegeben und glücklich durchgesetzt worden. Mehrere Domcapitularen aus Köln waren bereits Protestanten und auf des Kurfürsten Seite; in der Stadt selbst war ihm ein zahlreicher protestantischer Anhang gewiß. Alle diese Gründe, denen das Zureden seiner Freunde und Verwandten und die Versprechungen vieler deutschen Höfe noch mehr Stärke gaben, brachten den Kurfürsten zu dem Entschlusse, auch bei veränderter Religion sein Erzstift beizubehalten.

Aber bald genug zeigte sich's, daß er einen Kampf unternommen hatte, den er nicht endigen konnte. Schon die Freigebung des protestantischen Gottesdienstes in den Kölnischen Landen hatte bei den katholischen Landständen und Domcapitularen den heftigsten Widerspruch gefunden. Die Dazwischenkunft des Kaisers und ein Bannstrahl aus Rom, der ihn als einen Apostaten verfluchte und aller seiner sowohl geistlichen, als weltlichen Würden entsetzte, bewaffnete gegen ihn seine Landstände und sein Capitel. Der Kurfürst sammelte eine militärische Macht; die Capitularen thaten ein Gleiches. Um sich schnell eines mächtigen Arms zu versichern, eilten sie zu einer neuen Kurfürstenwahl, welche für den Bischof von Lüttich, einen bayerischen Prinzen, entschieden wurde.

Ein bürgerlicher Krieg fing jetzt an, der, bei dem

großen Antheil, den beide Religionsparteien in Deutschland an diesem Vorfalle nothwendig nehmen mußten, leicht in eine allgemeine Auflösung des Reichsfriedens endigen konnte. Am meisten empörte es die Protestanten, daß der Papst sich hatte herausnehmen dürfen, aus angemaßter apostolischer Gewalt einen Reichsfürsten seiner Reichswürden zu entkleiden. Noch in den goldenen Zeiten ihrer geistlichen Herrschaft war den Päpsten dieses Recht widersprochen worden; wie vielmehr in einem Jahrhundert, wo ihr Ansehen bei einem Theile gänzlich gestürzt war und bei dem andern auf sehr schwachen Pfeilern ruhte! Alle protestantischen Höfe Deutschlands nahmen sich dieser Sache nachdrücklich bei dem Kaiser an; Heinrich der Vierte von Frankreich, damals noch König von Navarra, ließ keinen Weg der Unterhandlung unversucht, den deutschen Fürsten die Handhabung ihrer Rechte kräftig zu empfehlen. Der Fall war entscheidend für Deutschlands Freiheit. Vier protestantische Stimmen gegen drei katholische im Kurfürstenrathe mußten das Uebergewicht der Macht auf protestantische Seite neigen und dem österreichischen Hause den Weg zum Kaiserthron auf ewig versperren.

Aber Kurfürst Gebhard hatte die reformirte und nicht die lutherische Religion ergriffen, dieser einzige Umstand machte sein Unglück. Die Erbitterung dieser beiden Kirchen gegen einander ließ es nicht zu, daß die evangelischen Reichsstände den Kurfürsten als den Ihrigen ansahen und als einen solchen mit Nachdruck unterstützten. Alle hatten ihm zwar Muth zugesprochen und Hülfe zugesagt; aber nur ein apanagirter Prinz des pfälzischen Hauses, Pfalzgraf Johann Casimir,

ein calviniſcher Eiferer, hielt ihm Wort. Dieſer eilte, des kaiſerlichen Verbots ungeachtet, mit ſeinem kleinen Heer ins Kölniſche, doch ohne etwas Erhebliches auszurichten, weil ihn der Kurfürſt, ſelbſt von dem Nothwendigſten entblößt, ganz und gar ohne Hülfe ließ. Deſto ſchnellere Fortſchritte machte der neupoſtulirte Kurfürſt, den ſeine bayeriſchen Verwandten und die Spanier von den Niederlanden aus aufs kräftigſte unterſtützten. Die Gebhardiſchen Truppen, von ihrem Herrn ohne Sold gelaſſen, lieferten dem Feind einen Platz nach dem andern aus; andere wurden zur Uebergabe gezwungen. Gebhard hielt ſich noch etwas länger in ſeinen weſtphäliſchen Landen, bis er auch hier der Uebermacht zu weichen gezwungen war. Nachdem er in Holland und England mehrere vergebliche Verſuche zu ſeiner Wiederherſtellung gethan, zog er ſich in das Stift Straßburg zurück, um dort als Domdechant zu ſterben; das erſte Opfer des geiſtlichen Vorbehalts, oder vielmehr der ſchlechten Harmonie unter den deutſchen Proteſtanten.

An dieſe Kölniſche Streitigkeit knüpfte ſich kurz nachher eine neue in Straßburg an. Mehrere proteſtantiſche Domcapitularen aus Köln, die der päpſtliche Bannſtrahl zugleich mit dem Kurfürſten getroffen hatte, hatten ſich in dieſes Bisthum geflüchtet, wo ſie gleichfalls Präbenden beſaßen. Da die katholiſchen Capitularen in dem Straßburger Stifte Bedenken trugen, ihnen als Geächteten den Genuß ihrer Präbenden zu geſtatten, ſo ſetzten ſie ſich eigenmächtig und gewaltſam in Beſitz, und ein mächtiger proteſtantiſcher Anhang unter den Bürgern von Straßburg verſchaffte

ihnen bald die Oberhand in dem Stifte. Die katholischen Domherren entwichen nach Elsaß-Zabern, wo sie unter dem Schutze ihres Bischofs ihr Capitel als das einzig rechtmäßige fortführten und die in Straßburg Zurückgebliebenen für unächt erklärten. Unterdessen hatten sich diese Letztern durch Aufnahme mehrerer protestantischer Mitglieder von hohem Range verstärkt, daß sie sich nach dem Absterben des Bischofs herausnehmen konnten, in der Person des Prinzen Johann Georg von Brandenburg einen neuen protestantischen Bischof zu postuliren. Die katholischen Domherren, weit entfernt, diese Wahl zu genehmigen, postulirten den Bischof von Metz, einen Prinzen von Lothringen, zu dieser Würde, der seine Erhebung sogleich durch Feindseligkeiten gegen das Gebiet von Straßburg verkündigte.

Da die Stadt Straßburg für das protestantische Capitel und den Prinzen von Brandenburg zu den Waffen griff, die Gegenpartei aber mit Hülfe lothringischer Truppen die Stiftsgüter an sich zu reißen suchte, so kam es zu einem langwierigen Kriege, der, nach dem Geiste jener Zeiten, von einer barbarischen Verheerung begleitet war. Umsonst trat der Kaiser mit seiner höchsten Autorität dazwischen, den Streit zu entscheiden: die Stiftsgüter blieben noch lange Zeit zwischen beiden Parteien getheilt, bis endlich der protestantische Prinz für ein mäßiges Aequivalent an Gelde seinen Ansprüchen entsagte, und also auch hier die katholische Kirche siegreich davon ging.

Noch bedenklicher war für das ganze protestantische Deutschland, was sich, bald nach Schlichtung des

vorigen Streits, mit Donauwörth, einer schwäbischen Reichsstadt, ereignete. In dieser sonst katholischen Stadt war unter Ferdinands und seines Sohnes Regierung die protestantische Religionspartei auf dem gewöhnlichen Wege so sehr die herrschende geworden, daß sich die katholischen Einwohner mit einer Nebenkirche im Kloster des heiligen Kreuzes begnügen, und dem Aergerniß der Protestanten ihre meisten gottesdienstlichen Gebräuche entziehen mußten. Endlich wagte es ein fanatischer Abt dieses Klosters, der Volksstimme zu trotzen, und eine öffentliche Procession mit Vortragung des Kreuzes und fliegenden Fahnen anzustellen; aber man zwang ihn bald, von diesem Vorhaben abzustehen. Als dieser nämliche Abt, durch eine günstige kaiserliche Erklärung ermuntert, ein Jahr darauf diese Procession wiederholte, schritt man zu offenbarer Gewalt. Der fanatische Pöbel sperrte den zurückkommenden Klosterbrüdern das Thor, schlug ihre Fahnen zu Boden, und begleitete sie unter Schreien und Schimpfen nach Hause. Eine kaiserliche Citation war die Folge dieser Gewaltthätigkeit; und als das aufgebrachte Volk sogar Miene machte, sich an den kaiserlichen Commissarien zu vergreifen, als alle Versuche einer gütlichen Beilegung von dem fanatischen Haufen rückgängig gemacht wurden, so erfolgte endlich die förmliche Reichsacht gegen die Stadt, welche zu vollstrecken dem Herzoge Maximilian von Bayern übertragen wurde. Kleinmuth ergriff die sonst so trotzige Bürgerschaft bei Annäherung des bayerischen Heers, und ohne Widerstand streckte sie die Waffen. Die gänzliche Abschaffung der protestantischen Religion in ihren Mauern war die

Strafe ihres Vergehens. Die Stadt verlor ihre Privilegien, und wurde aus einer schwäbischen Reichsstadt in eine bayerische Landstadt verwandelt.

Zwei Umstände begleiteten diesen Vorgang, welche die höchste Aufmerksamkeit der Protestanten erregen mußten, wenn auch das Interesse der Religion weniger wirksam bei ihnen gewesen wäre. Der Reichshofrath, ein willkürliches und durchaus katholisches Tribunal, dessen Gerichtsbarkeit ohnehin so heftig von ihnen bestritten wurde, hatte das Urtheil gefällt, und dem Herzoge von Bayern, dem Chef eines fremden Kreises, hatte man die Vollstreckung desselben übertragen. So constitutionswidrige Schritte kündigten ihnen von katholischer Seite gewaltthätige Maßregeln an, welche sich leicht auf geheime Verabredungen und einen gefährlichen Plan stützen und mit der gänzlichen Unterdrückung ihrer Religionsfreiheit endigen konnten.

In einem Zustande, wo das Recht der Stärke gebietet, und auf der Macht allein alle Sicherheit beruht, wird immer der schwächste Theil der geschäftigste seyn, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Dieses war jetzt der Fall auch in Deuschland. Wenn von den Katholiken wirklich etwas Schlimmes gegen die Protestanten beschlossen war, so mußte, der vernünftigsten Berechnung nach, der erste Streich vielmehr in das südliche als in das nördliche Deutschland schlagen, weil die niederdeutschen Protestanten in einer langen ununterbrochenen Länderstrecke mit einander zusammenhingen, und sich also sehr leicht unterstützen konnten, die oberdeutschen aber, von den übrigen abgetrennt, und um und um von katholischen Staaten umlagert, jedem Einfalle

bloßgeſtellt waren. Wenn ferner, wie zu vermuthen war, die Katholiken die innern Trennungen der Proteſtanten benutzen und ihren Angriff gegen eine einzelne Religionspartei richten würden, ſo waren die Calviniſten, als die Schwächern und welche ohnehin vom Religionsfrieden ausgeſchloſſen waren, augenſcheinlich in einer nähern Gefahr, und auf ſie mußte der erſte Streich niederfallen.

Beides traf in den kurpfälziſchen Landen zuſammen, welche an dem Herzoge von Bayern einen ſehr bedenklichen Nachbar hatten, wegen ihres Rückfalls zum Calvinismus aber von dem Religionsfrieden keinen Schutz und von den evangeliſchen Ständen wenig Beiſtand hoffen konnten. Kein deutſches Land hat in ſo kurzer Zeit ſo ſchnelle Religionswechſel erfahren, als die Pfalz in damaligen Zeiten. In dem kurzen Zeitraum von ſechzig Jahren ſah man dieſes Land, ein unglückliches Spielwerk ſeiner Beherrſcher, zweimal zu Luthers Glaubenslehre ſchwören, und dieſe Lehre zweimal für den Calvinismus verlaſſen. Kurfürſt Friedrich der Dritte war der Augsburgiſchen Confeſſion zuerſt ungetreu geworden, welche ſein erſtgeborner Sohn und Nachfolger, Ludwig ſchnell und gewaltſam wieder zur herrſchenden machte. Im ganzen Lande wurden die Calviniſten ihrer Kirchen beraubt, ihre Prediger und ſelbſt die Schullehrer ihrer Religion aus den Gränzen verwieſen, und auch noch in ſeinem Teſtamente verfolgte ſie der eifrig evangeliſche Fürſt, indem er nur ſtrengorthodoxe Lutheraner zu Vormündern ſeines minderjährigen Prinzen ernannte. Aber dieſes geſetzwidrige Teſtament vernichtete Pfalzgraf Johann

Casimir, sein Bruder, und nahm nach den Vorschriften der goldenen Bulle Besitz von der Vormundschaft und der ganzen Verwaltung des Landes. Dem neunjährigen Kurfürsten (Friedrich dem Vierten) gab man Calvinische Lehrer, denen aufgetragen war, den lutherischen Ketzerglauben, selbst wenn es seyn müßte mit Schlägen, aus der Seele ihres Zöglings herauszutreiben. Wenn man so mit dem Herrn verfuhr, so läßt sich leicht auf die Behandlung des Unterthanen schließen.

Unter diesem Friedrich dem Vierten war es, wo sich der pfälzische Hof ganz besonders geschäftig zeigte, die protestantischen Stände Deutschlands zu einträchtigen Maßregeln gegen das Haus Oesterreich zu vermögen, und wo möglich einen allgemeinen Zusammentritt derselben zu Stande zu bringen. Nebendem, daß dieser Hof durch französische Rathschläge geleitet wurde, von denen immer der Haß gegen Oesterreich die Seele war, zwang ihn die Sorge für seine eigene Sicherheit, sich gegen einen nahen und überlegenen Feind des so zweifelhaften Schutzes der Evangelischen bei Zeiten zu versichern. Große Schwierigkeiten setzen sich dieser Vereinigung entgegen; weil die Abneigung der Evangelischen gegen die Reformirten kaum geringer war, als ihr gemeinschaftlicher Abscheu vor den Papisten. Man versuchte also zuerst, die Religionen zu vereinigen, um dadurch die politische Verbindung zu erleichtern: aber alle diese Versuche schlugen fehl, und endigten gewöhnlich damit, daß sich jeder Theil nur desto mehr in seiner Meinung befestigte. Nichts blieb also übrig, als die Furcht und das Mißtrauen der Evangelischen zu

vermehren, und dadurch die Nothwendigkeit einer solchen Vereinigung zu fühlen. Man vergrößerte die Macht der Katholischen; man übertrieb die Gefahr; zufällige Ereignisse wurden einem überdachten Plane zugeschrieben, unschuldige Vorfälle durch gehässige Auslegungen entstellt, und dem ganzen Betragen der Katholischen eine Uebereinstimmung und Planmäßigkeit geliehen, wovon sie wahrscheinlich weit entfernt gewesen sind.

Der Reichstag zu Regensburg, auf welchem die Protestanten sich Hoffnung gemacht hatten, die Erneuerung des Religionsfriedens durchzusetzen, hatte sich fruchtlos zerschlagen, und zu ihren bisherigen Beschwerden war noch die neuerliche Unterdrückung von Donauwörth hinzugekommen. Unglaublich schnell kam die so lange gesuchte Vereinigung zu Stande. Zu Anhausen in Franken traten (1608) der Kurfürst Friedrich der Vierte von der Pfalz, der Pfalzgraf von Neuburg, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und der Herzog Johann Friedrich von Würtemberg — also Lutheraner mit Calvinisten — für sich und ihre Erben in ein enges Bündniß, die evangelische Union genannt, zusammen. Der Inhalt derselben war, daß die unirten Fürsten, in Angelegenheiten der Religion und ihrer ständischen Rechte, einander wechselweise gegen jeden Beleidiger mit Rath und That unterstützen und Alle für Einen Mann stehen sollten; daß einem jeden mit Krieg überzogenen Mitgliede der Union von den übrigen sogleich mit einer kriegerischen Macht sollte beigesprungen, jedem im Nothfalle für seine Truppen die Ländereien, die Städte und Schlösser der mitunirten Stände geöffnet, was erobert

würde aber, nach Verhältniß des Beitrags, den ein jedes dazu gegeben, unter ſämmtliche Glieder vertheilt werden ſollte. Die Direction des ganzen Bundes wurde in Friedenszeiten Kurpfalz überlaſſen, doch mit eingeſchränkter Gewalt, zu Beſtreitung der Unkoſten Vorſchüſſe gefordert und ein Fond niedergelegt. Die Religionsverſchiedenheit (zwiſchen Lutheranern und Calviniſten) ſollte auf den Bund keinen Einfluß haben, das Ganze auf zehn Jahre gelten. Jedes Mitglied der Union hatte ſich zugleich anheiſchig machen müſſen, neue Mitglieder anzuwerben. Kurbrandenburg ließ ſich bereitwillig finden; Kurſachſen mißbilligte den Bund. Heſſen konnte keine freie Entſchließung faſſen; die Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg hatten gleichfalls Bedenklichkeiten. Aber die drei Reichsſtädte Straßburg, Nürnberg und Ulm waren keine unwichtige Eroberung für den Bund, weil man ihres Geldes ſehr bedürftig war, und ihr Beiſpiel von mehreren andern Reichsſtädten nachgeahmt werden konnte.

Die unirten Stände, einzeln muthlos und wenig gefürchtet, führten nach geſchloſſener Vereinigung eine kühnere Sprache. Sie brachten durch den Fürſten Chriſtian von Anhalt ihre gemeinſchaftlichen Beſchwerden und Forderungen vor den Kaiſer, unter denen die Wiederherſtellung Donauwörths, die Aufhebung der kaiſerlichen Hofproceſſe und die Reformen ſeines eigenen Regiments und ſeiner Rathgeber den oberſten Platz einnahmen. Zu dieſen Vorſtellungen hatten ſie gerade die Zeit gewählt, wo der Kaiſer von den Unruhen in ſeinen Erbländern kaum zu Athem kommen konnte; wo er Oeſterreich und Ungarn kürzlich an Matthias

verloren, und seine böhmische Krone bloß durch Bewilligung des Majestätsbriefs gerettet hatte: wo endlich durch die jülichische Succession schon von ferne ein neues Kriegsfeuer zubereitet wurde. Kein Wunder, daß dieser langsame Fürst sich jetzt weniger als je in seinen Entschließungen übereilte, und die Union früher zu dem Schwerte griff, als der Kaiser sich besonnen hatte.

Die Katholiken bewachten mit Blicken voll Argwohn die Union; die Union hütete eben so mißtrauisch die Katholiken und den Kaiser; der Kaiser beide; und auf allen Seiten waren Furcht und Erbitterung aufs Höchste gestiegen. Und gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkt mußte sich durch den Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich eine höchst streitige Erbfolge in den jülich-cleviſchen Landen eröffnen.

Acht Competenten meldeten sich zu dieser Erbschaft, deren Unzertrennlichkeit durch solenne Verträge festgesetzt worden war; und der Kaiser, der Lust bezeigte, sie als ein erledigtes Reichslehen einzuziehen, konnte für den neunten gelten. Vier von diesen, der Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Pfalzgraf von Zweibrücken und der Markgraf von Burgau, ein österreichischer Prinz, forderten es als ein Weiberlehen, im Namen von vier Prinzessinnen, Schwestern des verstorbenen Herzogs. Zwei andere, der Kurfürst von Sachsen, Albertinischer, und die Herzoge von Sachsen, Erneſtiniſcher Linie, beriefen sich auf eine frühere Anwartschaft, welche ihnen Kaiser Friedrich der Dritte auf diese Erbschaft ertheilt, und Maximilian der Erste

beiden ſächſiſchen Häuſern beſtätigt hatte. Auf die Anſprüche einiger auswärtigen Prinzen wurde nicht geachtet. Das nächſte Recht war vielleicht auf der Seite Brandenburgs und Neuburgs, und es ſchien beide Theile ziemlich gleich zu begünſtigen. Beide Höfe ließen auch ſogleich nach Eröffnung der Erbſchaft Beſitz ergreifen; den Anfang machte Brandenburg, und Neuburg folgte. Beide fingen ihren Streit mit der Feder an, und würden ihn wahrſcheinlich mit dem Degen geendigt haben; aber die Dazwiſchenkunft des Kaiſers, der dieſen Rechtshandel vor ſeinen Thron ziehen, einſtweilen aber die ſtreitigen Länder in Sequeſter nehmen wollte, brachte beide ſtreitende Parteien zu einem ſchnellen Vergleich, um die gemeinſchaftliche Gefahr abzuwenden. Man kam überein, das Herzogthum in Gemeinſchaft zu regieren. Umſonſt, daß der Kaiſer die Landſtände auffordern ließ, ihren neuen Herren die Huldigung zu verweigern — umſonſt, daß er ſeinen eigenen Anverwandten, den Erzherzog Leopold, Biſchof von Paſſau und Straßburg, ins Jülichiſche ſchickte, um dort durch ſeine perſönliche Gegenwart der kaiſerlichen Partei aufzuhelfen. Das ganze Land, außer Jülich, hatte ſich den proteſtantiſchen Prinzen unterworfen, und die kaiſerliche Partei wurde in dieſer Hauptſtadt belagert.

Die jülichiſche Streitigkeit war dem ganzen deutſchen Reiche wichtig und erregte ſogar die Aufmerkſamkeit mehrerer europäiſcher Höfe. Es war nicht ſowohl die Frage: wer das jülichiſche Herzogthum beſitzen und wer es nicht beſitzen ſollte? — die Frage war: welche von beiden Parteien in Deutſchland, die katholiſche

oder die protestantische, sich um eine so ansehnliche Besitzung vergrößern, für welche von beiden Religionen dieser Landstrich gewonnen oder verloren werden sollte? Die Frage war: ob Oesterreich abermals in seinen Anmaßungen durchdringen und seine Ländersucht mit einem neuen Raube vergnügen, oder ob Deutschlands Freiheit und das Gleichgewicht seiner Macht gegen die Anmaßungen Oesterreichs behauptet werden sollte? Der jülichische Erbfolgestreit war also eine Angelegenheit für alle Mächte, welche Freiheit begünstigten und Oesterreich anfeindeten. Die evangelische Union, Holland, England, und vorzüglich Heinrich der Vierte von Frankreich, wurden darein gezogen.

Dieser Monarch, der die schönste Hälfte seines Lebens an das Haus Oesterreich und Spanien verloren, der nur mit ausdauernder Heldenkraft endlich alle Berge erstiegen, welche dieses Haus zwischen ihn und den französischen Thron gewälzt hatte, war bis hieher kein müßiger Zuschauer der Unruhen in Deutschland gewesen. Eben dieser Kampf der Stände mit dem Kaiser schenkte und sicherte seinem Frankreich den Frieden. Die Protestanten und Türken waren die zwei heilsamen Gewichte, welche die österreichische Macht in Osten und Westen darniederzogen, aber in ihrer ganzen Schreckbarkeit stand sie wieder auf, sobald man ihr vergönnte, diesen Zwang abzuwerfen. Heinrich der Vierte hatte ein halbes Menschenalter lang das ununterbrochene Schauspiel von österreichischer Herrschbegierde und österreichischem Länderdurst vor Augen, den weder Widerwärtigkeit, noch selbst Geistesarmuth, die doch sonst alle Leidenschaften mäßigt, in einer Brust

löschen konnten, worin nur ein Tropfen von dem Blute Ferdinands des Arraganiers floß. Die österreichische Länderſucht hatte ſchon ſeit einem Jahrhundert Europa aus einem glücklichen Frieden geriſſen, und in dem Innern ſeiner vornehmſten Staaten eine gewaltſame Veränderung bewirkt. Sie hatte die Aecker von Pflügen, die Werkſtätten von Künſtlern entblößt, um die Länder mit ungeheuren, nie geſehenen Heeresmaſſen, kaufmänniſche Meere mit feindſeligen Flotten zu bedecken. Sie hatte den europäiſchen Fürſten die Nothwendigkeit auferlegt, den Fleiß ihrer Unterthanen mit nie erhörten Schatzungen zu beſchweren, und die beſte Kraft ihrer Staaten, für die Glückſeligkeiten ihrer Bewohner verloren, in einer nothgedrungenen Vertheidigung zu erſchöpfen. Für Europa war kein Friede, für ſeine Staaten kein Gedeihen, kein Plan von Dauer für der Völker Glück, ſo lange es dieſem gefährlichen Geſchlechte überlaſſen blieb, nach Gefallen die Ruhe dieſes Welttheils zu ſtören.

Betrachtungen dieſer Art umwölkten Heinrichs Gemüth am Abend eines glorreich geführten Lebens. Was hatte es ihm nicht gekoſtet, das trübe Chaos zu ordnen, worein der Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs, von eben dieſem Oeſterreich angefacht und unterhalten, Frankreich geſtürzt hatte! Jeder große Menſch will für die Ewigkeit gearbeitet haben, und wer bürgte dieſem König für die Dauer des Wohlſtandes, worin er Frankreich verließ, ſo lange Oeſterreich und Spanien eine einzige Macht blieben, die jetzt zwar entkräftet darniederlag, aber nur ein einziges glückliches Ungefähr brauchte, um ſich ſchnell wieder

in einen Körper zusammenzuziehen und in ihrer ganzen Furchtbarkeit wieder aufzuleben? Wollte er seinem Nachfolger einen fest gegründeten Thron, seinem Volke einen dauerhaften Frieden zurücklassen, so mußte diese gefährliche Macht auf immer entwaffnet werden. Aus dieser Quelle floß der unversöhnliche Haß, welchen Heinrich der Vierte dem Hause Oesterreich geschworen — unauslöschlich, glühend und gerecht, wie Hannibals Feindschaft gegen Romulus Volk, aber durch einen edlern Ursprung geadelt.

Alle Macht Europens hatten diese große Aufforderung mit Heinrich gemein; aber nicht alle diese lichtvolle Politik, nicht alle den uneigennützigen Muth, nach einer solchen Aufforderung sich in Handlung zu setzen. Jeden, ohne Unterschied, reizt der nahe Gewinn, aber nur große Seelen wird das entfernte Gute bewegen. So lange die Weisheit bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet, oder sich auf ihre eignen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andern als chimärische Plane, und die Weisheit läuft Gefahr, sich zum Gelächter der Welt zu machen — aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß, und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habsucht und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Zwecke zu machen.

In dem erstern Falle hätte Heinrichs bekanntes Project, das österreichische Haus aus allen seinen Besitzungen zu verjagen und unter die europäischen Mächte seinen Raub zu vertheilen, den Namen einer Chimäre wirklich

verdient, womit man immer ſo freigebig gegen daſſelbe geweſen iſt; aber verdiente es ihn auch in dem andern? Dem vortrefflichen Könige war es wohl nie eingefallen, bei den Vollſtreckern ſeines Projects auf einen Beweggrund zu zählen, welcher demjenigen ähnlich geweſen wäre, der ihn ſelbſt und ſeinen Sully bei dieſer Unternehmung beſeelte. Alle Staaten, deren Mitwirkung dabei nöthig war, wurden durch die ſtärkſten Motive, die eine politiſche Macht nur immer in Handlung ſetzen können, zu der Rolle vermocht, die ſie dabei zu übernehmen hatten. Von den Proteſtanten im Oeſterreichiſchen verlangte man nichts, als was ohnehin das Ziel ihres Beſtrebens ſchien, die Abwerfung des öſterreichiſchen Joches; von den Niederländern nichts, als einen ähnlichen Abfall von dem ſpaniſchen. Dem Papſte und allen Republiken Italiens war keine Angelegenheit wichtiger, als die ſpaniſche Tyrannei auf immer von ihrer Halbinſel zu verjagen; für England konnte nichts wünſchenswürdiger ſeyn, als eine Revolution, welche es von ſeinem abgeſagteſten Feinde befreite. Jede Macht gewann bei dieſer Theilung des öſterreichiſchen Raubes entweder Land oder Freiheit, neues Eigenthum oder Sicherheit für das alte; und weil Alle gewannen, ſo blieb das Gleichgewicht unverletzt. Frankreich konnte großmüthig jeden Antheil an der Beute verſchmähen, weil es durch Oeſterreichs Untergang ſich ſelbſt wenigſtens zweifach gewann, und am mächtigſten war, wenn es nicht mächtiger wurde. Endlich um den Preis, daß ſie Europa von ihrer Gegenwart befreiten, gab man den Nachkömmlingen von Habsburg die Freiheit, in allen übrigen

entdeckten und noch zu entdeckenden Welten ſich auszubreiten. Ravaillac's Meſſerſtiche retteten Oeſterreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verſpäten.

Die Augen auf einen ſolchen Entwurf geheftet, mußte Heinrich die evangeliſche Union in Deutſchland und den Erbfolgeſtreit wegen Jülich nothwendig als die wichtigſten Ereigniſſe mit ſchnellem, thätigem Antheile ergreifen. Seine Unterhändler waren an allen proteſtantiſchen Höfen Deutſchlands geſchäftig, und das Wenige, was ſie von dem großen politiſchen Geheimniſſe ihres Monarchen preisgaben oder ahnen ließen, war hinlänglich, Gemüther zu gewinnen, die ein ſo feuriger Haß gegen Oeſterreich beſeelte und die Vergrößerungsbegierde ſo mächtig beherrſchte. Heinrichs ſtaatskluge Bemühungen zogen die Union noch enger zuſammen, und der mächtige Beiſtand, wozu er ſich anheiſchig machte, erhob den Muth der Verbundenen zur feſteſten Zuverſicht. Eine zahlreiche franzöſiſche Armee, von dem König in Perſon angeführt, ſollte den Truppen der Union am Rheine begegnen, und zuerſt die Eroberung der jülich-cleviſchen Lande vollenden helfen; alsdann in Verbindung mit den Deutſchen nach Italien rücken (wo Savoyen, Venedig und der Papſt ſchon einen mächtigen Beiſtand bereit hielten), um dort alle ſpaniſchen Throne umzuſtürzen. Dieſe ſiegreiche Armee ſollte dann, von der Lombardei aus, in das habsburgiſche Erbtheil eindringen, und dort, von einem allgemeinen Aufſtande der Proteſtanten begünſtigt, in allen ſeinen deutſchen Landen, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen, das öſterreichiſche

Scepter zerbrechen. Die Brabanter und Holländer, durch französischen Beistand gestärkt, hätten sich unterdessen ihrer spanischen Tyrannen gleichfalls entledigt, und dieser fürchterlich über seine Ufer getretene Strom, der noch kürzlich gedroht hatte, Europens Freiheit unter seinen trüben Strudeln zu begraben, rollte dann still und vergessen hinter den pyrenäischen Bergen.

Die Franzosen rühmten sich sonst der Geschwindigkeit; diesmal wurden sie von den Deutschen übertroffen. Eine Armee der Union war im Elsaß, ehe noch Heinrich sich dort zeigte, und ein österreichisches Heer, welches der Bischof von Straßburg und Passau in dieser Gegend zusammengezogen hatte, um es ins Jülichische zu führen, wurde zerstreut. Heinrich der Vierte hatte seinen Plan als Staatsmann und König entworfen, aber er hatte ihn Räubern zur Ausführung übergeben. Seiner Meinung nach sollte keinem katholischen Reichsstande Ursache gegeben werden, diese Rüstung auf sich zu deuten und die Sache Oesterreichs zu der seinigen zu machen; die Religion sollte ganz und gar nicht in diese Angelegenheit gemischt werden. Aber wie sollten die deutschen Fürsten über Heinrichs Entwürfen ihre eigenen Zwecke vergessen? Von Vergrößerungsbegierde, von Religionshaß gingen sie ja aus — sollten sie nicht für ihre herrschende Leidenschaft unterwegs so viel mitnehmen, als sie konnten? Wie Raubadler legten sie sich über die Länder der geistlichen Fürsten, und erwählten sich, kostete es auch einen noch so großen Umweg, diese fetten Triften zu ihren Lagerplätzen. Als wäre es in Feindeslande, schrieben sie Brandschatzungen darinnen

aus, bezogen eigenmächtig die Landesgefälle, und nahmen, was gutwillig nicht gegeben wurde, mit Gewalt. Um ja die Katholiken über die wahren Triebfedern ihrer Ausrüstung nicht in Zweifel zu lassen, ließen sie laut und deutlich genug hören, was für ein Schicksal den geistlichen Stiftern von ihnen bereitet sey. So wenig hatten sich Heinrich der Vierte und die deutschen Prinzen in diesem Operationsplane verstanden; so sehr hatte der vortreffliche König in seinen Werkzeugen sich geirrt. Es bleibt eine ewige Wahrheit, daß eine Gewaltthätigkeit, wenn die Weisheit sie gebietet, nie dem Gewaltthätigen darf aufgetragen werden; daß nur demjenigen anvertraut werden darf, die Ordnung zu verletzen, dem sie heilig ist.

Das Betragen der Union, welches selbst für mehrere evangelische Stände empörend war, und die Furcht einer noch schlimmern Begegnung bewirkte bei den Katholiken etwas mehr, als eine müßige Entrüstung. Das tiefgefallene Ansehen des Kaisers konnte ihnen gegen einen solchen Feind keinen Schutz gewähren. Ihr Bund war es, was die Unirten so gefürchtet und trotzig machte; einen Bund mußte man ihnen wieder entgegenstellen.

Der Bischof von Würzburg entwarf den Plan zu dieser katholischen Union, die durch den Namen der Ligue von der evangelischen unterschieden wurde. Die Punkte, worüber man überein kam, waren ungefähr dieselben, welche die Union zum Grund legte, Bischöfe ihre mehrsten Glieder; an die Spitze des Bundes stellte sich Herzog Maximilian von Bayern, aber als das einzige weltliche Bundesglied von Bedeutung,

mit einer ungleich größern Gewalt, als die Unirten ihrem Vorsteher eingeräumt hatten. Außer diesem Umstande, daß der einzige Herzog von Bayern Herr der ganzen liguistischen Kriegsmacht war, wodurch die Operationen der Ligue eine Schnelligkeit und einen Nachdruck bekommen mußten, die bei der Union nicht so leicht möglich waren, hatte die Ligue noch den Vortheil, daß die Geldbeiträge von den reichen Prälaten weit richtiger einflossen, als bei der Union von den armen evangelischen Ständen. Ohne dem Kaiser, als einem katholischen Reichsstande, einen Antheil an ihrem Bunde anzubieten, ohne ihm, als Kaiser, davon Rechenschaft zu geben, stand die Ligue auf einmal überraschend und drohend da, mit hinlänglicher Kraft ausgerüstet, um endlich die Union zu begraben und unter drei Kaisern fortzudauern. Die Ligue stritt zwar für Oesterreich, weil sie gegen protestantische Fürsten gerichtet war; aber Oesterreich selbst mußte bald vor ihr zittern.

Unterdessen waren die Waffen der Unirten im Jülichischen und im Elsaß ziemlich glücklich gewesen; Jülich war eng eingeschlossen, und das ganze Bisthum Straßburg in ihrer Gewalt. Jetzt aber war es mit ihren glänzenden Verrichtungen auch am Ende. Kein französisches Heer erschien am Rhein; denn, der es anführen sollte, der überhaupt die ganze Unternehmung beseelen sollte — Heinrich der Vierte war nicht mehr. Ihr Geld ging auf die Neige; neues zuzuschießen weigerten sich ihre Landstände, und die mitunirten Reichsstände hatten es sehr übel aufgenommen, daß man immer nur ihr Geld, und nie ihren Rath verlangt hatte. Besonders brachte es sie auf, daß sie sich

wegen der jülichischen Streitsache in Unkosten gesetzt haben sollten, die doch ausdrücklich von den Angelegenheiten der Union war ausgeschlossen worden; daß sich die unirten Fürsten aus der gemeinen Kasse große Pensionen zulegten; und vor allen Dingen, daß ihnen über die Anwendung der Gelder keine Rechnung von den Fürsten abgelegt wurde.

Die Union neigte sich also zu ihrem Falle, eben als die Ligue mit neuen und frischen Kräften sich ihr entgegenstellte. Länger im Felde zu bleiben, erlaubte den Unirten der einreißende Geldmangel nicht; und doch war es gefährlich, im Angesicht eines streitfertigen Feindes die Waffen wegzulegen. Um sich von Einer Seite wenigstens sicher zu stellen, verglich man sich schnell mit dem ältern Feinde, dem Erzherzoge Leopold, und beide Theile kamen überein, ihre Truppen aus dem Elsaß zu führen, die Gefangenen loszugeben, und das Geschehene in Vergessenheit zu begraben. In ein solches Nichts zerann diese vielversprechende Rüstung.

Eben die gebieterische Sprache, womit sich die Union, im Vertrauen auf ihre Kräfte, dem katholischen Deutschland angekündigt hatte, wurde jetzt von der Ligue gegen die Union und ihre Truppen geführt. Man zeigte ihnen die Fußstapfen ihres Zugs, und brandmarkte sie rund heraus mit den härtesten Namen, die sie verdienten. Die Stifter von Würzburg, Bamberg, Straßburg, Mainz, Trier, Köln und viele andere hatten ihre verwüstende Gegenwart empfunden. Allen diesen sollte der zugefügte Schaden vergütet, der Paß zu Wasser und zu Lande (denn auch der rheinischen Schiff-

fahrt hatten sie sich bemächtigt) wieder freigegeben, Alles in seinen vorigen Stand gestellt werden. Vor Allem aber verlangte man von den Unionsverwandten eine runde und feste Erklärung, wessen man sich zu versehen habe? Die Reihe war jetzt an den Unirten, der Stärke nachzugeben. Auf einen so wohlgerüsteten Feind waren sie nicht gefaßt; aber sie selbst hatten den Katholischen das Geheimniß ihrer Stärke verrathen. Zwar beleidigte es ihren Stolz, um den Frieden zu betteln; aber sie durften sich glücklich preisen, ihn zu erhalten. Der eine Theil versprach Ersatz, der andere Vergebung. Man legte die Waffen nieder. Das Kriegsgewitter verzog sich noch einmal, und eine augenblickliche Stille erfolgte. Der Aufstand in Böhmen brach jetzt aus, der dem Kaiser das letzte seiner Erbländer kostete; aber weder die Union noch die Ligue mischten sich in diesen böhmischen Streit.

Endlich starb der Kaiser (1612), eben so wenig vermißt im Sarge, als wahrgenommen auf dem Throne. Lange, nachdem das Elend der folgenden Regierungen das Elend der seinigen vergessen gemacht hatte, zog sich eine Glorie um sein Andenken und eine so schreckliche Nacht legte sich jetzt über Deutschland, daß man einen solchen Kaiser mit blutigen Thränen sich zurückwünschte.

Nie hatte man von Rudolph erhalten können, seinen Nachfolger im Reiche wählen zu lassen, und Alles erwartete daher mit bangen Sorgen die nahe Erledigung des Kaiserthrons; doch über alle Hoffnung schnell und ruhig bestieg ihn Matthias. Die Katholiken gaben ihm ihre Stimmen, weil sie von der frischen

Thätigkeit dieſes Fürſten das Beſte hofften; die Proteſtanten gaben ihm die ihrigen, weil ſie Alles von ſeiner Hinfälligkeit hofften. Es iſt nicht ſchwer, dieſen Widerſpruch zu vereinigen. Jene verließen ſich auf das, was er gezeigt hatte; dieſe urtheilten nach dem, was er zeigte.

Der Augenblick einer neuen Thronbeſetzung iſt immer ein wichtiger Ziehungstag für die Hoffnung, der erſte Reichstag eines Königs in Wahlreichen gewöhnlich ſeine härteſte Prüfung. Jede alte Beſchwerde kommt da zur Sprache, und neue werden aufgeſucht, um ſie der gehofften Reform mit theilhaftig zu machen; eine ganz neue Schöpfung ſoll mit dem neuen König beginnen. Die großen Dienſte, welche ihre Glaubensbrüder in Oeſterreich dem Matthias bei ſeinem Aufruhr geleiſtet, lebten bei den proteſtantiſchen Reichsſtänden noch in friſcher Erinnerung, und beſonders ſchien die Art, wie ſich jene für dieſe Dienſte bezahlt gemacht hatten, auch ihnen jetzt zum Muſter zu dienen.

Durch Begünſtigung der proteſtantiſchen Stände in Oeſterreich und Mähren hatte Matthias den Weg zu ſeines Bruders Thronen geſucht und auch wirklich gefunden; aber, von ſeinen ehrgeizigen Entwürfen hingeriſſen, hatte er nicht bedacht, daß auch den Ständen dadurch der Weg war geöffnet worden, ihrem Herrn Geſetze vorzuſchreiben. Dieſe Entdeckung riß ihn frühzeitig aus der Trunkenheit ſeines Glücks. Kaum zeigte er ſich triumphirend nach dem böhmiſchen Zuge ſeinen öſterreichiſchen Unterthanen wieder, ſo wartete ſchon ein gehorſamſtes Anbringen auf ihn, welches

reichend war, ihm ſeinen ganzen Triumph zu verleiden. Man forderte, ehe zur Huldigung geſchritten würde, eine uneingeſchränkte Religionsfreiheit in Städten und Märkten, eine vollkommene Gleichheit aller Rechte zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, und einen völlig gleichen Zutritt der Letztern zu allen Bedienungen. An mehreren Orten nahm man ſich dieſe Freiheit von ſelbſt, und ſtellte, voll Zuverſicht auf die veränderte Regierung, den evangeliſchen Gottesdienſt eigenmächtig wieder her, wo ihn der Kaiſer aufgehoben hatte. Matthias hatte zwar nicht verſchmäht, die Beſchwerden der Proteſtanten gegen den Kaiſer zu benutzen; aber es konnte ihm nie eingefallen ſeyn, ſie zu heben. Durch einen feſten und entſchloſſenen Ton hoffte er dieſe Anmaßungen gleich am Anfange niederzuſchlagen. Er ſprach von ſeinen erblichen Anſprüchen auf das Land, und wollte von keinen Bedingungen vor der Huldigung hören. Eine ſolche unbedingte Huldigung hatten ihre Nachbarn, die Stände von Steyermark, dem Erzherzoge Ferdinand geleiſtet; aber ſie hatten bald Urſache gehabt, es zu bereuen. Von dieſem Beiſpiel gewarnt, beharrten die öſterreichiſchen Stände auf ihrer Weigerung; ja, um nicht gewaltſam zur Huldigung gezwungen zu werden, verließen ſie ſogar die Hauptſtadt, boten ihre katholiſchen Mitſtände zu einer ähnlichen Widerſetzung auf, und fingen an, Truppen zu werben. Sie thaten Schritte, ihr altes Bündniß mit den Ungarn zu erneuern; ſie zogen die proteſtantiſchen Reichsfürſten in ihr Intereſſe, und ſchickten ſich in vollem Ernſte an, ihr Geſuch mit den Waffen durchzuſetzen.

Matthias hatte keinen Anſtand genommen, die weit höhern Forderungen der Ungarn zu bewilligen. Aber Ungarn war ein Wahlreich, und die republikaniſche Verfaſſung dieſes Landes rechtfertigte die Forderungen der Stände vor ihm ſelbſt, und ſeine Nachgiebigkeit gegen die Stände vor der ganzen katholiſchen Welt. In Oeſterreich hingegen hatten ſeine Vorgänger weit größere Souveränetätsrechte ausgeübt, die er, ohne ſich vor dem ganzen katholiſchen Europa zu beſchimpfen, ohne den Unwillen Spaniens und Roms, ohne die Verachtung ſeiner eigenen katholiſchen Unterthanen auf ſich zu laden, nicht an die Stände verlieren konnte. Seine ſtreng katholiſchen Räthe, unter denen der Biſchof von Wien, Melchior Cleſel, ihn am meiſten beherrſchte, munterten ihn auf, eher alle Kirchen gewaltſam von den Proteſtanten ſich entreißen zu laſſen, als ihnen eine einzige rechtliche einzuräumen.

Aber unglücklicherweiſe betraf ihn dieſe Verlegenheit in einer Zeit, wo Kaiſer Rudolph noch lebte und ein Zuſchauer dieſes Auftritts war — wo dieſer alſo leicht verſucht werden konnte, ſich der nämlichen Waffen gegen ſeinen Bruder zu bedienen, womit dieſer über ihn geſiegt hatte — eines Verſtändniſſes nämlich mit ſeinen aufrühreriſchen Unterthanen. Dieſem Streiche zu entgehen, nahm Matthias den Antrag der mähriſchen Landſtände bereitwillig an, welche ſich zwiſchen dem öſterreichiſchen und ihm zu Mittlern anboten. Ein Ausſchuß von beiden verſammelte ſich in Wien, wo von den öſterreichiſchen Deputirten eine Sprache gehört wurde, die ſelbſt im Londoner Parlament über-

rascht haben würde. „Die Protestanten, hieß es am Schlusse, wollten nicht schlechter geachtet seyn, als die Handvoll Katholiken in ihrem Vaterlande. Durch seinen protestantischen Adel habe Matthias den Kaiser zum Nachgeben gezwungen; wo man achtzig Papisten fände, würde man dreihundert evangelische Baronen zählen. Das Beispiel Rudolphs sollte dem Matthias eine Warnung seyn. Er möge sich hüten, daß er das Irdische nicht verliere, um Eroberungen für den Himmel zu machen." Da die mährischen Stände, anstatt ihr Mittleramt zum Vortheil des Kaisers zu erfüllen, endlich selbst zur Partei ihrer österreichischen Glaubensbrüder übertraten, da die Union in Deutschland sich auf's nachdrücklichste für diese ins Mittel schlug, und die Furcht vor Repressalien des Kaisers den Matthias in die Enge trieb, so ließ er sich endlich die gewünschte Erklärung zum Vortheil der Evangelischen entreißen.

Dieses Betragen der österreichischen Landstände gegen ihren Erzherzog nahmen sich nun die protestantischen Reichsstände in Deutschland zum Muster gegen ihren Kaiser, und sie versprachen sich denselben glücklichen Erfolg. Auf seinem ersten Reichstage zu Regensburg (1613), wo die dringendsten Angelegenheiten auf Entscheidung warteten, wo ein Krieg gegen die Türken und gegen den Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der sich unterdessen mit türkischem Beistand zum Herrn dieses Landes aufgeworfen hatte und sogar Ungarn bedrohte, einen allgemeinen Geldbeitrag nothwendig machte, überraschten sie mit einer ganz neuen Forderung. Die katholischen Stimmen waren noch

immer die zahlreichern im Fürſtenrath; und weil Alles nach der Stimmenmehrheit entſchieden wurde, ſo pflegten die Evangeliſchen, auch wenn ſie noch ſo ſehr unter ſich einig waren, gewöhnlich in keine Betrachtung zu kommen. Dieſes Vortheils der Stimmenmehrheit ſollten ſich nun die Katholiſchen begeben, und keiner einzelnen Religionspartei ſollte es künftig erlaubt ſeyn, die Stimmen der andern durch ihre unwandelbare Mehrheit nach ſich zu ziehen. Und in Wahrheit, wenn die evangeliſche Religion auf dem Reichstage repräſentirt werden ſollte, ſo ſchien es ſich von ſelbſt zu verſtehen, daß ihr durch die Verfaſſung des Reichstags ſelbſt nicht die Möglichkeit abgeſchnitten würde, von dieſem Rechte Gebrauch zu machen. Beſchwerden über die angemaßte Gerichtsbarkeit des Reichshofraths und über Unterdrückung der Proteſtanten begleiten dieſe Forderung, und die Bevollmächtigten der Stände hatten Befehl, ſo lange von allen gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen wegzubleiben, bis eine günſtige Antwort auf dieſen vorläufigen Punkt erfolgte.

Dieſe gefährliche Trennung zerriß den Reichstag, und drohte auf immer alle Einheit der Berathſchlagungen zu zerſtören. So aufrichtig der Kaiſer gewünſcht hatte, nach dem Beiſpiele Maximilians, ſeines Vaters, zwiſchen beiden Religionen eine ſtaatskluge Mitte zu halten, ſo ließ ihm das jetzige Betragen der Proteſtanten nur eine bedenkliche Wahl zwiſchen beiden. Zu ſeinen dringenden Bedürfniſſen war ihm ein allgemeiner Beitrag der Reichsſtände unentbehrlich; und doch konnte er ſich die eine Partei nicht verpflichten, ohne die Hülfe der andern zu verſcherzen. Da er in

seinen eigenen Erblanden so wenig befestigt war, so mußte er schon vor dem entfernten Gedanken zittern, mit den Protestanten in einen öffentlichen Krieg zu gerathen. Aber die Augen der ganzen katholischen Welt, die auf seine jetzige Entschließung geheftet waren, die Vorstellungen der katholischen Stände, des römischen und spanischen Hofes, erlaubten ihm eben so wenig, die Protestanten zum Nachtheil der katholischen Religion zu begünstigen.

Eine so mißliche Situation mußte einen größern Geist, als Matthias war, niederschlagen, und schwerlich hätte er sich mit eigener Klugheit daraus gezogen. Der Vortheil der Katholischen war aber aufs Engste mit dem Ansehen des Kaisers verflochten; und ließen sie dieses sinken, so hatten besonders die geistlichen Fürsten gegen die Eingriffe der Protestanten keine Schutzwehre mehr. Jetzt also, wie sie den Kaiser unschlüssig wanken sahen, glaubten sie, daß die höchste Zeit vorhanden sey, seinen sinkenden Muth zu stärken. Sie ließen ihn einen Blick in das Geheimniß der Ligue thun, und zeigten ihm die ganze Verfassung derselben, ihre Hülfsmittel und Kräfte. So wenig tröstlich diese Entdeckung für den Kaiser seyn mochte, so ließ ihn doch die Aussicht auf einen so mächtigen Schutz etwas mehr Muth gegen die Evangelischen fassen. Ihre Forderungen wurden abgewiesen, und der Reichstag endigte sich ohne Entscheidung. Aber Matthias wurde das Opfer dieses Streits. Die Protestanten verweigerten ihm ihre Geldhülfe, und ließen es ihn entgelten, daß die Katholischen unbeweglich geblieben waren.

Die Türken selbst zeigten sich indessen geneigt, den

Waffenstillstand zu verlängern, und den Fürsten Bethlen Gabor ließ man im ruhigen Besitz von Siebenbürgen. Vor auswärtiger Gefahr war das Reich jetzt gedeckt, und auch im Innern desselben herrschte, bei allen noch so gefährlichen Spaltungen, dennoch Friede. Dem jülichischen Erbfolgestreit hatte ein sehr unerwarteter Zufall eine überraschende Wendung gegeben. Noch immer wurde dieses Herzogthum von dem Kurhause Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg in Gemeinschaft besessen; eine Heirath zwischen dem Prinzen von Neuburg und einer brandenburgischen Prinzessin sollte das Interesse beider Häuser unzertrennlich verknüpfen. Diesen ganzen Plan zerstörte eine — Ohrfeige, welche der Kurfürst von Brandenburg das Unglück hatte, seinem Eidam im Weinrausch zu geben. Von jetzt an war das gute Vernehmen zwischen beiden Häusern dahin. Der Prinz von Neuburg trat zu dem Papstthum über. Eine Prinzessin von Bayern belohnte ihn für diese Apostasie, und der mächtige Schutz Bayerns und Spaniens war die natürliche Folge von Beidem. Um dem Pfalzgrafen zum ausschließenden Besitz der jülichischen Lande zu verhelfen, wurden die spanischen Waffen von den Niederlanden auch in das Herzogthum gezogen. Um sich dieser Gäste zu entladen, rief der Kurfürst von Brandenburg die Holländer in das Land, denen er durch Annahme der reformirten Religion zu gefallen suchte. Beide, die spanischen und holländischen Truppen erschienen; aber, wie es schien, bloß um für sich selbst zu erobern.

Der nahe niederländische Krieg schien sich nun auf deutschen Boden spielen zu wollen, und welch ein

unerschöpflicher Zunder lag hier für ihn bereit! Mit Schrecken sah das protestantische Deutschland die Spanier an dem Unterrhein festen Fuß gewinnen — mit noch größerem das katholische die Holländer über die Reichsgränzen hineinbrechen. Im Westen sollte sich die Mine entzünden, welche längst schon das ganze Deutschland unterhöhlte — nach den westlichen Gegenden waren Furcht und Erwartung hingeneigt — und aus Osten kam der Schlag, der sie in Flammen setzte.

Die Ruhe, welche der Majestätsbrief Rudolphs des Zweiten Böhmen gegeben hatte, dauerte auch unter Matthias Regierung noch eine Zeit lang fort, bis in der Person Ferdinands von Grätz ein neuer Thronfolger in diesem Königreich ernannt wurde.

Dieser Prinz, den man in der Folge unter dem Namen Kaiser Ferdinand der Zweite näher kennen lernen wird, hatte sich durch gewaltsame Ausrottung der protestantischen Religion in seinen Erbländern als einen unerbittlichen Eiferer für das Papstthum angekündigt, und wurde deßwegen von dem katholischen Theile der böhmischen Nation als die künftige Stütze dieser Kirche betrachtet. Die hinfällige Gesundheit des Kaisers rückte diesen Zeitpunkt nahe herbei, und im Vertrauen auf einen so mächtigen Beschützer fingen die böhmischen Papisten an, den Protestanten mit weniger Schonung zu begegnen. Die evangelischen Unterthanen katholischer Gutsherren besonders erfuhren die härteste Behandlung. Zugleich begingen mehrere von den Katholiken die Unvorsichtigkeit, etwas laut von ihren Hoffnungen zu reden, und durch hingeworfene Drohworte bei den Protestanten ein schlimmes

Mißtrauen gegen ihren künftigen Herrn zu erwecken. Aber nie würde dieſes Mißtrauen in Thätlichkeiten ausgebrochen ſeyn, wenn man nur im Allgemeinen geblieben wäre, und nicht durch beſondere Angriffe auf einzelne Glieder dem Murren des Volks unternehmende Anführer gegeben hätte.

Heinrich Matthias, Graf von Thurn, kein geborner Böhme, aber Beſitzer einiger Güter in dieſem Königreiche, hatte ſich durch Eifer für die proteſtantiſche Religion, und durch eine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an ſein neues Vaterland, des ganzen Vertrauens der Utraquiſten bemächtigt, welches ihm den Weg zu den wichtigſten Poſten bahnte. Seinen Degen hatte er gegen die Türken mit vielem Ruhme geführt; durch ein einſchmeichelndes Betragen gewann er ſich die Herzen der Menge. Ein heißer, ungeſtümer Kopf, der die Verwirrung liebte, weil ſeine Talente darin glänzten, unbeſonnen und tollbreiſt genug, Dinge zu unternehmen, die eine kalte Klugheit und ein ruhigeres Blut nicht wagt; ungewiſſenhaft genug, wenn es die Befriedigung ſeiner Leidenſchaften galt, mit dem Schickſale von Tauſenden zu ſpielen, und eben fein genug, eine Nation, wie damals die böhmiſche war, an ſeinem Gängelbande zu führen. Schon an den Unruhen unter Rudolphs Regierung hatte er den thätigſten Antheil genommen, und der Majeſtätsbrief, den die Stände von dieſem Kaiſer erpreßten, war vorzüglich ſein Verdienſt. Der Hof hatte ihm, als Burggrafen von Karlſtein, die böhmiſche Krone und die Freiheitsbriefe des Königreichs zur Verwahrung anvertraut; aber etwas weit Wichtigeres — ſich ſelbſt — hatte

ihm die Nation mit der Stelle eines Defensors oder Glaubensbeschützers übergeben. Die Aristokraten, welche den Kaiser beherrschten, entrissen ihm unklug die Aufsicht über das Todte, um ihm den Einfluß auf das Lebendige zu lassen. Sie nahmen ihm die Burggrafenstelle, die ihn von der Hofgunst abhängig machte, um ihm die Augen über die Wichtigkeit der andern zu öffnen, die ihnen übrig blieb, und kränkten seine Eitelkeit, die doch seinen Ehrgeiz unschädlich machte. Von dieser Zeit an beherrschte ihn die Begierde nach Rache, und die Gelegenheit fehlte nicht lange, sie zu befriedigen.

Im Majestätsbriefe, welchen die Böhmen von Rudolph dem Zweiten erpreßt hatten, war eben so, wie in dem Religionsfrieden der Deutschen, ein Hauptartikel unausgemacht geblieben. Alle Rechte, welche der letztere den Protestanten bewilligte, kamen nur den Ständen, nicht den Unterthanen zu gute; bloß für die Unterthanen geistlicher Länder hatte man eine schwankende Gewissensfreiheit ausbedungen. Auch der böhmische Majestätsbrief sprach nur von den Ständen und von den königlichen Städten, deren Magistrate sich gleiche Rechte mit den Ständen zu erringen gewußt hatten. Diesen allein wurde die Freiheit eingeräumt, Kirchen und Schulen zu errichten, und ihren protestantischen Gottesdienst öffentlich auszuüben; in allen übrigen Städten blieb es dem Landstande überlassen, dem sie angehörten, welche Religionsfreiheit er den Unterthanen vergönnen wollte. Dieses Rechts hatten sich die deutschen Reichsstände in seinem ganzen Umfange bedient, und zwar die weltlichen ohne Wider-

ſpruch; die geiſtlichen, denen eine Erklärung Kaiſer Ferdinands daſſelbe ſtreitig machte, hatten nicht ohne Grund die Verbindlichkeit dieſer Erklärung beſtritten. Was im Religionsfriede ein beſtrittener Punkt war, war ein unbeſtimmter im Majeſtätsbriefe; dort war die Auslegung nicht zweifelhaft, aber es war zweifelhaft, ob man zu gehorchen hätte; hier war die Deutung den Ständen überlaſſen. Die Unterthanen geiſtlicher Landſtände in Böhmen glaubten daher eben das Recht zu beſitzen, das die Ferdinandiſche Erklärung den Unterthanen deutſcher Biſchöfe einräumte; ſie achteten ſich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil ſie die geiſtlichen Güter unter die Krongüter zählten. In der kleinen Stadt Kloſtergrab, die dem Erzbiſchof zu Prag, und in Braunau, welches dem Abt dieſes Kloſters angehörte, wurden von den proteſtantiſchen Unterthanen eigenmächtig Kirchen aufgeführt und, ungeachtet des Widerſpruchs ihrer Gutsherren und ſelbſt der Mißbilligung des Kaiſers, der Bau derſelben vollendet.

Unterdeſſen hatte ſich die Wachſamkeit der Defenſoren in etwas gemindert, und der Hof glaubte, einen ernſtlichen Schritt wagen zu können. Auf Befehl des Kaiſers wurde die Kirche zu Kloſtergrab niedergeriſſen, die zu Braunau gewaltſam geſperrt, und die unruhigſten Köpfe unter den Bürgern ins Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Proteſtanten war die Folge dieſes Schrittes: man ſchrie über Verletzung des Majeſtätsbriefes, und der Graf von Thurn, von Rachgier beſeelt und durch ſein Defenſoramt noch mehr aufgefordert, zeigte ſich beſonders geſchäftig, die

Gemüther zu erhitzen. Aus allen Kreiſen des Königreichs wurden auf ſeinen Antrieb Deputirte nach Prag gerufen, um, dieſer gemeinſchaftlichen Gefahr wegen, die nöthigen Maßregeln zu nehmen. Man kam überein, eine Supplik an den Kaiſer aufzuſetzen und auf Loslaſſung der Gefangenen zu dringen. Die Antwort des Kaiſers, ſchon darum von den Ständen ſehr übel aufgenommen, weil ſie nicht an ſie ſelbſt, ſondern an ſeine Statthalter gerichtet war, verwies ihnen ihr Betragen als geſetzwidrig und rebelliſch, rechtfertigte den Vorgang in Kloſtergrab und Braunau durch einen kaiſerlichen Befehl, und enthielt einige Stellen, welche drohend gedeutet werden konnten.

Der Graf von Thurn unterließ nicht, den ſchlimmen Eindruck zu vermehren, den dieſes kaiſerliche Schreiben unter den verſammelten Ständen machte. Er zeigte ihnen die Gefahr, worin alle Theilnehmer an dieſer Bittſchrift ſchwebten, und wußte ſie durch Erbitterung und Furcht zu gewaltſamen Entſchließungen hinzureißen. Sie unmittelbar gegen Kaiſer zu empören, wäre jetzt noch ein zu gewagter Schritt geweſen. Nur von Stufe zu Stufe führte er ſie an dieſes unvermeidliche Ziel. Er fand daher für gut, ihren Unwillen zuerſt auf die Räthe des Kaiſers abzuleiten, und verbreitete zu dem Ende die Meinung, daß das kaiſerliche Schreiben in der Statthalterei zu Prag aufgeſetzt, und nur zu Wien unterſchrieben worden ſey. Unter den kaiſerlichen Statthaltern waren der Kammerpräſident Slawata und der an Thurns Statt zum Burggrafen von Karlſtein erwählte Freiherr von Martinitz das Ziel des allgemeinen Haſſes. Beide hatten den proteſtantiſchen

Ständen schon ehedem ihre feindseligen Gesinnungen dadurch ziemlich laut an den Tag gelegt, daß sie allein sich geweigert hatten, der Sitzung beizuwohnen, in welcher der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen ward. Schon damals drohte man ihnen, sie für jede künftige Verletzung des Majestätsbriefes verantwortlich zu machen, und was von dieser Zeit an den Protestanten Schlimmes widerfuhr, wurde, und zwar nicht ohne Grund, auf ihre Rechnung geschrieben. Unter allen katholischen Gutsbesitzern waren diese beiden gegen ihre protestantischen Unterthanen am härtesten verfahren. Man beschuldigte sie, daß sie diese mit Hunden in die Messe hetzen ließen, und durch Versagung der Taufe, der Heirathen und Begräbnisse zum Papstthum zu zwingen suchten. Gegen zwei so verhaßte Häupter war der Zorn der Nation leicht entflammt, und man bestimmte sie dem allgemeinen Unwillen zum Opfer.

Am 23sten Mai 1618 erschienen die Deputirten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloß, und drangen mit Ungestüm in den Saal, wo die Statthalter Sternberg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem Einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Antheil gehabt, und seine Stimme dazu gegeben? Mit Mäßigung empfing sie Sternberg; Martinitz und Slawata antworteten trotzig. Dieses bestimmte ihr Geschick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaßt und mehr gefürchtet, wurden beim Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slawata

und Martinitz, ſchleppte ſie an ein Fenſter, und ſtürzte ſie achtzig Fuß tief in den Schloßgraben hinunter. Den Secretär Fabricius, eine Creatur von Beiden, ſchickte man ihnen nach. Ueber eine ſo ſeltſame Art zu exequiren, verwunderte ſich die ganze geſittete Welt, wie billig; die Böhmen entſchuldigten ſie als einen landüblichen Gebrauch, und fanden an dieſem ganzen Vorfalle nichts wunderbar, als daß man von einem ſo hohen Sprunge ſo geſund wieder aufſtehen konnte. Ein Miſthaufen, auf den die kaiſerliche Statthalterſchaft zu liegen kam, hatte ſie vor Beſchädigung gerettet.

Es war nicht zu erwarten, daß man ſich durch dieſe raſche Exekution in der Gnade des Kaiſers ſehr verbeſſert haben würde; aber eben dahin hatte der Graf von Thurn die Stände gewollt. Hatten ſich dieſe, aus Furcht einer noch ungewiſſen Gefahr, eine ſolche Gewaltthätigkeit erlaubt, ſo mußte jetzt die gewiſſe Erwartung der Strafe und das dringender gewordene Bedürfniß der Sicherheit ſie noch tiefer hineinreißen. Durch dieſe brutale Handlung der Selbſthülfe war der Unentſchloſſenheit und Reue jeder Rückweg verſperrt, und ein einzelnes Verbrechen ſchien nur durch eine Kette von Gewaltthaten ausgeſöhnt werden zu können. Da die That ſelbſt nicht ungeſchehen zu machen war, ſo mußte man die ſtrafende Macht entwaffnen. Dreißig Directoren wurden ernannt, den Aufſtand geſetzmäßig fortzuführen. Man bemächtigte ſich aller Regierungsgeſchäfte und aller königlichen Gefälle, nahm alle königlichen Beamten und Soldaten in Pflichten, und ließ ein Aufgebot an die ganze böhmiſche Nation ergehen, ſich der gemeinſchaftlichen Sache anzunehmen. Die

Jesuiten, welche der allgemeine Haß als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen anklagte, wurden aus dem ganzen Königreiche verbannt, und die Stände fanden für nöthig, sich dieses harten Schlusses wegen in einem eigenen Manifest zu verantworten. Alle diese Schritte geschahen zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und Gesetze — die Sprache aller Rebellen, bis sich das Glück für sie entschieden hat.

Die Bewegungen, welche die Zeitung des böhmischen Aufstandes am kaiserlichen Hofe verursachte, waren bei weitem nicht so lebhaft, als eine solche Aufforderung es verdient hätte. Kaiser Matthias war der entschlossene Geist nicht mehr, der ehedem seinen König und Herrn mitten im Schooße seines Volks aufsuchen und von drei Thronen herunterstürzen konnte. Der zuversichtliche Muth, der ihn bei einer Usurpation beseelt hatte, verließ ihn bei einer rechtmäßigen Vertheidigung. Die böhmischen Rebellen hatten sich zuerst bewaffnet, und die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß er folgte. Aber er konnte nicht hoffen, den Krieg in Böhmen einzuschließen. In allen Ländern seiner Herrschaft hingen die Protestanten durch eine gefährliche Sympathie zusammen — die gemeinschaftliche Religionsgefahr konnte alle mit einander schnell zu einer furchtbaren Republik verknüpfen. Was hatte er einem solchen Feinde entgegen zu setzen, wenn der protestantische Theil seiner Unterthanen sich von ihm trennte? Und erschöpften sich nicht beide Theile in einem so verderblichen Bürgerkriege? Was war nicht Alles auf dem Spiele, wenn er unterlag, und wen anders als seine eigenen Unterthanen hatte er zu Grunde gerichtet, wenn er siegte?

Ueberlegungen dieſer Art ſtimmten den Kaiſer und ſeine Räthe zur Nachgiebigkeit und zu Gedanken des Friedens; aber eben in dieſer Nachgiebigkeit wollten Andere die Urſache des Uebels gefunden haben. Erzherzog Ferdinand von Grätz wünſchte dem Kaiſer vielmehr zu einer Begebenheit Glück, die jede Gewaltthat gegen die böhmiſchen Proteſtanten vor ganz Europa rechtfertigen würde. „Der Ungehorſam," hieß es, „die Geſetzloſigkeit und der Aufruhr ſeyen immer Hand in Hand mit dem Proteſtantismus gegangen. Alle Freiheiten, welche von ihm ſelbſt und dem vorigen Kaiſer den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt ſeyen alle Schritte der Ketzer gerichtet; ſtufenweiſe ſeyen ſie von Trotz zu Trotz bis zu dieſem letzten Angriff hinauf geſtiegen; in kurzem würden ſie auch an die noch einzig übrige Perſon des Kaiſers greifen. In den Waffen allein ſey Hülfe gegen einen ſolchen Feind — Ruhe und Unterwerfung nur über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien — nur in dem völligen Untergange dieſer Sekte Sicherheit für den katholiſchen Glauben. Ungewiß zwar ſey der Ausgang des Kriegs, aber gewiß das Verderben bei Unterlaſſung deſſelben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkoſten reichlich erſtatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landſtänden künftig einen ſchnellen Gehorſam lehren." — War es den böhmiſchen Proteſtanten zu verdenken, wenn ſie ſich gegen die Wirkungen ſolcher Grundſätze in Zeiten verwahrten? — Und auch nur gegen den Thronfolger des Kaiſers, nicht gegen ihn

ſelbſt, der nichts gethan hatte, die Beſorgniſſe der Proteſtanten zu rechtfertigen, war der böhmiſche Aufſtand gerichtet. Jenem den Weg zu dem böhmiſchen Throne zu verſchließen, ergriff man die Waffen ſchon unter Matthias, aber ſo lange dieſer Kaiſer lebte, wollte man ſich in den Schranken einer ſcheinbaren Unterwürfigkeit halten.

Aber die Böhmen hatten zu den Waffen gegriffen, und unbewaffnet durfte ihnen der Kaiſer nicht einmal den Frieden anbieten. Spanien ſchoß Geld zur Rüſtung her, und verſprach Truppen von Italien und den Niederlanden aus zu ſchicken. Zum Generaliſſimus ernannte man den Grafen von Boucquoi, einen Niederländer, weil keinem Eingebornen zu trauen war, und Graf Dampierre, ein anderer Ausländer, kommandirte unter ſeinen Befehlen. Ehe ſich dieſe Armee in Bewegung ſetzte, verſuchte der Kaiſer den Weg der Güte durch ein vorausgeſchicktes Manifeſt. In dieſem erklärte er den Böhmen: „daß der Majeſtätsbrief ihm heilig ſey, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beſchloſſen, daß ſelbſt ſeine jetzige Rüſtung ihm durch die ihrige ſey abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von ſich lege, würde auch er ſein Heer verabſchieden.“ Aber dieſer gnädige Brief verfehlte ſeine Wirkung — weil die Häupter des Aufruhrs für rathſam fanden, den guten Willen des Kaiſers dem Volke zu verbergen. Anſtatt deſſelben verbreiteten ſie auf den Kanzeln und in fliegenden Blättern die giftigſten Gerüchte und ließen das hintergangene Volk vor Bartholomäusnächten zittern, die nirgends als in ihrem Kopfe exiſtirten. Ganz Böhmen,

mit Ausnahme dreier Städte, Budweiß, Krummau und Pilsen, nahm Theil an dem Aufruhr. Diese drei Städte, größtentheils katholisch, hatten allein den Muth, bei diesem allgemeinen Abfall dem Kaiser getreu zu bleiben, der ihnen Hülfe versprach. Aber dem Grafen von Thurn konnte es nicht entgehen, wie gefährlich es wäre, drei Plätze von solcher Wichtigkeit in feindlichen Händen zu lassen, die den kaiserlichen Waffen zu jeder Zeit den Eingang in das Königreich offen hielten. Mit schneller Entschlossenheit erschien er vor Budweiß und Krummau, und hoffte beide Plätze durch Schrecken zu überwältigen. Krummau ergab sich ihm, aber von Budweiß wurden alle seine Angriffe standhaft zurückgeschlagen.

Und nun fing auch der Kaiser an, etwas mehr Ernst und Thätigkeit zu zeigen. Boucquoi und Dampierre fielen mit zwei Heeren ins böhmische Gebiet, und fingen an, es feindselig zu behandeln. Aber die kaiserlichen Generale fanden den Weg nach Prag schwerer, als sie erwartet hatten. Jeder Paß, jeder nur irgend haltbare Ort mußte mit dem Degen geöffnet werden, und der Widerstand mehrte sich mit jedem neuen Schritte, den sie machten, weil die Ausschweifungen ihrer Truppen, meistens Ungarn und Wallonen, den Freund zum Abfall und den Feind zur Verzweiflung brachten. Aber auch noch dann, als seine Truppen schon in Böhmen vordrangen, fuhr der Kaiser fort, den Ständen den Frieden zu zeigen und zu einem gütlichen Vergleiche die Hände zu bieten. Neue Aussichten, die sich ihnen aufthaten, erhoben den Muth der Rebellen. Die Stände von Mähren ergriffen ihre Partei,

und aus Deutschland erschien ihnen in der Person des Grafen von Mannsfeld ein eben so unverhoffter als tapferer Beschützer.

Die Häupter der evangelischen Union hatten den bisherigen Bewegungen in Böhmen schweigend, aber nicht müßig, zugesehen. Beide kämpften für dieselbe Sache, gegen denselben Feind. In dem Schicksale der Böhmen ließen sie ihre Bundesverwandten ihr eigenes Schicksal lesen, und die Sache dieses Volks wurde von ihnen als die heiligste Angelegenheit des deutschen Bundes abgeschildert. Diesem Grundsatze getreu, stärkten sie den Muth der Rebellen durch Beistandsversprechungen, und ein glücklicher Zufall setzte sie in Stand, dieselben unverhofft in Erfüllung zu bringen.

Graf Peter Ernst von Mannsfeld, der Sohn eines verdienstvollen österreichischen Dieners, Ernst von Mannsfeld, der die spanische Armee in den Niederlanden eine Zeit lang mit vielem Ruhme befehligt hatte, wurde das Werkzeug, das österreichische Haus in Deutschland zu demüthigen. Er selbst hatte dem Dienste dieses Hauses seine ersten Feldzüge gewidmet, und unter den Fahnen Erzherzog Leopolds, in Jülich und im Elsaß, gegen die protestantische Religion und die deutsche Freiheit gefochten. Aber unvermerkt für die Grundsätze dieser Religion gewonnen, verließ er einen Chef, dessen Eigennutz ihm die geforderte Entschädigung für den in seinem Dienste gemachten Aufwand versagte, und widmete der evangelischen Union seinen Eifer und einen siegreichen Degen. Es fügte sich eben, daß der Herzog von Savoyen, ein Alliirter der Union, in einem Kriege gegen Spanien ihren

Beiſtand verlangte. Sie überließ ihm ihre neue Eroberung, und Mannsfeld bekam den Auftrag, ein Heer von viertauſend Mann, zum Gebrauch und auf Koſten des Herzogs, in Deutſchland bereit zu halten. Dieſes Heer ſtand eben marſchfertig da, als das Kriegsfeuer in Böhmen aufloderte, und der Herzog, der gerade jetzt keiner Verſtärkung bedurfte, überließ es der Union zu freiem Gebrauche. Nichts konnte dieſer willkommener ſeyn, als ihren Bundesgenoſſen in Böhmen auf fremde Koſten zu dienen. Sogleich erhielt Graf Mannsfeld Befehl, dieſe viertauſend Mann in das Königreich zu führen, und eine vorgegebene böhmiſche Beſtallung mußte den Augen der Welt die wahren Urheber ſeiner Rüſtung verbergen.

Dieſer Mannsfeld zeigte ſich jetzt in Böhmen, und faßte durch Einnahme der feſten und kaiſerlich geſinnten Stadt Pilſen in dieſem Königreiche feſten Fuß. Der Muth der Rebellen wurde noch durch einen andern Succurs aufgerichtet, den die ſchleſiſchen Stände ihnen zu Hülfe ſchickten. Zwiſchen dieſen und den kaiſerlichen Truppen kam es nun zu wenig entſcheidenden, aber deſto verheerendern Gefechten, welche einem ernſtlichern Kriege zum Vorſpiele dienten. Um die Lebhaftigkeit ſeiner Kriegsoperationen zu ſchwächen, unterhandelte man mit dem Kaiſer, und ließ ſich ſogar die angebotene ſächſiſche Vermittelung gefallen. Aber ehe der Ausgang beweiſen konnte, wie wenig aufrichtig man verfuhr, raffte der Tod den Kaiſer von der Scene.

Was hatte Matthias nun gethan, um die Erwartungen der Welt zu rechtfertigen, die er durch den Sturz ſeines Vorgängers herausgefordert hatte? War

es der Mühe werth, den Thron Rudolphs durch ein Verbrechen zu besteigen, um ihn so schlecht zu besitzen und mit so wenig Ruhm zu verlassen? So lange Matthias König war, büßte er für die Unklugheit, durch die er es geworden. Einige Jahre früher sie zu tragen, hatte er die ganze Freiheit seiner Krone verscherzt. Was ihm die vergrößerte Macht der Stände an Selbstthätigkeit noch übrig ließ, hielten seine eignen Agnaten unter einem schimpflichen Zwang. Krank und kinderlos, sah er die Aufmerksamkeit der Welt einem stolzen Erben entgegeneilen, der ungeduldig dem Schicksal vorgriff, und in des Greisen absterbender Regierung schon die seinige eröffnete.

Mit Matthias war die regierende Linie des deutschen Hauses Oesterreich so gut als erloschen; denn von allen Söhnen Maximilians lebte nur noch der einzige kinderlose und schwächliche Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, der aber seine nähern Rechte auf diese Erbschaft an die Grätzische Linie abgetreten hatte. Auch das spanische Haus hatte sich in einem geheimen Reverse aller seiner Ansprüche auf die österreichischen Besitzungen zum Vortheil des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark begeben, in welchem nunmehr der Habsburgische Stamm in Deutschland frische Zweige treiben, und die ehemalige Größe Oesterreichs wieder aufleben sollte.

Ferdinand hatte den jüngsten Bruder Kaiser Maximilians des Zweiten, Erzherzog Karl von Krain, Kärnthen und Steyermark, zum Vater, zur Mutter eine Prinzessin von Bayern. Da er den ersten schon im zwölften Jahre verlor, so übergab ihn die

Erzherzogin der Aufsicht ihres Bruders, des Herzogs Wilhelm von Bayern, unter dessen Augen er auf der Akademie zu Ingolstadt durch Jesuiten erzogen und unterrichtet wurde. Was für Grundsätze er aus dem Umgange eines Fürsten schöpfen mußte, der sich Andachts wegen der Regierung entschlagen, ist nicht schwer zu begreifen. Man zeigte ihm auf der einen Seite die Nachsicht der Maximilianischen Prinzen gegen die Anhänger der neuen Lehre, und die Verwirrung in ihren Landen; auf der andern den Segen Bayerns und den unerbittlichen Religionseifer seiner Beherrscher; zwischen diesen beiden Mustern ließ man ihn wählen.

In dieser Schule zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeuge der Kirche zubereitet, verließ er Bayern nach einem fünfjährigen Aufenthalte, um die Regierung seiner Erbländer zu übernehmen. Die Stände von Krain, Kärnthen und Steyermark, welche vor Ablegung ihres Huldigungseides die Bestätiguug ihrer Religionsfreiheit forderten, erhielten zur Antwort, daß die Religionsfreiheit mit der Huldigung nichts zu thun habe. Der Eid wurde ohne Bedingung gefordert, und auch wirklich geleistet. Mehrere Jahre gingen hin, ehe die Unternehmung, wozu in Ingolstadt der Entwurf gemacht worden, zur Ausführung reif schien. Ehe Ferdinand mit derselben ans Licht trat, holte er erst selbst in Person zu Loretto die Gnade der Jungfrau Maria, und zu den Füßen Clemens des Achten in Rom den apostolischen Segen.

Es galt aber auch nichts Geringeres, als den Protestantismus aus einem Distrikte zu vertreiben, wo er

die überlegene Anzahl auf seiner Seite hatte, und durch eine förmliche Duldungsakte, welche Ferdinands Vater dem Herren- und Ritterstande dieser Länder bewilligt hatte, gesetzmäßig geworden war. Eine so feierlich ausgestellte Bewilligung konnte ohne Gefahr nicht zurückgenommen werden; aber den frommen Zögling der Jesuiten schreckte keine Schwierigkeit zurück. Das Beispiel der übrigen, sowohl katholischen als protestantischen Reichsstände, welche das Reformationsrecht in ihren Ländern ohne Widerspruch ausgeübt, und die Mißbräuche, welche die steyerischen Stände von ihrer Religionsfreiheit gemacht hatten, mußten dieser Gewaltthätigkeit zur Rechtfertigung dienen. Unter dem Schutze eines ungereimten positiven Gesetzes glaubte man ohne Scheu das Gesetz der Vernunft und Billigkeit verhöhnen zu dürfen. Bei dieser ungerechten Unternehmung zeigte Ferdinand übrigens einen bewunderungswürdigen Muth, eine lobenswerthe Standhaftigkeit. Ohne Geräusch, und man darf hinzusetzen, ohne Grausamkeit, unterdrückte er den protestantischen Gottesdienst in einer Stadt nach der andern, und in wenigen Jahren war dieses gefahrvolle Werk zum Erstaunen des ganzen Deutschlands vollendet.

Aber indem die Katholischen den Helden und Ritter ihrer Kirche in ihm bewunderten, fingen die Protestanten an, sich gegen ihn, als ihren gefährlichsten Feind, zu rüsten. Nichtsdestoweniger fand das Gesuch des Matthias, ihm die Nachfolge zuzuwenden, in den Wahlstaaten Oesterreichs keinen oder nur einen sehr geringen Widerspruch, und selbst die Böhmen krönten ihn, unter sehr annehmlichen Bedingungen, zu ihrem künftigen König. Später erst, nachdem sie den schlimmen

Einfluß ſeiner Rathſchläge auf die Regierung des Kaiſers erfahren hatten, wachten ihre Beſorgniſſe auf; und verſchiedene handſchriftliche Aufſätze von ihm, die ein böſer Wille in ihre Hände ſpielte, und die ſeine Geſinnungen nur zu deutlich verriethen, trieben ihre Furcht aufs Höchſte. Beſonders entrüſtete ſie ein geheimer Familienvertrag mit Spanien, worin Ferdinand dieſer Krone, nach Abgang männlicher Erben, das Königreich Böhmen verſchrieben hatte, ohne die Nation erſt zu hören, ohne die Wahlfreiheit ihrer Krone zu achten. Die vielen Feinde, welche ſich dieſer Prinz durch ſeine Reformation in Steyermark unter den Proteſtanten überhaupt gemacht hatte, thaten ihm bei den Böhmen die ſchlimmſten Dienſte; und beſonders zeigten ſich einige dahin geflüchtete ſteyermärkiſche Emigranten, welche ein racheerfülltes Herz in ihr neues Vaterland mitbrachten, geſchäftig, das Feuer der Empörung zu nähren. In ſo widriger Stimmung fand König Ferdinand die böhmiſche Nation, als Kaiſer Matthias ihm Platz machte.

Ein ſo ſchlimmes Verhältniß zwiſchen der Nation und dem Throncandidaten würde auch bei der ruhigſten Thronfolge Stürme erweckt haben — wie vielmehr aber jetzt im vollen Feuer des Aufruhrs, jetzt, da die Nation ihre Majeſtät zurückgenommen hatte, und in den Zuſtand des natürlichen Rechts zurückgetreten war; jetzt, da ſie die Waffen in Händen hatte, da durch das Gefühl ihrer Einigkeit ein begeiſterndes Selbſtvertrauen in ihr erwacht, ihr Muth durch die glücklichſten Erfolge, durch fremde Beiſtandsverſprechungen und ſchwindlige Hoffnungen zur feſteſten Zuverſicht erhoben war.

Uneingedenk des an Ferdinand bereits übertragenen Rechts, erklärten die Stände ihren Thron für erledigt, ihre Wahl für völlig ungebunden. Zu einer friedlichen Unterwerfung war kein Anschein vorhanden, und wollte sich Ferdinand im Besitz der böhmischen Krone sehen, so hatte er die Wahl, sie entweder mit Allem dem zu erkaufen, was eine Krone wünschenswerth macht, oder mit dem Schwerte in der Hand zu erobern.

Aber mit welchen Hülfsmitteln sie erobern? Auf welches seiner Länder er seine Augen kehrte, stand Alles in hellen Flammen. Schlesien war in den böhmischen Aufstand zugleich mit hineingerissen; Mähren war im Begriff, diesem Beispiele zu folgen. In Ober- und Unterösterreich regte sich, wie unter Rudolph, der Geist der Freiheit, und kein Landstand wollte huldigen. Ungarn bedrohte der Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen mit einem Ueberfall; eine geheimnißvolle Rüstung der Türken erschreckte alle östlich gelegenen Provinzen; damit das Bedrängniß vollkommen würde, so mußten auch, von dem allgemeinen Beispiele geweckt, die Protestanten in seinen väterlichen Erbstaaten ihr Haupt erheben. In diesen Ländern war die Zahl der Protestanten überwiegend; in den meisten hatten sie die Einkünfte im Besitz, mit denen Ferdinand seinen Krieg führen sollte. Die Neutralen fingen an zu wanken, die Getreuen zu verzagen, nur die Schlimmgesinnten hatten Muth; die eine Hälfte von Deutschland winkte den Rebellen Ermunterung, die andere erwartete müßig den Ausschlag; spanische Hülfe stand noch in fernen Landen. Der Augenblick, der ihm Alles brachte, drohte ihm Alles zu entreißen.

Was er auch jetzt, von dem harten Geſetz der Noth unterjocht, den böhmiſchen Rebellen anbietet — alle ſeine Vorſchläge zum Frieden werden mit Uebermuth verſchmäht. An der Spitze eines Heers zeigt ſich der Graf von Thurn ſchon in Mähren, dieſe einzige noch wankende Provinz zur Entſcheidung zu bringen. Die Erſcheinung der Freunde gibt den mähriſchen Proteſtanten das Signal der Empörung. Brünn wird erobert; das übrige Land folgt freiwillig nach; in der ganzen Provinz ändert man Religion und Regierung. Wachſend in ſeinem Laufe, ſtürzt der Rebellenſtrom in Oberöſterreich, wo eine gleichgeſinnte Partei ihn mit freudigem Beifalle empfängt. „Kein Unterſchied der Religion ſoll mehr ſeyn, gleiche Rechte für alle chriſtlichen Kirchen. — Man habe gehört, daß fremdes Volk in dem Lande geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken. Dieſes ſuche man auf, und bis nach Jeruſalem werde man den Feind der Freiheit verfolgen.“ — Kein Arm wird gerührt, den Erzherzog zu vertheidigen; endlich lagern ſich die Rebellen vor Wien, ihren Herrn zu belagern.

Seine Kinder hatte Ferdinand von Grätz, wo ſie ihm nicht mehr ſicher waren, nach Tyrol geflüchtet; er ſelbſt erwartete in ſeiner Kaiſerſtadt den Aufruhr. Eine Handvoll Soldaten war Alles, was er dem wüthenden Schwarme entgegenſtellen konnte. Dieſen Wenigen fehlte der gute Wille, weil es an Sold und ſelbſt an Brod fehlte. Auf eine lange Belagerung war Wien nicht bereitet. Die Partei der Proteſtanten, jeden Augenblick bereit, ſich an die Böhmen anzuſchließen, war in der Stadt die überwiegende; die auf dem Lande

zogen schon Truppen gegen ihn zusammen. Schon sah der protestantische Pöbel den Erzherzog in einem Mönchskloster eingesperrt, seine Staaten getheilt, seine Kinder protestantisch erzogen. Heimlichen Feinden anvertraut, und von öffentlichen umgeben, sah er jeden Augenblick den Abgrund sich öffnen, der alle seine Hoffnungen, der ihn selbst verschlingen sollte. Die böhmischen Kugeln flogen in die kaiserliche Burg, wo sechzehn österreichische Baronen sich in sein Zimmer drängten, mit Vorwürfen in ihn stürmten, und zu einer Conföderation mit den Böhmen seine Einwilligung zu ertrotzen strebten. Einer von diesen ergriff ihn bei den Knöpfen seines Wamms. „Ferdinand!“ schnaubte er ihn an, „wirst du unterschreiben?“

Wem hätte man es nicht verziehen, in dieser schrecklichen Lage gewankt zu haben? — Ferdinand dachte nach, wie er römischer Kaiser werden wollte. Nichts schien ihm übrig zu seyn, als schnelle Flucht oder Nachgiebigkeit; zu jener riethen Männer — zu dieser katholische Priester. Verließ er die Stadt, so fiel sie in Feindes Hände; mit Wien war Oesterreich, mit Oesterreich der Kaiserthron verloren. Ferdinand verließ seine Hauptstadt nicht und wollte eben so wenig von Bedingungen hören.

Der Erzherzog war noch im Wortwechsel mit den deputirten Baronen, als auf einmal Trompetenschall den Burgplatz erfüllte. Unter den Anwesenden wechseln Furcht und Erstaunen — ein erschreckendes Gerücht durchläuft die Burg — ein Deputirter nach dem andern verschwindet. Viele von Adel und der Bürgerschaft hörte man eilfertig in das Thurnische Lager fliehen.

Dieſe ſchnelle Veränderung wirkte ein Regiment Dampierriſcher Küraſſiere, welches in dieſem wichtigen Augenblick in die Stadt einrückte, den Erzherzog zu vertheidigen. Bald folgte auch Fußvolk nach; viele katholiſche Bürger, durch dieſe Erſcheinung mit neuem Muthe belebt, und die Studirenden ſelbſt, ergriffen die Waffen. Eine Nachricht, die ſo eben aus Böhmen einlief, vollendete ſeine Errettung. Der niederländiſche General Boucquoi hatte den Grafen Mannsfeld bei Budweiß aufs Haupt geſchlagen und war im Anzuge gegen Prag. Eilfertig brachen die Böhmen ihre Gezelte ab, um ihre Hauptſtadt zu entſetzen.

Und jetzt waren auch die Päſſe wieder frei, die der Feind beſetzt gehalten, um Ferdinanden den Weg nach Frankfurt zur Kaiſerwahl zu verlegen. Wenn es dem Könige von Ungarn für ſeinen ganzen Plan wichtig war, den deutſchen Thron zu beſteigen, ſo war es jetzt um ſo wichtiger, da ſeine Ernennung zum Kaiſer das unverdächtigſte und entſcheidendſte Zeugniß für die Würdigkeit ſeiner Perſon und die Gerechtigkeit ſeiner Sache ablegte, und ihm zugleich zu einem Beiſtande des Reichs Hoffnung machte. Aber dieſelbe Kabale, welche ihn in ſeinen Erbſtaaten verfolgte, arbeitete ihm auch bei ſeiner Bewerbung um die Kaiſerwürde entgegen. Kein öſterreichiſcher Prinz ſollte den deutſchen Thron mehr beſteigen, am wenigſten aber Ferdinand, der entſchloſſene Verfolger ihrer Religion, der Sklave Spaniens und der Jeſuiten. Dieſes zu verhindern, hatte man noch bei Lebzeiten des Matthias, dem Herzoge von Bayern, und nach der Weigerung deſſelben dem Herzog von Savoyen die Krone

angetragen. Da man mit dem letztern über die Bedingungen nicht so leicht einig werden konnte, so suchte man wenigstens die Wahl aufzuhalten, bis ein entscheidender Streich in Böhmen oder Oesterreich alle Hoffnungen Ferdinands zu Grunde gerichtet und ihn zu dieser Würde unfähig gemacht hätte. Die Unirten ließen nichts unversucht, Kursachsen, welches an das österreichische Interesse gefesselt war, gegen Ferdinand einzunehmen, und diesem Hofe die Gefahr vorzustellen, womit die Grundsätze dieses Fürsten und seine spanischen Verbindungen die protestantische Religion und die Reichsverfassung bedrohten. Durch Erhebung Ferdinands auf den Kaiserthron, stellten sie weiter vor, würde sich Deutschland in die Privatangelegenheiten dieses Prinzen verflochten sehen, und die Waffen der Böhmen gegen sich reizen. Aber aller Gegenbemühungen ungeachtetet wurde der Wahltag ausgeschrieben, Ferdinand als rechtmäßiger König von Böhmen dazu berufen, und seine Kurstimme, mit vergeblichem Widerspruche der böhmischen Stände, für gültig erkannt. Die drei geistlichen Kurstimmen waren sein, auch die sächsische war ihm günstig, die brandenburgische nicht entgegen, und die entschiedenste Mehrheit erklärte ihn 1619 zum Kaiser. So sah er die zweifelhafteste von allen seinen Kronen zuerst auf seinem Haupte, um wenige Tage nachher diejenige zu verlieren, welche er schon unter seine gewissen Besitzungen zählte. Während daß man ihn in Frankfurt zum Kaiser machte, stürzte man ihn in Prag von dem böhmischen Throne.

Fast alle seine deutschen Erbländer hatten sich unterdessen in einer allgemeinen furchtbaren Conföderation

mit den Böhmen vereinigt, deren Trotz jetzt alle Schranken durchbrach. Am 17ten Auguſt 1619 erklärten ſie den Kaiſer, auf einer Reichsverſammlung, für einen Feind der böhmiſchen Religion und Freiheit, der durch ſeine verderblichen Rathſchläge den verſtorbenen König gegen ſie aufgewiegelt, zu ihrer Unterdrückung Truppen geliehen, Ausländern das Königreich zum Raube gegeben, und es zuletzt gar, mit Verſpottung ihrer Volksmajeſtät, in einem heimlichen Vertrage an die Spanier verſchrieben hatte, aller Anſprüche auf ihre Krone verluſtig und ſchritten ohne Aufſchub zu einer neuen Wahl. Da Proteſtanten dieſen Ausſpruch thaten, ſo konnte dieſe Wahl nicht wohl auf einen katholiſchen Prinzen fallen, obgleich zum Scheine für Bayern und Savoyen einige Stimmen gehört wurden. Aber der bittere Religionshaß, welcher die Evangeliſchen und Reformirten unter einander ſelbſt entzweite, machte eine Zeit lang auch die Wahl eines proteſtantiſchen Königs ſchwer, bis endlich die Feinheit und Thätigkeit der Calviniſten über die überlegene Anzahl der Lutheraner den Sieg davon trug.

Unter allen Prinzen, welche zu dieſer Würde in Vorſchlag kamen, hatte ſich Kurfürſt Friedrich der Fünfte von der Pfalz die gegründetſten Anſprüche auf das Vertrauen und die Dankbarkeit der Böhmen erworben, und unter allen war keiner, bei welchem das Privatintereſſe einzelner Stände und die Zuneigung des Volks durch ſo viele Staatsvortheile gerechtfertigt zu werden ſchienen. Friedrich der Fünfte war von einem freien und aufgeweckten Geiſte, vieler Herzensgüte, einer königlichen Freigebigkeit. Er war das

Haupt der Reformirten in Deutſchland, der Anführer der Union, deren Kräfte ihm zu Gebote ſtanden, ein naher Anverwandter des Herzogs von Bayern, ein Eidam des Königs von Großbritannien, der ihn mächtig unterſtützen konnte. Alle dieſe Vorzüge wurden von der calviniſtiſchen Partei mit dem beſten Erfolge geltend gemacht, und die Reichsverſammlung zu Prag erwählte Friedrich den Fünften unter Gebet und Freudenthränen zum König.

Alles, was auf dem Prager Reichstage geſchah, war ein vorbereitetes Werk, und Friedrich ſelbſt war bei der ganzen Verhandlung zu thätig geweſen, als daß er von dem Antrage der Böhmen hätte überraſcht werden ſollen. Dennoch erſchreckte ihn der gegenwärtige Glanz dieſer Krone, und die zweifache Größe des Verbrechens und des Glücks brachte ſeinen Kleinmuth zum Zittern. Nach der gewöhnlichen Art ſchwacher Seelen wollte er ſich erſt durch fremdes Urtheil zu ſeinem Vorhaben ſtärken, aber es hatte keine Gewalt über ihn, wenn es gegen ſeine Leidenſchaft ausfiel. Sachſen und Bayern, wo er Rath verlangt hatte, alle ſeine Mitkurfürſten, Alle, welche dieſe Unternehmung mit ſeinen Fähigkeiten und Kräften abwogen, warnten ihn vor dem Abgrunde, in den er ſich ſtürzte. Selbſt König Jakob von England wollte ſeinem Eidam lieber eine Krone entriſſen ſehen, als die geheiligte Majeſtät der Könige durch ein ſo ſchlimmes Beiſpiel verletzen helfen. Aber was vermochte die Stimme der Klugheit gegen den verführeriſchen Glanz einer Königskrone? Im Augenblick ihrer höchſten Kraftäußerung, wo ſie den geheiligten Zweig eines zweihundertjährigen Regentengeſchlechts von-

ſich ſtößt, wirft ſich ihm eine freie Nation in die Arme, auf ſeinen Muth vertrauend, wählt ſie ihn zu ihrem Führer auf der gefährlichen Bahn des Ruhmes und der Freiheit; von ihm, ihrem gebornen Beſchützer, erwartet eine unterdrückte Religion Schutz und Schirm gegen ihre Verfolger — ſoll er kleinmüthig ſeine Furcht bekennen, ſoll er feigherzig Religion und Freiheit verrathen? Eben dieſe Religion zeigt ihm die Ueberlegenheit ihrer Kräfte und die Ohnmacht ihres Feindes — zwei Drittheile der öſterreichiſchen Macht gegen Oeſterreich bewaffnet, und einen ſtreitbaren Bundesgenoſſen von Siebenbürgen aus bereit, den ſchwachen Ueberreſt dieſer Macht noch durch einen feindlichen Angriff zu theilen. Jene Aufforderungen ſollten ſeinen Ehrgeiz nicht wecken? dieſe Hoffnungen ſeinen Muth nicht entzünden?

Wenige Augenblicke gelaſſenen Nachdenkens würden hingereicht haben, ihm die Größe des Wageſtücks und den geringen Werth des Preiſes zu zeigen — aber die Aufmunterung ſprach zu ſeinen Sinnen, und die Warnung nur zu ſeiner Vernunft. Es war ſein Unglück, daß die zunächſt ihn umgebenden und hörbarſten Stimmen die Partei ſeiner Leidenſchaft nahmen. Dieſe Machtvergrößerung ihres Herrn öffnete dem Ehrgeiz und der Gewinnſucht aller ſeiner pfälziſchen Diener ein unermeßliches Feld der Befriedigung. Dieſer Triumph ſeiner Kirche mußte jeden calviniſchen Schwärmer erhitzen. Konnte ein ſo ſchwacher Kopf den Vorſpiegelungen ſeiner Räthe widerſtehen, die ſeine Hülfsmittel und Kräfte eben ſo unmäßig übertrieben, als ſie die Macht des Feindes herunterſetzten? den Aufforderungen

ſeiner Hofprediger, die ihm die Eingebungen ihres fanatiſchen Eifers als den Willen des Himmels verkündigten? Aſtrologiſche Träumereien erfüllten ſeinen Kopf mit chimäriſchen Hoffnungen; ſelbſt durch den unwiderſtehlichen Mund der Liebe beſtürmte ihn die Verführung. „Konnteſt du dich vermeſſen,“ ſagte die Kurfürſtin zu ihm, „die Hand einer Königstochter anzunehmen, und „dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig dir „entgegenbringt? Ich will lieber Brod eſſen an deiner „königlichen Tafel, als an deinem kurfürſtlichen Tiſche „ſchwelgen.“

Friedrich nahm die böhmiſche Krone. Mit beiſpielloſem Pomp geſchah zu Prag die königliche Krönung; die Nation ſtellte alle ihre Reichthümer aus, ihr eigenes Werk zu ehren. Schleſien und Mähren, Nebenländer Böhmens, folgten dem Beiſpiele des Hauptſtaats und huldigten. Die Reformation thronte in allen Kirchen des Königreichs, das Frohlocken war ohne Gränzen, die Freude an dem neuen König ging bis zur Anbetung. Dänemark und Schweden, Holland und Venedig, mehrere deutſche Staaten erkannten ihn als rechtmäßigen König; und Friedrich ſchickte ſich nun an, ſeinen neuen Thron zu behaupten.

Auf den Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen war ſeine größte Hoffnung gerichtet. Dieſer furchtbare Feind Oeſterreichs und der katholiſchen Kirche, nicht zufrieden mit ſeinem Fürſtenthume, das er ſeinem rechtmäßigen Herrn, Gabriel Bathori, mit Hülfe der Türken entriſſen hatte, ergriff mit Begierde dieſe Gelegenheit, ſich auf Unkoſten der öſterreichiſchen Prinzen zu vergrößern, die ſich geweigert hatten, ihn als Herrn

von Siebenbürgen anzuerkennen. Ein Angriff auf Ungarn und Oesterreich war mit den böhmischen Rebellen verabredet, und vor der Hauptstadt sollten beide Heere zusammenstoßen. Unterdessen verbarg Bethlen Gabor unter der Maske der Freundschaft den wahren Zweck seiner Kriegsrüstung, und versprach voller Arglist dem Kaiser, durch eine verstellte Hülfleistung die Böhmen in die Schlinge zu locken, und ihre Anführer ihm lebendig zu überliefern. Auf einmal aber stand er als Feind in Ober-Ungarn; der Schrecken ging vor ihm her, hinter ihm die Verwüstung; Alles unterwarf sich; zu Preßburg empfing er die ungarische Krone. Des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, zitterte für die Hauptstadt. Eilfertig rief er den General Boucquoi zu Hülfe; der Abzug der Kaiserlichen zog die Böhmen zum zweiten Male vor Wien. Durch zwölftausend Siebenbürgen verstärkt und bald darauf mit dem siegreichen Heere Bethlen Gabors vereinigt, drohte sie aufs Neue, diese Hauptstadt zu überwältigen. Alles um Wien ward verwüstet, die Donau gesperrt, alle Zufuhr abgeschnitten, die Schrecken des Hungers stellten sich ein. Ferdinand, den diese dringende Gefahr eiligst in seine Hauptstadt zurückgeführt hatte, sah sich zum zweiten Mal am Rand des Verderbens. Mangel und rauhe Witterung zogen endlich die Böhmen nach Hause; ein Verlust in Ungarn rief Bethlen Gabor zurück, zum zweiten Male hatte das Glück den Kaiser gerettet.

In wenigen Wochen änderte sich nun Alles, und durch seine staatskluge Thätigkeit verbesserte Ferdinand seine Sache in eben dem Maße, als Friedrich

die seinige durch Saumseligkeit und schlechte Maßregeln herunterbrachte. Die Stände von Nieder-Oesterreich wurden durch Bestätigung ihrer Privilegien zur Huldigung gebracht, und die Wenigen, welche ausblieben, der beleidigten Majestät und des Hochverraths schuldig erklärt. So faßte der Kaiser in einem seiner Erblande wieder festen Fuß, und zugleich wurde Alles in Bewegung gesetzt, sich auswärtiger Hülfe zu versichern. Schon bei der Kaiserwahl zu Frankfurt war es ihm durch mündliche Vorstellungen gelungen, die geistlichen Kurfürsten und zu München den Herzog Maximilian von Bayern für seine Sache zu gewinnen. Auf dem Antheile, den die Union und Ligue an dem böhmischen Kriege nahmen, beruhte der ganze Ausschlag dieses Krieges, das Schicksal Friedrichs und des Kaisers. Dem ganzen protestantischen Deutschland schien es wichtig zu seyn, den König von Böhmen zu unterstützen, den Kaiser nicht unterliegen zu lassen, schien das Interesse der katholischen Religion zu erheischen. Siegten die Protestanten in Böhmen, so hatten alle katholischen Prinzen in Deutschland für ihre Besitzungen zu zittern; unterlagen sie, so konnte der Kaiser dem protestantischen Deutschland Gesetze vorschreiben. Ferdinand setzte also die Ligue, Friedrich die Union in Bewegung. Das Band der Verwandtschaft und persönliche Anhänglichkeit an den Kaiser, seinen Schwager, mit dem er in Ingolstadt aufgewachsen war, Eifer für die katholische Religion, die in der augenscheinlichsten Gefahr zu schweben schien, die Eingebungen der Jesuiten, verbunden mit den verdächtigen Bewegungen der Union, bewogen den Herzog von Bayern und alle Fürsten

der Ligue, die Sache Ferdinands zu der ihrigen zu machen.

Nach einem mit dem Letztern geschlossenen Vertrage, welcher ihm den Ersatz aller Kriegsunkosten und aller erleidenden Verluste versicherte, übernahm Maximilian mit uneingeschränkter Gewalt das Commando der liguistischen Truppen, welche dem Kaiser gegen die böhmischen Rebellen zu Hülfe eilen sollten. Die Häupter der Union, anstatt diese gefährliche Vereinigung der Ligue mit dem Kaiser zu hintertreiben, wendeten vielmehr Alles an, sie zu beschleunigen. Konnten sie die katholische Ligue zu einem erklärten Antheile an dem böhmischen Kriege vermögen, so hatten sie sich von allen Mitgliedern und Alliirten der Union das Nämliche zu versprechen. Ohne einen öffentlichen Schritt der Katholischen gegen die Union war keine Machtvereinigung unter den Protestanten zu hoffen. Sie erwählten also den bedenklichen Zeitpunkt der böhmischen Unruhen, eine Abstellung aller bisherigen Beschwerden und eine vollkommene Religionsversicherung von den Katholischen zu fordern. Diese Forderung, welche in einem drohenden Tone abgefaßt war, richteten sie an den Herzog von Bayern, als das Haupt der Katholischen, und drangen auf eine schnelle unbedingte Erklärung. Maximilian mochte sich nun für oder wider sie entscheiden, so war ihre Absicht erreicht: seine Nachgiebigkeit beraubte die katholische Partei ihres mächtigsten Beschützers; seine Widersetzung bewaffnete die ganze protestantische Partei, und machte den Krieg unvermeidlich, durch welchen sie zu gewinnen hofften. Maximilian, durch so viele andere Beweggründe

ohnehin auf die entgegengesetzte Seite gezogen, nahm die Aufforderung der Union als eine förmliche Kriegserklärung auf, und die Rüstung wurde beschleunigt. Während daß Bayern und die Ligue sich für den Kaiser bewaffneten, wurde auch mit dem spanischen Hofe wegen Subsidien unterhandelt. Alle Schwierigkeiten, welche die schläfrige Politik des Ministeriums diesem Gesuche entgegensetzte, überwand der kaiserliche Gesandte in Madrid, Graf von Khevenhüller, glücklich. Außer einem Geldvorschusse von einer Million Gulden, welche man diesem Hofe nach und nach zu entlocken wußte, ward noch zugleich ein Angriff auf die untere Pfalz, von den spanischen Niederlanden aus, beschlossen.

Indem man alle katholischen Mächte in das Bündniß zu ziehen suchte, arbeitete man zu gleicher Zeit dem Gegenbündnisse der protestantischen auf das nachdrücklichste entgegen. Es kam darauf an, dem Kurfürsten von Sachsen und mehreren evangelischen Ständen die Besorgnisse zu benehmen, welche die Union ausgestreut hatte, daß die Rüstung der Ligue darauf abgesehen sey, ihnen die säculariſirten Stifter wieder zu entreißen. Eine schriftliche Versicherung des Gegentheils beruhigte den Kurfürsten von Sachsen, den die Privateifersucht gegen Pfalz, die Eingebungen seines Hofpredigers, der von Oesterreich erkauft war, und der Verdruß, von den Böhmen bei der Königswahl übergangen worden zu seyn, ohnehin schon auf Oesterreichs Seite neigten. Nimmer konnte es der lutherische Fanatismus dem reformirten vergeben, daß so viele edle Länder, wie man sich ausdrückte, dem Calvinismus

in den Rachen fliegen und der römische Antichrist nur den helvetischen Platz machen sollte.

Indem Ferdinand Alles that, seine mißlichen Umstände zu verbessern, unterließ Friedrich nichts, seine gute Sache zu verschlimmern. Durch ein anstößiges enges Bündniß mit dem Fürsten von Siebenbürgen, dem offenbaren Alliirten der Pforte, ärgerte er die schwachen Gemüther, und das allgemeine Gerücht klagte ihn an, daß er auf Unkosten der Christenheit seine eigene Vergrößerung suche, daß er die Türken gegen Deutschland bewaffnet habe. Sein unbesonnener Eifer für die reformirte Religion brachte die Lutheraner in Böhmen, sein Angriff auf die Bilder die Papisten dieses Königreichs gegen ihn auf. Neue drückende Auflagen entzogen ihm die Liebe des Volks. Die fehlgeschlagene Erwartung der böhmischen Großen erkaltete ihren Eifer, das Ausbleiben fremden Beistandes stimmte ihre Zuversicht herab. Anstatt sich mit unermüdetem Eifer der Reichsverwaltung zu widmen, verschwendete Friedrich seine Zeit in Ergötzlichkeiten; anstatt durch eine weise Sparsamkeit seinen Schatz zu vergrößern, zerstreute er in unnützem theatralischem Prunke und übel angewandter Freigebigkeit die Einkünfte seiner Länder. Mit sorgloſem Leichtsinn bespiegelte er sich in seiner neuen Würde, und über dem unzeitigen Bestreben, seiner Krone froh zu werden, vergaß er die dringendere Sorge, sie auf seinem Haupte zu befestigen.

So sehr man sich in ihm geirrt hatte, so unglücklich hatte sich Friedrich in seinen Erwartungen von auswärtigem Beistand verrechnet. Die meisten Mitglieder der Union trennten die böhmischen Angelegenheiten

von dem Zwecke ihres Bundes; andere ihm ergebene Reichsstände fesselte blinde Furcht vor dem Kaiser. Kursachsen und Hessen-Darmstadt hatte Ferdinand für sich gewonnen; Niederösterreich, von wo aus man eine nachdrückliche Diversion erwartete, hatte dem Kaiser gehuldigt; Bethlen Gabor einen Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Dänemark wußte der Wiener Hof durch Gesandtschaften einzuschläfern, Schweden durch einen Krieg mit Polen zu beschäftigen. Die Republik Holland hatte Mühe, sich der spanischen Waffen zu erwehren; Venedig und Savoyen blieben unthätig; König Jakob von England wurde von der spanischen Arglist betrogen. Ein Freund nach dem andern zog sich zurück, eine Hoffnung nach der andern verschwand. — So schnell hatte sich Alles in wenigen Monaten verändert!

Indessen versammelten die Häupter der Union eine Kriegsmacht; der Kaiser und die Ligue thaten ein Gleiches. Die Macht der letztern stand unter Maximilians Fahnen bei Donauwörth versammelt; die Macht der Unirten bei Ulm, unter dem Markgrafen von Ansbach. Der entscheidende Augenblick schien endlich herbeigekommen zu seyn, der diese lange Zwistigkeit durch einen Hauptstreich endigen und das Verhältniß beider Kirchen in Deutschland unwiderruflich bestimmen sollte. Aengstlich war auf beiden Seiten die Erwartung gespannt. Wie sehr aber erstaunte man, als auf einmal die Botschaft des Friedens kam und beide Armeen ohne Schwertschlag auseinander gingen!

Frankreichs Dazwischenkunft hatte diesen Frieden bewirkt, welchen beide Theile mit gleicher Bereitwilligkeit

umfaßten. Das französische Ministerium, durch keinen Heinrich den Großen mehr geleitet, dessen Staatsmaxime vielleicht auch auf die damalige Lage des Königreichs nicht mehr anzuwenden war, fürchtete jetzt das Wachsthum des österreichischen Hauses viel weniger, als die Machtvergrößerung der Calvinisten, wenn sich das pfälzische Haus auf dem böhmischen Throne behaupten sollte. Mit seinen eigenen Calvinisten eben damals in einen gefährlichen Streit verwickelt, hatte es keine dringendere Angelegenheit, als die protestantische Faction in Böhmen so schnell als möglich unterdrückt zu sehen, ehe die Faction der Hugenotten in Frankreich sich ein gefährliches Muster daran nähme. Um also dem Kaiser gegen die Böhmen geschwind freie Hände zu machen, stellte es sich zwischen der Union und der Ligue als Mittelsperson dar und verglich jenen unerwarteten Frieden, dessen wichtigster Artikel war, „daß die Union sich jedes Antheils an den böhmischen Händeln begeben und den Beistand, welchen sie Friedrich den Fünften leisten würde, nicht über die pfälzischen Länder desselben erstrecken sollte." Maximilians Entschlossenheit und die Furcht, zwischen den liguistischen Truppen und einem neuen kaiserlichen Heere, welches aus den Niederlanden im Anmarsch war, ins Gedränge zu gerathen, bewog die Union zu diesem schimpflichen Frieden.

Die ganze Macht Bayerns und der Ligue stand jetzt dem Kaiser gegen die Böhmen zu Gebote, welche der Ulmische Vergleich ihrem Schicksal überließ. Schneller, als das Gerücht den Vorgang zu Ulm dort verbreiten konnte, erschien Maximilian in Oberösterreich, wo-

die bestürzten Stände, auf keinen Feind gefaßt, die Gnade des Kaisers mit einer schnellen und unbedingten Huldigung erkauften. In Niederösterreich zog der Herzog die niederländischen Truppen des Grafen von Bouçquoi an sich, und diese kaiserlich-bayerische Armee, nach ihrer Vereinigung zu fünfzigtausend Mann angewachsen, drang ohne Zeitverlust in das böhmische Gebiet. Alle böhmischen Geschwader, welche in Niederösterreich und Mähren zerstreut waren, trieb sie fliehend vor sich her, alle Städte, welche es wagten, Widerstand zu thun, wurden mit stürmender Hand erobert; andere durch das Gerücht ihrer Züchtigung erschreckt, öffneten freiwillig ihre Thore; nichts hinderte den reißenden Lauf Maximilians. Weichend zog sich die böhmische Armee, welche der tapfere Fürst Christian von Anhalt kommandirte, in die Nachbarschaft von Prag, wo ihr Maximilian an den Mauern dieser Hauptstadt ein Treffen lieferte.

Die schlechte Verfassung, in welcher er die Armee der Rebellen zu überraschen hoffte, rechtfertigte diese Schnelligkeit des Herzogs und versicherte ihm den Sieg. Nicht dreißigtausend Mann hatte Friedrich beisammen; achttausend hatte der Fürst von Anhalt ihm zugeführt, zehntausend Ungarn ließ Bethlen Gabor zu seinen Fahnen stoßen. Ein Einfall des Kurfürsten von Sachsen in die Lausitz hatte ihm alle Hülfe abgeschnitten, welche er von diesem Lande und von Schlesien her erwartete, die Beruhigung Oesterreichs alle, welche er sich von dorther versprach. Bethlen Gabor, sein wichtigster Bundesgenosse, verhielt sich ruhig; die Union hatte ihn an den Kaiser verrathen. Nichts blieb

ihm übrig, als seine Böhmen, und diesen fehlte es an gutem Willen, Eintracht und Muth. Die böhmischen Magnaten sahen sich mit Verdruß gegen deutsche Generale zurückgesetzt, Graf Mannsfeld blieb, von dem böhmischen Hauptlager getrennt, in Pilsen zurück, um nicht unter Anhalt und Hohenlohe zu dienen. Dem Soldaten, welchen auch das Nothwendigste fehlte, entfiel aller freudige Muth, und die schlechte Mannszucht unter dem Heere gab dem Landmann Ursache zu den bittersten Klagen. Umsonst zeigte sich Friedrich in dem Lager, den Muth der Soldaten durch seine Gegenwart, die Nacheiferung des Adels durch sein Beispiel zu ermuntern.

Auf dem weißen Berge, unweit Prag, fingen die Böhmen an, sich zu verschanzen, als von der vereinigten kaiserlich-bayerischen Armee (am 8. November 1620) der Angriff geschah. Am Anfange des Treffens wurden einige Vortheile von der Reiterei des Prinzen von Anhalt erfochten, aber die Uebermacht des Feindes vernichtete sie bald. Unwiderstehlich drangen die Bayern und Wallonen vor, und die ungarische Reiterei war die erste, welche den Rücken wandte. Das böhmische Fußvolk folgte bald ihrem Beispiele, und in der allgemeinen Flucht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen. Zehn Kanonen, welche die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hände. Viertausend Böhmen blieben auf der Flucht und im Treffen, kaum etliche Hundert von den Kaiserlichen und Liguisten. In weniger als einer Stunde war dieser entscheidende Sieg erfochten.

Friedrich saß zu Prag bei der Mittagstafel, als

seine Armee an den Mauern sich für ihn niederschießen ließ. Vermuthlich hatte er an diesem Tage noch keinen Angriff erwartet, weil er eben heute ein Gastmahl bestellte. Ein Eilbote zog ihn endlich vom Tische, und von dem Wall herab zeigte sich ihm die ganze schreckliche Scene. Um einen überlegten Entschluß zu fassen, erbat er sich einen Stillstand von vier und zwanzig Stunden; achte waren Alles, was der Herzog ihm bewilligte. Friedrich benutzte sie, sich mit seiner Gemahlin und den Vornehmsten der Armee des Nachts aus der Hauptstadt zu flüchten. Diese Flucht geschah mit solcher Eilfertigkeit, daß der Fürst von Anhalt seine geheimsten Papiere und Friedrich seine Krone zurückließ. „Ich weiß nun, wer ich bin," sagte dieser unglückliche Fürst zu denen, welche ihm Trost zusprachen. „Es gibt Tugenden, welche nur das Unglück uns lehren kann, und nur in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind."

Prag war noch nicht ohne Rettung verloren, als Friedrichs Kleinmuth es aufgab. Mannsfelds fliegendes Commando stand noch in Pilsen und hatte die Schlacht nicht gesehen. Bethlen Gabor konnte jeden Augenblick sich feindselig erklären und die Macht des Kaisers nach der ungarischen Gränze abrufen. Die geschlagenen Böhmen konnten sich erholen, Krankheit, Hunger und rauhe Witterung den Feind aufreiben — alle diese Hoffnungen verschwanden vor der gegenwärtigen Furcht. Friedrich fürchtete den Unbestand der Böhmen, welche leicht der Versuchung unterliegen konnten, mit Auslieferung seiner Person die Verzeihung des Kaisers zu erkaufen.

Thurn und die in gleicher Verdammniß mit ihm

waren, fanden es eben so wenig rathsam, in den Mauern von Prag ihr Schicksal zu erwarten. Sie entwichen nach Mähren, um bald darauf ihre Rettung in Siebenbürgen zu suchen. Friedrich entfloh nach Breslau, wo er aber nur kurze Zeit verweilte, um an dem Hofe des Kurfürsten von Brandenburg und endlich in Holland eine Zuflucht zu finden.

Das Treffen bei Prag hatte das ganze Schicksal Böhmens entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag an den Sieger; die übrigen Städte folgten dem Beispiele der Hauptstadt. Die Stände huldigten ohne Bedingung; das Nämliche thaten die Schlesier und Mährer. Drei Monate ließ der Kaiser verstreichen, ehe er eine Untersuchung über das Vergangene anstellte. Viele von denen, welche im ersten Schrecken flüchtig geworden, zeigten sich, voll Vertrauen auf diese scheinbare Mäßigung, wieder in der Hauptstadt. Aber an Einem Tage und zu derselben Stunde brach das Ungewitter aus. Achtundvierzig der thätigsten Beförderer des Aufstandes wurden gefangen genommen und vor eine außerordentliche Commission gezogen, die aus gebornen Böhmen und Oesterreichern niedergesetzt war. Siebenundzwanzig von ihnen starben auf dem Blutgerüste; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Abwesenden wurden vorgeladen, zu erscheinen, und da keiner sich meldete, als Hochverräther und Beleidiger der katholischen Majestät zum Tode verurtheilt, ihre Güter confiscirt, ihre Namen an den Galgen geschlagen. Auch die Güter schon verstorbener Rebellen zog man ein. Diese Tyrannei war zu ertragen, weil sie nur einzelne Privatpersonen traf, und

der Raub des Einen den Andern bereicherte; deſto ſchmerzhafter aber war der Druck, der ohne Unterſchied über das ganze Königreich erging. Alle proteſtantiſchen Prediger wurden des Landes verwieſen; die böhmiſchen ſogleich, etwas ſpäter die deutſchen. Den Majeſtätsbrief durchſchnitt Ferdinand mit eigner Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Prager Schlacht war alle Religionsduldung gegen die Proteſtanten in dem Königreich aufgehoben. Die Gewaltthätigkeiten, welche ſich der Kaiſer gegen die Religionsprivilegien der Böhmen erlaubte, unterſagte er ſich gegen ihre politiſche Conſtitution, und indem er ihnen die Freiheit des Denkens nahm, ließ er ihnen großmüthig noch das Recht, ſich ſelbſt zu taxiren.

Der Sieg auf dem weißen Berge ſetzte Ferdinanden in den Beſitz aller ſeiner Staaten; ja, er gab ſie ihm ſogar mit einer größern Gewalt zurück, als ſein Vorgänger darin beſeſſen hatte, weil die Huldigung ohne Bedingung geleiſtet wurde, und kein Majeſtätsbrief ſeine landesherrliche Hoheit mehr beſchränkte. Das Ziel aller ſeiner gerechten Wünſche war alſo erfüllt, und über alle ſeine Erwartungen.

Jetzt konnte er ſeine Bundesgenoſſen entlaſſen, und ſeine Armeen zurückrufen. Der Krieg war geendigt, wenn er auch nichts als gerecht war; wenn er großmüthig und gerecht war, ſo war's auch die Strafe. Das ganze Schickſal Deutſchlands lag jetzt in ſeiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entſchluß, den er faßte. Nie lag eine ſo große Entſcheidung in eines Menſchen Hand; nie ſtiftete eines Menſchen Verblendung ſo viel Verderben.

Zweites Buch.

Der Entschluß, welchen Ferdinand jetzt faßte, gab dem Krieg eine ganz andere Richtung, einen andern Schauplatz und andere Spieler. Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Executionszuge gegen Rebellen ward ein deutscher und bald ein europäischer Krieg. Jetzt also ist es Zeit, einen Blick auf Deutschland und das übrige Europa zu werfen.

So ungleich der Grund und Boden des deutschen Reichs und die Vorrechte seiner Glieder unter Katholiken und Protestanten vertheilt waren, so durfte jede Partei nur ihre eigenthümlichen Vortheile nutzen, nur in staatskluger Eintracht zusammenhalten, um ihrer Gegenpartei gewachsen zu bleiben. Wenn die katholische die überlegene Zahl für sich hatte, und von der Reichsconstitution mehr begünstigt war, so besaß die protestantische eine zusammenhängende Strecke volkreicher Länder, streitbare Fürsten, einen kriegerischen Adel, zahlreiche Armeen, wohlhabende Reichsstädte, die Herrschaft des Meers, und auf den schlimmsten Fall einen zuverlässigen Anhang in den Ländern katholischer Fürsten. Wenn die katholische Spanien und Italien zu ihrem Beistand bewaffnen konnte, so öffneten die

Republiken Venedig, Holland und England der protestantischen ihre Schätze, so fand sie die Staaten des Nordens und die furchtbare türkische Macht zu schneller Hülfe bereit. Brandenburg, Sachsen und Pfalz setzten den drei geistlichen Stimmen im Kurfürstenrathe drei bedeutende protestantische Stimmen entgegen, und für den Kurfürsten von Böhmen, wie für den Erzherzog von Oesterreich, war die Kaiserwürde eine Fessel, wenn die protestantischen Reichsstände ihre Wichtigkeit zu benutzen verstanden. Das Schwert der Union konnte das Schwert der Ligue in der Scheide halten, oder doch den Ausschlag des Krieges, wenn es wirklich dazu kam, zweifelhaft machen. Aber Privatverhältnisse zerrissen leider das allgemeine politische Band, welches die protestantischen Reichsglieder zusammenhalten sollte. Der große Zeitpunkt fand nur mittelmäßige Geister auf der Bühne, und unbenutzt blieb der entscheidende Moment, weil es den Muthigen an Macht, den Mächtigen an Einsicht, Muth und Entschlossenheit fehlte.

Das Verdienst seines Ahnherrn Moriz, der Umfang seiner Länder und das Gewicht seiner Stimme, stellten den Kurfürsten von Sachsen an die Spitze des protestantischen Deutschlands. Von dem Entschlusse, den dieser Prinz faßte, hing es ab, welche von beiden streitenden Parteien den Sieg behalten sollte; auch war Johann Georg nicht unempfindlich gegen die Vortheile, welche ihm dieses wichtige Verhältniß verschaffte. Eine gleich bedeutende Eroberung für den Kaiser und für den protestantischen Bund vermied er sorgfältig, sich an einen von beiden ganz zu verschenken, und durch eine unwiderrufliche Erklärung, sich entweder der Dank-

barkeit des Kaisers anzuvertrauen, oder die Vortheile aufzugeben, welche von der Furcht dieses Fürsten zu gewinnen waren. Unangesteckt von dem Schwindel ritterlicher und religiöser Begeisterung, welcher einen Souverän nach dem andern dahinriß, Krone und Leben an das Glücksspiel des Kriegs zu wagen, strebte Johann Georg dem solidern Ruhme nach, das Seinige zu Rath zu halten und zu verbessern. Wenn seine Zeitgenossen ihn anklagten, daß er mitten im Sturme die protestantische Sache verlassen; daß er der Vergrößerung seines Hauses die Errettung des Vaterlandes nachgesetzt; daß er die ganze evangelische Kirche in Deutschland dem Untergang bloßgestellt habe, um nur für die reformirte den Arm nicht zu erheben; wenn sie ihn anklagten, daß er der gemeinen Sache als ein unzuverlässiger Freund nicht viel weniger geschadet habe, als ihre erklärtesten Feinde: so war es die Schuld dieser Fürsten, welche sich Johann Georgs weise Politik nicht zum Muster nahmen. Wenn, dieser weisen Politik ungeachtet, der sächsische Landmann, wie jeder andere, über die Gräuel der kaiserlichen Durchzüge seufzte; wenn ganz Deutschland Zeuge war, wie Ferdinand seinen Bundesgenossen täuschte und seiner Versprechungen spottete — wenn Johann Georg dieses endlich selbst zu bemerken glaubte — desto mehr Schande für den Kaiser, der ein so redliches Vertrauen so grausam hinterging.

Wenn übertriebenes Vertrauen auf Oesterreich und Hoffnung, seine Länder zu vermehren, dem Kurfürsten von Sachsen die Hände banden, so hielten Furcht vor Oesterreich und Angst, seine Länder zu verlieren, den schwachen Georg Wilhelm von Brandenburg in

weit ſchimpflichern Feſſeln. Was man dieſen beiden Fürſten zum Vorwurf machte, hätte dem Kurfürſten von der Pfalz ſeinen Ruhm und ſeine Länder gerettet. Raſches Vertrauen auf ungeprüfte Kräfte, der Einfluß franzöſiſcher Rathſchläge und der verführeriſche Glanz einer Krone hatten dieſen unglücklichen Fürſten zu einem Wageſtück hingeriſſen, dem weder ſein Genie noch ſeine politiſche Verfaſſung gewachſen war. Durch Zertheilung ſeiner Lande und die ſchlechte Harmonie ſeiner Beherrſcher wurde die Macht des pfälziſchen Hauſes geſchwächt, welche, in einer einzigen Hand verſammelt, den Ausſchlag des Kriegs noch lange Zeit hätte zweifelhaft machen können.

Eben dieſe Zerſtückelung der Lande entkräftete auch das Fürſtenhaus Heſſen, und die Verſchiedenheit der Religion unterhielt zwiſchen Darmſtadt und Kaſſel eine verderbliche Trennung. Die Linie Darmſtadt, der Augsburgiſchen Confeſſion zugethan, hatte ſich unter die Flügel des Kaiſers geflüchtet, der ſie auf Unkoſten der reformirten Linie Kaſſel begünſtigte. Während daß ſeine Religionsverwandten für Glauben und Freiheit ihr Blut verſpritzten, zog Landgraf Georg von Darmſtadt Sold von dem Kaiſer. Aber ganz ſeines Ahnherrn werth, der hundert Jahre früher unternommen hatte, Deutſchlands Freiheit gegen den furchtbaren Karl zu vertheidigen, erwählte Wilhelm von Kaſſel die Partei der Gefahr und der Ehre. Ueber den Kleinmuth erhaben, der ungleich mächtigere Fürſten unter Ferdinands Allgewalt beugte, war Landgraf Wilhelm der Erſte, der ſeinen Heldenarm freiwillig dem ſchwediſchen Helden brachte, und Deutſchlands

Fürſten ein Beiſpiel gab, mit welchem keiner den Anfang machen wollte. So viel Muth ſein Entſchluß verrieth, ſo viel Standhaftigkeit zeigte ſeine Beharrung, ſo viel Tapferkeit ſeine Thaten. Mit kühner Entſchloſſenheit ſtellte er ſich vor ſein blutendes Land, und empfing einen Feind mit Spott, deſſen Hände noch von dem Mordbrande zu Magdeburg rauchten.

Landgraf Wilhelm iſt es werth, neben dem heldenreichen Stamme der Erneſtinen zur Unſterblichkeit zu gehen. Langſam erſchien dir der Tag der Rache, unglücklicher Johann Friedrich, edler, unvergeßlicher Fürſt! Langſam, aber glorreich ging er auf. Deine Zeiten kamen wieder, und auf deine Enkel ſtieg dein Heldengeiſt herab. Ein tapferes Geſchlecht von Fürſten geht hervor aus Thüringens Wäldern, durch unſterbliche Thaten das Urtheil zu beſchämen, das den Kurhut von deinem Haupte ſtieß, durch aufgehäufte blutige Todtenopfer deinen zürnenden Schatten zu verſöhnen. Deine Länder konnte der Spruch des Siegers ihnen rauben; aber nicht die patriotiſche Tugend, wodurch du ſie verwirkteſt, nicht den ritterlichen Muth, der, ein Jahrhundert ſpäter, den Thron ſeines Enkels wanken machen wird. Deine und Deutſchlands Rache ſchliff ihnen gegen Habsburgs Geſchlecht einen heiligen Degen, und von einer Heldenhand zur andern erbt ſich der unbeſiegte Stahl. Als Männer vollführen ſie, was ſie als Herrſcher nicht vermögen, und ſterben einen glorreichen Tod — als die tapferſten Soldaten der Freiheit. Zu ſchwach an Ländern, um mit eigenen Heeren ihren Feind anzufallen, richten ſie fremde Donner gegen ihn und führen fremde Fahnen zum Siege.

Deutſchlands Freiheit, aufgegeben von den mächtigen Ständen, auf welche doch allein ihre Wohlthat zurückfloß, wurde von einer kleinen Anzahl Prinzen vertheidigt, für welche ſie kaum einen Werth beſaß. Der Beſitz von Ländern und Würden ertödtete den Muth; Mangel an beiden machte Helden. Wenn Sachſen, Brandenburg u. a. m. ſich ſchüchtern zurückzogen, ſo ſah man die Anhalt, die Mannsfeld, die Prinzen von Weimar u. a. ihr Blut in mörderiſchen Schlachten verſchwenden. Die Herzoge von Pommern, von Mecklenburg, von Lüneburg, von Würtemberg, die Reichsſtädte in Oberdeutſchland, denen das Reichsoberhaupt von jeher ein gefürchteter Name war, entzogen ſich furchtſam dem Kampfe mit dem Kaiſer, und beugten ſich murrend unter ſeine zermalmende Hand.

Oeſterreich und das katholiſche Deutſchland hatten an dem Herzoge Maximilian von Bayern einen eben ſo mächtigen, als ſtaatsklugen und tapfern Beſchützer. Im ganzen Laufe dieſes Kriegs einem einzigen überlegten Plane getreu, nie ungewiß zwiſchen ſeinem Staatsvortheile und ſeiner Religion, nie Sklave Oeſterreichs, das für ſeine Größe arbeitete und vor ſeinem rettenden Arme zitterte, hätte Maximilian es verdient, die Würden und Länder, welche ihn belohnten, von einer beſſern Hand, als der Willkür, zu empfangen. Die übrigen katholiſchen Stände, größtentheils geiſtliche Fürſten, zu unkriegeriſch, um den Schwärmen zu widerſtehen, die der Wohlſtand ihrer Länder anlockte, wurden nach einander Opfer des Kriegs, und begnügten ſich, im Kabinet und auf

ihren Kanzeln einen Feind zu verfolgen, vor welchem ſie ſich im Felde nicht zu ſtellen wagten. Alle, entweder Sklaven Oeſterreichs oder Bayerns, wichen neben Maximilian in Schatten zurück; erſt in den Händen dieſes Fürſten wurde ihre verſammelte Macht von Bedeutung.

Die furchtbare Monarchie, welche Karl der Fünfte und ſein Sohn aus den Niederlanden, aus Mailand und beiden Sicilien, aus den weitläufigen oſt- und weſtindiſchen Ländern unnatürlich zuſammen zwangen, neigte ſich ſchon unter Philipp dem Dritten und Vierten zu ihrem Falle. Von unfruchtbarem Golde zu einer ſchnellen Größe gebläht, ſah man dieſe Monarchie an einer langſamen Zehrung ſchwinden, weil ihr die Milch der Staaten, der Feldbau, entzogen wurde. Die weſtindiſchen Eroberungen hatten Spanien in Armuth geſtürzt, um alle Märkte Europens zu bereichern, und Wechsler zu Antwerpen, Venedig und Genua wucherten längſt mit dem Golde, das noch in den Schachten von Peru ſchlief. Indiens wegen hatte man die ſpaniſchen Länder entvölkert, Indiens Schätze an die Wiedereroberung Hollands, an das chimäriſche Project, die franzöſiſche Thronfolge umzuſtoßen, an einen verunglückten Angriff auf England verſchwendet. Aber der Stolz dieſes Hofes hatte den Zeitpunkt ſeiner Größe, den Haß ſeiner Feinde ſeine Furchtbarkeit überlebt, und der Schrecken ſchien noch um die verlaſſene Höhle des Löwen zu ſchweben. Das Mißtrauen der Proteſtanten lieh dem Miniſterium Philipps des Dritten die gefährliche Staatskunſt ſeines Vaters, und bei den deutſchen Katholiken beſtand noch

immer das Vertrauen auf ſpaniſche Hülfe, wie der Wunderglaube an die Knochen der Märtyrer. Aeußerliches Gepränge verbarg die Wunden, an denen dieſe Monarchie ſich verblutete, und die Meinung von ihren Kräften blieb, weil ſie den hohen Ton ihrer goldenen Tage fortführte. Sklaven zu Hauſe und Fremdlinge auf ihrem eigenen Throne, gaben die ſpaniſchen Schattenkönige ihren deutſchen Verwandten Geſetze; und es iſt erlaubt, zu zweifeln, ob der Beiſtand, den ſie leiſteten, die ſchimpfliche Abhängigkeit werth war, womit die deutſchen Kaiſer denſelben erkaufen mußten. Hinter den Pyrenäen wurde von unwiſſenden Mönchen und ränkevollen Günſtlingen Europens Schickſal geſponnen. Aber auch in ihrem tiefſten Verfalle mußte eine Macht furchtbar bleiben, die den erſten an Umfang nicht wich, die, wo nicht aus ſtandhafter Politik, doch aus Gewohnheit demſelben Staatsſyſtem unverändert getreu blieb, die geübte Armeen und treffliche Generale beſaß, die, wo der Krieg nicht zureichte, zu dem Dolche der Banditen griff, und ihre öffentlichen Geſandten als Mordbrenner zu gebrauchen wußte. Was ſie gegen drei Weltgegenden einbüßte, ſuchte ſie gegen Oſten wieder zu gewinnen, und Europa lag in ihrer Schlinge, wenn ihr der lange vorbereitete Anſchlag gelang, zwiſchen den Alpen und dem adriatiſchen Meere mit den Erblanden Oeſterreichs zuſammenzufließen.

Zu großer Beunruhigung der dortigen Staaten hatte ſich dieſe beſchwerliche Macht in Italien eingedrungen, wo ihr fortgeſetztes Streben nach Vergrößerung alle benachbarten Souveräns für ihre Beſitzungen zittern machte. In der gefährlichſten Lage befand ſich der

Papſt, den die ſpaniſchen Vicekönige zwiſchen Neapel und Mailand in die Mitte nahmen. Die Republik Venedig ſah ſich zwiſchen dem öſterreichiſchen Tyrol und dem ſpaniſchen Mailand gepreßt; Savoyen kam zwiſchen eben dieſem Lande und Frankreich ins Gedränge. Daher die wandelbare und zweideutige Politik, welche ſeit Karls des Fünften Tagen von den Staaten Italiens beobachtet wurde. Die doppelte Perſon, welche die Päpſte vorſtellten, erhielt ſie ſchwankend zwiſchen zwei ganz widerſprechenden Staatsſyſtemen. Wenn der Nachfolger Petri in den ſpaniſchen Prinzen ſeine folgſamſten Söhne, die ſtandhafteſten Vertheidiger ſeines Stuhls verehrte, ſo hatte der Fürſt des Kirchenſtaats in eben dieſen Prinzen ſeine ſchlimmſten Nachbarn, ſeine gefährlichſten Gegner zu fürchten. Wenn dem Erſtern keine Angelegenheit näher ging, als die Proteſtanten vertilgt und die öſterreichiſchen Waffen ſiegreich zu ſehen, ſo hatte der Letztere Urſache, die Waffen der Proteſtanten zu ſegnen, die ſeinen Nachbar außer Stand ſetzten, ihm gefährlich zu werden. Das Eine oder das Andere behielt die Oberhand, je nachdem die Päpſte mehr um ihre weltliche Macht, oder um ihre geiſtliche Herrſchaft bekümmert waren; im Ganzen aber richtete ſich die römiſche Staatskunſt nach der dringendern Gefahr — und es iſt bekannt, wie viel mächtiger die Furcht, ein gegenwärtiges Gut zu verlieren, das Gemüth zu beſtimmen pflegt, als die Begierde ein längſt verlornes wieder zu gewinnen. So wird es begreiflich, wie ſich der Statthalter Chriſti mit dem öſterreichiſchen Hauſe zum Untergang der Ketzer, und wie ſich eben dieſer Statthalter Chriſti mit eben

dieſen Ketzern zum Untergang des öſterreichiſchen Hauſes verſchwören konnte. Bewundernswürdig verflochten iſt der Faden der Weltgeſchichte! Was möchte wohl aus der Reformation — was aus der Freiheit der deutſchen Fürſten geworden ſeyn, wenn der Biſchof zu Rom und der Fürſt zu Rom beſtändig ein Intereſſe gehabt hätten?

Frankreich hatte mit ſeinem vortrefflichen Heinrich ſeine ganze Größe und ſein ganzes Gewicht auf der politiſchen Wage Europens verloren. Eine ſtürmiſche Minderjährigkeit zernichtete alle Wohlthaten der vorhergehenden kraftvollen Regierung. Unfähige Miniſter, Geſchöpfe der Gunſt und Intrigue, zerſtreuten in wenigen Jahren die Schätze, welche Sully's Oekonomie und Heinrichs Sparſamkeit aufgehäuft hatten. Kaum vermögend, ihre erſchlichene Gewalt gegen innere Factionen zu behaupten, mußten ſie aufgeben, das große Steuer Europens zu lenken. Der nämliche Bürgerkrieg, welcher Deutſchland gegen Deutſchland bewaffnete, brachte auch Frankreich gegen Frankreich in Aufruhr, und Ludwig der Dreizehnte tritt ſeine Volljährigkeit nur an, um ſeine eigene Mutter und ſeine proteſtantiſchen Unterthanen zu bekriegen. Dieſe, durch Heinrichs erleuchtete Politik in Feſſeln gehalten, greifen jetzt, durch die Gelegenheit aufgeweckt und von einigen unternehmenden Führern ermuntert, zum Gewehr, ziehen ſich im Staat zu einem eignen Staat zuſammen, und beſtimmen die feſte und mächtige Stadt Rochelle zum Mittelpunkt ihres werdenden Reichs. Zu wenig Staatsmann, um durch eine weiſe Toleranz dieſen Bürgerkrieg in der Geburt zu erſticken, und doch viel

zu wenig Herr über die Kräfte seines Staats, um ihn mit Nachdruck zu führen, sieht sich Ludwig der Dreizehnte bald zu dem erniedrigenden Schritte gebracht, die Unterwerfung der Rebellen durch große Geldsummen zu erkaufen. So sehr ihm auch die Staatsklugheit rathen mochte, die Rebellen in Böhmen gegen Oesterreich zu unterstützen, so unthätig mußte Heinrichs des Vierten Sohn für jetzt noch ihrem Untergange zusehen, glücklich genug, wenn sich die Calviniſten in seinem Reiche ihrer Glaubensgenossen jenseits des Rheins nicht zur Unzeit erinnerten. Ein großer Geist am Ruder des Staats würde die Protestanten in Frankreich zum Gehorsam gebracht, und ihren Brüdern in Deutschland die Freiheit erfochten haben; aber Heinrich der Vierte war nicht mehr, und erst Richelieu sollte seine Staatskunst wieder hervorrufen.

Indem Frankreich von der Höhe seines Ruhms wieder herunterſank, vollendete das freigewordene Holland den Bau seiner Größe. Noch war der begeisterte Muth nicht verraucht, der, von dem Geschlecht der Oranier entzündet, diese kaufmänniſche Nation in ein Heldenvolk verwandelt, und sie fähig gemacht hatte, ihre Unabhängigkeit in einem mörderiſchen Kriege gegen das spaniſche Haus zu behaupten. Eingedenk, wie viel sie selbst bei ihrer Befreiung fremdem Beistande schuldig wären, brannten diese Republikaner vor Begierde, ihren deutschen Brüdern zu einem ähnlichen Schicksale zu verhelfen, und dies um so mehr, da beide gegen den nämlichen Feind stritten, und Deutschlands Freiheit der Freiheit Hollands zur besten Brustwehr diente.

über eine Republik, die noch um ihr eigenes Daseyn kämpfte, die mit den bewundernswürdigsten Anstrengungen einem überlegenen Feinde in ihrem eigenen Gebiete kaum gewachsen blieb, durfte ihre Kräfte der nothwendigen Selbstvertheidigung nicht entziehen, um sie mit großmüthiger Politik für fremde Staaten zu verschwenden.

Auch England, obgleich unterdessen durch Schottland vergrößert, hatte unter seinem schwachen Jakob in Europa das Gewicht nicht mehr, welches ihm der Herrschergeist seiner Elisabeth zu verschaffen gewußt hatte. Ueberzeugt, daß die Wohlfahrt ihrer Insel an der Sicherheit der Protestanten befestigt sey, hatte sich diese staatskluge Königin nie von dem Grundsatze entfernt, jede Unternehmung zu befördern, die auf Verringerung der österreichischen Macht abzielte. Ihrem Nachfolger fehlte es sowohl an Geist, diesen Grundsatz zu fassen, als an Macht, ihn in Ausübung zu bringen. Wenn die sparsame Elisabeth ihre Schätze nicht schonte, um den Niederlanden gegen Spanien, Heinrich dem Vierten gegen die Wuth der Ligue beizuspringen, so überließ Jakob — Tochter, Enkel und Eidam der Willkür eines unversöhnlichen Siegers. Während daß dieser König seine Gelehrsamkeit erschöpfte, um den Ursprung der königlichen Majestät im Himmel aufzusuchen, ließ er die seinige auf Erden verfallen. Indem er seine Beredsamkeit anstrengte, um das unumschränkte Recht der Könige zu erweisen, erinnerte er die englische Nation an das ihrige, und verscherzte durch eine unnütze Geldverschwendung sein wichtigstes Regal, das Parlament zu entbehren

und der Freiheit ihre Stimme zu nehmen. Ein angebornes Grauen vor jeder bloßen Klinge schreckte ihn auch von dem gerechtesten Kriege zurück; sein Liebling, Buckingham, spielte mit seinen Schwächen, und seine selbstgefällige Eitelkeit machte es der spanischen Arglist leicht, ihn zu betrügen. Während daß man seinen Eidam in Deutschland zu Grunde richtete und das Erbtheil seiner Enkel an Andere verschenkte, zog dieser blödsinnige Fürst mit glückseligem Wohlgefallen den Weihrauch ein, den ihm Oesterreich und Spanien streuten. Um seine Aufmerksamkeit von dem deutschen Kriege abzulenken, zeigte man ihm eine Schwiegertochter in Madrid, und der spaßhafte Vater rüstete seinen abenteuerlichen Sohn selbst zu dem Gaukelspiel aus, mit welchem dieser seine spanische Braut überraschte. Die spanische Braut verschwand seinem Sohne, wie die böhmische Krone und der pfälzische Kurhut seinem Eidam, und nur der Tod entriß ihn der Gefahr, seine friedfertige Regierung mit einem Kriege zu beschließen, bloß weil er den Muth nicht gehabt hatte, ihn von weitem zu zeigen.

Die bürgerlichen Stürme, durch sein ungeschicktes Regiment vorbereitet, erwachten unter seinem unglücklichen Sohn, und nöthigten diesen bald, nach einigen unerheblichen Versuchen, jedem Antheil an dem deutschen Kriege zu entsagen, um die Wuth der Factionen in seinem eigenen Reiche zu löschen, von denen er endlich ein beklagenswerthes Opfer ward.

Zwei verdienstvolle Könige, an persönlichem Ruhm einander zwar bei weitem nicht gleich, aber gleich an Macht und an Ruhmbegierde, setzten damals den

europäiſchen Norden in Achtung. Unter der langen und thätigen Regierung Chriſtians des Vierten wuchs Dänemark zu einer bedeutenden Macht empor. Die perſönlichen Eigenſchaften dieſes Fürſten, eine vortreffliche Marine, auserleſene Truppen, wohlbeſtellte Finanzen und ſtaatskluge Bündniſſe vereinigten ſich, dieſem Staate einen blühenden Wohlſtand von innen, und Anſehen von außen zu verſchaffen. Schweden hatte Guſtav Waſa aus der Knechtſchaft geriſſen, durch eine weiſe Geſetzgebung umgeſtaltet, und den neugeſchaffenen Staat zuerſt an den Tag der Weltgeſchichte hervorgezogen. Was dieſer große Prinz nur im rohen Grundriſſe andeutete, wurde durch ſeinen größern Enkel, Guſtav Adolph, vollendet.

Beide Reiche, vormals in eine einzige Monarchie unnatürlich zuſammengezwungen, und kraftlos in dieſer Vereinigung, hatten ſich zu den Zeiten der Reformation gewaltſam von einander getrennt, und dieſe Trennung war die Epoche ihres Gedeihens. So ſchädlich ſich jene gezwungene Vereinigung für beide Reiche erwieſen, ſo nothwendig war den getrennten Staaten nachbarliche Freundſchaft und Harmonie. Auf beide ſtützte ſich die evangeliſche Kirche, beide hatten dieſelben Meere zu bewachen; ein Intereſſe hätte ſie gegen denſelben Feind vereinigen ſollen. Aber der Haß, welcher die Verbindung beider Monarchien aufgelöst hatte, fuhr fort, die längſt getrennten Nationen feindſelig zu entzweien. Noch immer konnten die däniſchen Könige ihren Anſprüchen auf das ſchwediſche Reich nicht entſagen, Schweden das Andenken der vormaligen däniſchen Tyrannei nicht verbannen. Die zuſammen-

fließenden Gränzen beider Reiche boten der Nationalfeindschaft einen ewigen Zunder dar; die wachsame Eifersucht beider Könige und unvermeidliche Handelscollisionen in den nordischen Meeren ließen die Quelle des Streits nie versiegen.

Unter den Hülfsmitteln, wodurch Gustav Wasa, der Stifter des schwedischen Reichs, seiner neuen Schöpfung Festigkeit zu geben gesucht hatte, war die Kirchenreformation eine der wirksamsten gewesen. Ein Reichsgrundgesetz schloß die Anhänger des Papstthums von allen Staatsämtern aus, und verbot jedem künftigen Beherrscher Schwedens, den Religionszustand des Reichs abzuändern. Aber schon Gustavs zweiter Sohn und zweiter Nachfolger, Johann, trat zu dem Papstthum zurück, und dessen Sohn, Sigismund, zugleich König von Polen, erlaubte sich Schritte, welche zum Untergange der Verfassung und der herrschenden Kirche abzielten. Karln, Herzog von Südermannland, Gustavs dritten Sohn, an ihrer Spitze, thaten die Stände einen herzhaften Widerstand, woraus zuletzt ein offenbarer Bürgerkrieg zwischen dem Oheim und Neffen, zwischen dem König und der Nation sich entzündete. Herzog Karl, während der Abwesenheit des Königs Verweser des Reichs, benutzte Sigismunds lange Residenz in Polen und den gerechten Unwillen der Stände, die Nation sich aufs Engste zu verbinden und seinem eigenen Hause unvermerkt den Weg zum Throne zu bahnen. Die schlechten Maßregeln Sigismunds beförderten seine Absicht nicht wenig. Eine allgemeine Reichsversammlung erlaubte sich, zum Vortheile des Reichsverwesers von dem Recht der Erstgeburt

abzuweichen, welches Gustav Wasa in der schwedischen Thronfolge eingeführt hatte, und setzte den Herzog von Südermannland auf den Thron, von welchem Sigismund mit seiner ganzen Nachkommenschaft feierlich ausgeschlossen wurde. Der Sohn des neuen Königs, der unter dem Namen Karls des Neunten regierte, war Gustav Adolph, dem aus eben diesem Grunde die Anhänger Sigismunds, als dem Sohne eines Thronräubers, die Anerkennung versagten. Aber wenn die Verbindlichkeit zwischen König und Volk gegenseitig ist, wenn sich Staaten nicht wie eine todte Waare von einer Hand zur andern forterben, so muß es einer ganzen einstimmig handelnden Nation erlaubt seyn, einem eidbrüchigen Beherrscher ihre Pflicht aufzukündigen und seinen Platz durch einen würdigern zu besetzen.

Gustav Adolph hatte das siebzehnte Jahr noch nicht vollendet, als der schwedische Thron durch den Tod seines Vaters erledigt wurde; aber die frühe Reife seines Geistes vermochte die Stände, den gesetzmäßigen Zeitraum der Minderjährigkeit zu seinem Vortheil zu verkürzen. Mit einem glorreichen Siege über sich selbst eröffnete er eine Regierung, die den Sieg zum beständigen Begleiter haben und siegend endigen sollte. Die junge Gräfin von Brahe, eine Tochter seines Unterthans, hatte die Erstlinge seines großen Herzens, und sein Entschluß war aufrichtig, den schwedischen Thron mit ihr zu theilen. Aber von Zeit und Umständen bezwungen, unterwarf sich seine Neigung der höhern Regentenpflicht, und die Heldentugend gewann wieder ausschließend ein Herz, das nicht

bestimmt war, sich auf das stille häusliche Glück einzuschränken.

Christian der Vierte von Dänemark, König schon, ehe Gustav das Licht der Welt erblickte, hatte die schwedischen Gränzen angefallen, und über den Vater dieses Helden wichtige Vortheile errungen. Gustav Adolph eilte, diesen verderblichen Krieg zu endigen, und erkaufte durch weise Aufopferungen den Frieden, um seine Waffen gegen den Czaar von Moskau zu kehren. Nie versuchte ihn der zweideutige Ruhm eines Eroberers, das Blut seiner Völker in ungerechten Kriegen zu verspritzen, aber ein gerechter wurde nie von ihm verschmäht. Seine Waffen waren glücklich gegen Rußland, und das schwedische Reich sah sich mit wichtigen Provinzen gegen Osten vergrößert.

Unterdessen setzte König Sigismund von Polen gegen den Sohn die feindseligen Gesinnungen fort, wozu der Vater ihn berechtigt hatte, und ließ keinen Kunstgriff unversucht, die Unterthanen Gustav Adolphs in ihrer Treue wankend, seine Freunde kaltsinnig, seine Feinde unversöhnlich zu machen. Weder die großen Eigenschaften seines Gegners, noch die gehäuftesten Merkmale von Ergebenheit, welche Schweden seinem angebeteten Könige gab, konnten jenen verblendeten Fürsten von der thörichten Hoffnung heilen, den verlornen Thron wieder zu besteigen. Alle Friedensvorschläge Gustavs wurden mit Uebermuth verschmäht. Unwillkürlich sah sich dieser friedliebende Held in einen langwierigen Krieg mit Polen verwickelt, in welchem nach und nach ganz Livland und Polnisch-Preußen der schwedischen Herrschaft unterworfen wurden.

Immer Sieger, war Guſtav Adolph immer der Erſte bereit, die Hand zum Frieden zu bieten.

Dieſer ſchwediſch-polniſche Krieg fällt in den Anfang des dreißigjährigen in Deutſchland, mit welchem er in Verbindung ſteht. Es war genug, daß König Sigismund, ein Katholik, die ſchwediſche Krone einem proteſtantiſchen Prinzen ſtreitig machte, um ſich der thätigſten Freundſchaft Spaniens und Oeſterreichs verſichert halten zu können; eine doppelte Verwandtſchaft mit dem Kaiſer gab ihm noch ein näheres Recht an ſeinen Schutz. Das Vertrauen auf eine ſo mächtige Stütze war es auch vorzüglich, was den König von Polen zur Fortſetzung eines Kriegs aufmunterte, der ſich ſo ſehr zu ſeinem Nachtheil erklärte; und die Höfe zu Madrid und Wien unterließen nicht, ihn durch prahleriſche Verſprechungen bei gutem Muthe zu erhalten. Indem Sigismund in Livland, Kurland und Preußen einen Platz nach dem andern verlor, ſah er ſeinen Bundesgenoſſen in Deutſchland zu der nämlichen Zeit von Sieg zu Sieg der unumſchränkten Herrſchaft entgegeneilen — kein Wunder, wenn ſeine Abneigung gegen den Frieden in gleichem Verhältniſſe mit ſeinen Niederlagen ſtieg. Die Heftigkeit, mit der er ſeine chimäriſche Hoffnung verfolgte, verblendete ihm die Augen gegen die argliſtige Politik ſeines Bundesgenoſſen, der auf ſeine Unkoſten nur den ſchwediſchen Helden beſchäftigte, um deſto ungeſtörter die Freiheit des deutſchen Reichs umzuſtürzen, und alsdann den erſchöpften Norden als eine leichte Eroberung an ſich zu reißen. Ein Umſtand, auf den man allein nicht gerechnet hatte — Guſtavs Heldengröße, zerriß das

Gewebe dieſer betrügeriſchen Staatskunſt. Dieſer achtjährige polniſche Krieg, weit entfernt, die ſchwediſche Macht zu erſchöpfen, hatte bloß dazu gedient, das Feldherrngenie Guſtav Adolphs zu zeitigen, in einer langen Fechtübung die ſchwediſchen Heere zu ſtählen, und unvermerkt die neue Kriegskunſt in Gang zu bringen, durch welche ſie nachher auf deutſchem Boden Wunder thun ſollten.

Nach dieſer nothwendigen Digreſſion über den damaligen Zuſtand der europäiſchen Staaten ſey mir erlaubt, den Faden der Geſchichte wieder aufzunehmen.

Seine Staaten hatte Ferdinand wieder, aber noch nicht den Aufwand, den ihre Wiedereroberung ihm gekoſtet hatte. Eine Summe von vierzig Millionen Gulden, welche die Confiscationen in Böhmen und Mähren in ſeine Hände brachten, würde hinreichend geweſen ſeyn, ihm und ſeinen Alliirten alle Unkoſten zu vergüten; aber dieſe unermeßliche Summe war bald in den Händen der Jeſuiten und ſeiner Günſtlinge zerronnen. Herzog Maximilian von Bayern, deſſen ſiegreichem Arme der Kaiſer faſt allein den Beſitz ſeiner Staaten verdankte, der, um ſeiner Religion und ſeinem Kaiſer zu dienen, einen nahen Verwandten aufgeopfert hatte, Maximilian hatte die gegründetſten Anſprüche auf ſeine Dankbarkeit; und in einem Vertrage, den der Herzog noch vor dem Ausbruche des Kriegs mit dem Kaiſer ſchloß, hatte es ſich ausdrücklich den Erſatz aller Unkoſten ausbedungen. Ferdinand fühlte die ganze Verbindlichkeit, welche dieſer Vertrag und jene Dienſte ihm auflegten; aber er hatte nicht Luſt, ſie mit eigenem Verluſte zu erfüllen. Seine Abſicht

war, den Herzog auf das Glänzendſte zu belohnen, aber ohne ſich ſelbſt zu berauben. Wie konnte dieſes beſſer geſchehen, als auf Unkoſten desjenigen Fürſten, gegen welchen ihm der Krieg dieſes Recht zu geben ſchien, deſſen Vergehungen ſchwer genug abgeſchildert werden konnten, um jede Gewaltthätigkeit durch das Anſehen der Geſetze zu rechtfertigen? Friedrich mußte alſo weiter verfolgt, Friedrich zu Grunde gerichtet werden, damit Maximilian belohnt werden könnte, und ein neuer Krieg ward eröffnet um den alten zu bezahlen.

Aber ein ungleich wichtigerer Beweggrund kam hinzu, das Gewicht dieſes erſtern zu verſtärken. Bis hieher hatte Ferdinand bloß für ſeine Exiſtenz gefochten, und keine andern Pflichten, als die der Selbſtvertheidigung, erfüllt. Jetzt aber, da der Sieg ihm Freiheit zu handeln gab, gedachte er ſeiner vermeintlichen höhern Pflichten, und erinnerte ſich an das Gelübde, das er zu Loretto und Rom ſeiner Generaliſſima, der heiligen Jungfrau, gethan, mit Gefahr ſeiner Krone und ſeines Lebens ihre Verehrung auszubreiten. Die Unterdrückung der Proteſtanten war mit dieſem Gelübde unzertrennlich verknüpft. Günſtigere Umſtände konnten ſich zu Erfüllung deſſelben nicht vereinigen, als ſich jetzt nach Endigung des böhmiſchen Kriegs beiſammen fanden. Die pfälziſchen Lande in katholiſche Hände zu bringen, fehlte es ihm weder an Macht, noch an einem Schein des Rechts, und unüberſehlich wichtig waren die Folgen dieſer Veränderung für das ganze katholiſche Deutſchland. Indem er den Herzog von Bayern mit dem Raube ſeines

Verwandten belohnte, befriedigte er zugleich seine niedrigsten Begierden und erfüllte seine erhabenste Pflicht: er zermalmte einen Feind, den er haßte; er ersparte seinem Eigennutz ein schmerzhaftes Opfer, indem er sich die himmlische Krone verdiente.

Friedrichs Untergang war längst im Kabinet des Kaisers beschlossen, ehe das Schicksal sich gegen ihn erklärte; aber erst, nachdem dieses letzte geschehen war, wagte man es, diesen Donner der willkürlichen Gewalt gegen ihn zu schleudern. Ein Schluß des Kaisers, dem alle Formalitäten fehlten, welche die Reichsgesetze in einem solchen Falle nothwendig machen, erklärte den Kurfürsten und drei andere Prinzen, welche in Schlesien und Böhmen für ihn die Waffen geführt hatten, als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und Störer des Landfriedens, in die Reichsacht, und aller ihrer Würden und Länder verlustig. Die Vollstreckung dieser Sentenz gegen Friedrich, nämlich die Eroberung seiner Länder, wurde, mit einer ähnlichen Verspottung der Reichsgesetze, der Krone Spanien, als Besitzerin des burgundischen Kreises, dem Herzoge von Bayern und der Ligue aufgetragen. Wäre die evangelische Union des Namens werth gewesen, den sie trug, und der Sache, die sie vertheidigte, so würde man bei Vollstreckung der Reichsacht unüberwindliche Hinderniſſe gefunden haben; aber eine so verächtliche Macht, die den spanischen Truppen in der Unterpfalz kaum gewachsen war, mußte es aufgeben, gegen die vereinigte Macht des Kaisers, Bayerns und der Ligue zu streiten. Das Urtheil der Reichsacht, welches über den Kurfürsten ausgesprochen war, scheuchte sogleich alle Reichsstädte

von dem Bündniſſe hinweg, und die Fürſten folgten bald ihrem Beiſpiele. Glücklich genug, ihre eigenen Länder zu retten, überließen ſie dem Kurfürſten, ihr ehemaliges Oberhaupt, der Willkür des Kaiſers, ſchwuren die Union ab, und gelobten, ſie nie wieder zu erneuern.

Unrühmlich hatten die deutſchen Fürſten den unglücklichen Friedrich verlaſſen, Böhmen, Schleſien und Mähren der furchtbaren Macht des Kaiſers gehuldigt; ein einziger Mann, ein Glücksritter, deſſen ganzer Reichthum ſein Degen war, Ernſt Graf von Mannsfeld, wagte es, in der böhmiſchen Stadt Pilſen der ganzen Macht des Kaiſers zu trotzen. Von dem Kurfürſten, dem er ſeine Dienſte gewidmet hatte, nach der Prager Schlacht ohne alle Hülfe gelaſſen, unwiſſend ſogar, ob ihm Friedrich ſeine Beharrlichkeit dankte, hielt er noch eine Zeitlang allein gegen die Kaiſerlichen Stand, bis ſeine Truppen, von der Geldnoth getrieben, die Stadt Pilſen an den Kaiſer verkauften; von dieſem Schlage nicht erſchüttert, ſah man ihn bald darauf in der Oberpfalz neue Werbeplätze anlegen, um die Truppen an ſich zu ziehen, welche die Union verabſchiedet hatte. Ein neues, zwanzigtauſend Mann ſtarkes Heer entſtand in kurzem unter ſeinen Fahnen, um ſo furchtbarer für alle Provinzen, auf die es ſich warf, weil es durch Raub allein ſich erhalten konnte. Unwiſſend, wohin dieſer Schwarm ſtürzen würde, zitterten ſchon alle benachbarten Bisthümer, deren Reichthum ihn anlocken konnte. Aber ins Gedränge gebracht von dem Herzoge von Bayern, der als Vollſtrecker der Reichsacht in die Oberpfalz eindrang, mußte Mannsfeld

aus dieser Gegend entweichen. Durch einen glücklichen Betrug dem nacheilenden bayerischen General Tilly entsprungen, erschien er auf Einmal in der Unterpfalz, und übte dort an den rheinischen Bisthümern die Mißhandlungen aus, die er den fränkischen zugedacht hätte. Während daß die kaiserlich-bayerische Armee Böhmen überschwemmte, war der spanische General Ambros Spinola von den Niederlanden aus mit einem ansehnlichen Heere in die Unterpfalz eingefallen, welche der Ulmer Vergleich der Union zu vertheidigen erlaubte. Aber die Maßregeln waren so schlecht genommen, daß ein Platz nach dem andern in spanische Hände fiel, und endlich, als die Union auseinander gegangen war, der größte Theil des Landes von spanischen Truppen besetzt blieb. Der spanische General Corduba, welcher diese Truppen nach dem Abzuge des Spinola befehligte, hob eiligst die Belagerung Frankenthals auf, als Mannsfeld in die Unterpfalz eintrat. Aber anstatt die Spanier aus dieser Provinz zu vertreiben, eilte dieser über den Rhein, um seinen bedürftigen Truppen in dem Elsaß ein Fest zu bereiten. Zur fürchterlichsten Einöde wurden alle offenen Länder, über welche sich dieser Räuberschwarm ergoß, und nur durch ungeheure Summen konnten sich die Städte von der Plünderung loskaufen. Gestärkt von diesem Zuge, zeigte sich Mannsfeld wieder am Rhein, die Unterpfalz zu decken.

So lange ein solcher Arm für ihn stritt, war Kurfürst Friedrich nicht unrettbar verloren. Neue Aussichten fingen an, sich ihm zu zeigen, und das Unglück weckte ihm Freunde auf, die ihm in seinem Glücke

geſchwiegen hatten. König Jakob von England, der gleichgültig zugeſehen hatte, wie ſein Eidam die böhmiſche Krone verlor, erwachte aus ſeiner Fühlloſigkeit, da es die ganze Exiſtenz ſeiner Tochter und ſeiner Enkel galt, und der ſiegreiche Feind einen Angriff auf die Kurlande wagte. Spät genug öffnete er jetzt ſeine Schätze, und eilte die Union, die damals die Unterpfalz noch vertheidigte, und, als dieſe dahin war, den Grafen von Mannsfeld mit Geld und Truppen zu unterſtützen. Durch ihn wurde auch ſein naher Anverwandter, König Chriſtian von Dänemark, zu thätiger Hülfe aufgefordert. Der ablaufende Stillſtand zwiſchen Spanien und Holland beraubte zugleich den Kaiſer alles Beiſtandes, den er von den Niederlanden aus zu erwarten gehabt hätte. Wichtiger als alles dieſes war die Hülfe, die dem Pfalzgrafen von Siebenbürgen und Ungarn aus erſchien. Der Stillſtand Gabors mit dem Kaiſer war kaum zu Ende, als dieſer furchtbare alte Feind Oeſterreichs Ungarn aufs Neue überſchwemmte, und ſich in Preßburg zum Könige krönen ließ. Reißend ſchnell waren ſeine Fortſchritte, daß Boucquoi Böhmen verlaſſen mußte, um Ungarn und Oeſterreich gegen Gabor zu vertheidigen. Dieſer tapfere General fand bei der Belagerung von Neuhäuſel ſeinen Tod; ſchon vorher war der eben ſo tapfere Dampierre vor Preßburg geblieben. Unaufgehalten drang Gabor an die öſterreichiſche Gränze vor; der alte Graf von Thurn und mehrere geächtete Böhmen hatten ihren Haß und ihren Arm mit dieſem Feind ihres Feindes vereinigt. Ein nachdrücklicher Angriff von deutſcher Seite, während daß Gabor den Kaiſer

von Ungarn aus bedrängte, hätte Friedrichs Glück schnell wiederherstellen können; aber immer hatten die Böhmen und die Deutschen die Waffen aus den Händen gelegt, wenn Gabor ins Feld rückte; immer hatte sich dieser Letztere erschöpft, wenn jene anfingen sich zu erholen.

Friedrich hatte indessen nicht gesäumt, sich seinem neuen Beschützer, Mannsfeld, in die Arme zu werfen. Verkleidet erschien er in der Unterpfalz, um welche Mannsfeld und der bayerische General Tilly sich rissen; die Oberpfalz hatte man längst überwältigt. Ein Strahl von Hoffnung ging ihm auf, als aus den Trümmern der Union neue Freunde für ihn erstanden. Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein ehemaliges Mitglied derselben, fing seit einiger Zeit an, eine Kriegsmacht zusammenzuziehen, welche sich bald zu einem ansehnlichen Heere vermehrte. Niemand wußte, wem es galt, als er unversehens ins Feld rückte und sich mit dem Grafen Mannsfeld vereinigte. Seine Markgrafschaft hatte er, ehe er in den Krieg zog, seinem Sohne abgetreten, um sie durch diesen Kunstgriff der Rache des Kaisers zu entziehen, wenn das Glück etwas Menschliches über ihn verhängen sollte. Auch der benachbarte Herzog von Würtemberg fing an, seine Kriegsmacht zu verstärken. Dem Pfalzgrafen wuchs dadurch der Muth, und er arbeitete mit allem Ernste daran, die Union wieder ins Leben zu rufen. Jetzt war die Reihe an Tilly, auf seine Sicherheit zu denken. In größter Eile zog er die Truppen des spanischen Generals Cordoba an sich. Aber indem der Feind seine Macht vereinigte, trennten sich

Mannsfeld und der Markgraf von Baden, und der Letztere wurde von dem bayerischen General bei Wimpfen geschlagen (1622).

Ein Aventurier ohne Geld, dem man selbst die rechtmäßige Geburt streitig machte, hatte sich zum Vertheidiger eines Königs aufgestellt, den einer seiner nächsten Verwandten zu Grunde richtete und der Vater seiner Gemahlin im Stiche ließ. Ein regierender Prinz begab sich seiner Länder, die er ruhig beherrschte, um für einen Andern, der ihm fremd war, das ungewisse Glück des Krieges zu versuchen. Ein neuer Glücksritter, an Staaten arm, desto reicher an glorreichen Ahnen, übernimmt nach ihm die Vertheidigung einer Sache, welche jener auszuführen verzweifelte. Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, glaubte dem Grafen von Mannsfeld das Geheimniß abgelernt zu haben, eine Armee von zwanzigtausend Mann ohne Geld auf den Beinen zu erhalten. Von jugendlichem Uebermuthe getrieben und voll Begierde, sich auf Kosten der katholischen Geistlichkeit, die er ritterlich haßte, einen Namen zu machen und Beute zu erwerben, versammelte er in Niedersachsen ein beträchtliches Heer, welchem die Vertheidigung Friedrichs und der deutschen Freiheit den Namen leihen mußte. Gottes Freund und der Pfaffen Feind war der Wahlspruch, den er auf seinen Münzen von eingeschmolzenem Kirchensilber führte, und dem er durch seine Thaten keine Schande machte.

Der Weg, den diese Räuberbande nahm, war wie gewöhnlich mit der schrecklichsten Verheerung bezeichnet. Durch Plünderung der niedersächsischen und westphälischen

Stifter ſammelte ſie Kräfte, die Bisthümer am Oberrhein zu plündern. Von Freund und Feind dort vertrieben, näherte ſich der Adminiſtrator bei der Mainziſchen Stadt Höchſt dem Mainſtrome, den er nach einem mörderiſchen Gefechte mit Tilly, der ihm den Uebergang ſtreitig machen wollte, paſſirte. Mit Verluſt ſeines halben Heeres erreichte er das jenſeitige Ufer, wo er den Ueberreſt ſeiner Truppen ſchnell wieder ſammelte und mit demſelben zu dem Grafen von Mannsfeld ſtieß. Verfolgt von Tilly, ſtürzte ſich dieſer vereinigte Schwarm zum zweiten Mal über das Elſaß, um die Verwüſtungen nachzuholen, die bei dem erſten Einfalle unterblieben waren. Während daß der Kurfürſt Friedrich, nicht viel anders als ein flüchtiger Bettler, mit dem Heere herumzog, das ihn als ſeinen Herrn erkannte und mit ſeinem Namen ſich ſchmückte, waren ſeine Freunde geſchäftig, ihn mit dem Kaiſer zu verſöhnen. Ferdinand wollte dieſen noch nicht alle Hoffnung benehmen, den Pfalzgrafen wieder eingeſetzt zu ſehen. Voll Argliſt und Verſtellung, zeigte er ſich bereitwillig zu Unterhandlungen, wodurch er ihren Eifer im Felde zu erkälten und das Aeußerſte zu verhindern hoffte. König Jakob, das Spiel der öſterreichiſchen Argliſt, wie immer, trug durch ſeine thörichte Geſchäftigkeit nicht wenig dazu bei, die Maßregeln des Kaiſers zu unterſtützen. Vor allem verlangte Ferdinand, daß Friedrich die Waffen von ſich legte, wenn er an die Gnade des Kaiſers appellire, und Jakob fand dieſe Forderung äußerſt billig. Auf ſein Geheiß ertheilte der Pfalzgraf ſeinen einzigen wahren Beſchützern, dem Grafen von Mannsfeld

und dem Administrator, den Abschied und erwartete in Holland sein Schicksal von der Barmherzigkeit des Kaisers.

Mannsfeld und Herzog Christian waren bloß eines neuen Namens wegen verlegen; die Sache des Pfalzgrafen hatte sie nicht in Rüstung gesetzt, also konnte sein Abschied sie nicht entwaffnen. Der Krieg war ihr Zweck, gleich viel, für wessen Sache sie kriegten. Nach einem vergeblichen Versuche des Grafen von Mannsfeld, in die Dienste des Kaisers zu treten, zogen sich beide nach Lothringen, wo die Ausschweifungen ihrer Truppen bis in das innerste Frankreich Schrecken verbreiteten. Eine Zeit lang harrten sie hier vergebens auf einen Herrn, der sie dingen sollte, als die Holländer, von dem spanischen General Spinola bedrängt, ihnen Dienste anboten. Nach einem mörderischen Gefechte bei Fleurus mit den Spaniern, die ihnen den Weg verlegen wollten, erreichten sie Holland, wo ihre Erscheinung den spanischen General sogleich vermochte, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Aber auch Holland war dieser schlimmen Gäste bald müde und benutzte den ersten Augenblick von Erholung, sich ihres gefährlichen Beistandes zu entledigen. Mannsfeld ließ seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland zu neuen Thaten sich stärken. Herzog Christian, voll Leidenschaft für die Pfalzgräfin, die er in Holland hatte kennen lernen, und kriegslustiger als je, führte die seinigen nach Niedersachsen zurück, den Handschuh dieser Prinzessin auf seinem Hute, und die Devise: Alles für Gott und sie, auf seinen Fahnen. Beide hatten ihre Rolle in diesem Kriege noch lange nicht geendigt.

Alle kaiserlichen Staaten waren jetzt endlich von Feinden gereinigt, die Union aufgelöst, der Markgraf von Baden, Graf Mannsfeld und Herzog Christian aus dem Felde geschlagen und die pfälzischen Lande von den Truppen der Reichsexecution überschwemmt. Mannheim und Heidelberg hatten die Bayern im Besitze, und bald wurde auch Frankenthal den Spaniern geräumt. In einem Winkel von Holland harrte der Pfalzgraf auf die schimpfliche Erlaubniß, durch einen Fußfall den Zorn des Kaisers versöhnen zu dürfen; und ein sogenannter Kurfürstentag zu Regensburg sollte endlich sein Schicksal bestimmen. Längst war dieses am Hofe des Kaisers entschieden; aber jetzt erst waren die Umstände günstig genug, mit dieser ganzen Entscheidung an das Licht hervorzutreten. Nach allem dem, was bis jetzt von dem Kaiser gegen den Kurfürsten geschehen war, glaubte Ferdinand keine aufrichtige Versöhnung mehr hoffen zu können. Nur indem man die Gewaltthätigkeit vollendete, glaubte man sie unschädlich zu machen. Verloren mußte also bleiben, was verloren war; Friedrich durfte seine Länder nicht wieder sehen, und ein Fürst ohne Land und Volk konnte den Kurhut nicht mehr tragen. So schwer sich der Pfalzgraf gegen das Haus Oesterreich verschuldet hatte, so ein herrliches Verdienst hatte sich der Herzog von Bayern um dasselbe erworben. So viel das Haus Oesterreich und die katholische Kirche von der Rachbegierde und dem Religionshasse des pfälzischen Hauses zu fürchten haben mochten, so viel hatten beide von der Dankbarkeit und dem Religionseifer des bayerischen zu hoffen. Endlich wurde, durch

Uebertragung der pfälziſchen Kurwürde an Bayern, der katholiſchen Religion das entſchiedenſte Uebergewicht im Kurfürſtenrathe und ein bleibender Sieg in Deutſchland verſichert.

Dieſes Letzte war genug, die drei geiſtlichen Kurfürſten dieſer Neuerung günſtig zu machen; unter den proteſtantiſchen war nur die einzige Stimme Kurſachſens wichtig. Konnte aber Johann Georg dem Kaiſer ein Recht ſtreitig machen, ohne welches er ſein eigenes an den Kurhut dem Zweifel ausſetzte? Einem Fürſten zwar, den ſeine Abkunft, ſeine Würde und ſeine Macht an die Spitze der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland ſtellten, hätte, wie es ſchien, nichts heiliger ſeyn ſollen, als die Rechte dieſer Kirche gegen alle Angriffe der katholiſchen zu behaupten; aber die Frage war jetzt nicht ſowohl, wie man das Intereſſe der proteſtantiſchen Religion gegen die Katholiken wahrnehmen, ſondern welcher von zwei gleich gehaßten Religionen, der calviniſchen oder der päpſtlichen, man den Sieg über die andere gönnen, welchem von zwei gleich ſchlimmen Feinden man die pfälziſche Kur zuſprechen ſollte; und im Gedränge zwiſchen zwei entgegengeſetzten Pflichten war es ja wohl natürlich — dem Privathaſſe und dem Privatnutzen den Ausſchlag heimzuſtellen. Der geborne Beſchützer der deutſchen Freiheit und der proteſtantiſchen Religion ermunterte den Kaiſer, über die pfälziſche Kur nach kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu verfügen, und ſich im Geringſten nicht irren zu laſſen, wenn man von Seiten Kurſachſens, der Form wegen, ſich ſeinen Maßregeln entgegenſetzen ſollte. Wenn Johann Georg in der Folge mit ſeiner Einwilligung

zurückhielt, so hatte Ferdinand selbst durch Vertreibung der evangelischen Prediger aus Böhmen zu dieser Sinnesänderung Anlaß gegeben; und die Belehnung Bayerns mit der pfälzischen Kur hörte auf, eine gesetzwidrige Handlung zu seyn, sobald der Kaiser sich dazu verstand, dem Kurfürsten von Sachsen für eine Rechnung von sechs Millionen Thaler Kriegskosten die Lausitz einzuräumen.

Ferdinand belehnte also, mit Widerspruch des ganzen protestantischen Deutschlands, mit Verspottung der Reichsgrundgesetze, die er in der Wahlkapitulation beschworen, den Herzog von Bayern zu Regensburg feierlich mit der pfälzischen Kur, doch, wie es hieß, unbeschadet der Ansprüche, welche die Agnaten und Nachkommen Friedrichs darauf geltend machen möchten. Dieser unglückliche Fürst sah sich jetzt unwiderruflich aus dem Besitze seiner Staaten vertrieben, ohne vor dem Gerichte, das ihn verdammte, zuvor gehört worden zu seyn, eine Gerechtigkeit, welche die Gesetze auch dem geringsten Unterthan, auch dem schwärzesten Verbrecher vergönnen.

Dieser gewaltsame Schritt öffnete endlich dem König von England die Augen, und da um eben diese Zeit die Unterhandlungen zerrissen wurden, welche wegen einer Heirath seines Sohnes mit einer spanischen Tochter angesponnen waren, so nahm endlich Jakob mit Lebhaftigkeit die Partei seines Eidams. Eine Revolution im französischen Ministerium hatte den Cardinal Richelieu zum Herrn der Geschäfte gemacht, und dieses tiefgesunkene Königreich fing bald an zu fühlen, daß ein Mann an seinem Ruder saß.

Die Bewegungen des spanischen Statthalters in Mailand, sich des Veltlins zu bemächtigen, um von hier aus einen Vereinigungspunkt mit den Erbstaaten Oesterreichs zu finden, erweckten wieder die alte Furcht vor dieser Macht, und mit ihr die Staatsmaximen Heinrichs des Großen. Eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henrietten von Frankreich stiftete zwischen diesen beiden Kronen eine engere Vereinigung, zu welcher auch Holland, Dänemark und einige Staaten Italiens traten. Der Entwurf wurde gemacht, Spanien mit gewaffneter Hand zur Herausgabe des Veltlins, und Oesterreich zu Wiederherstellung Friedrichs zu zwingen; aber nur für das Erste wurde einige Thätigkeit gezeigt. Jakob der Erste starb, und Karl der Erste, im Streit mit seinem Parlamente, konnte den Angelegenheiten Deutschlands keine Aufmerksamkeit mehr schenken. Savoyen und Venedig hielten ihren Beistand zurück, und der französische Minister glaubte die Hugenotten in seinem Vaterlande erst unterwerfen zu müssen, ehe er es wagen dürfte, die Protestanten in Deutschland gegen den Kaiser zu beschützen. So große Hoffnungen man von dieser Allianz geschöpft hatte, so wenig entsprach ihnen der Erfolg.

Graf Mannsfeld, von aller Hülfe entblößt, stand unthätig am Unterrhein, und Herzog Christian von Braunschweig sah sich nach einem verunglückten Feldzug aufs Neue vom deutschen Boden vertrieben. Ein abermaliger Einfall Bethlen Gabors in Mähren hatte sich, weil er von Deutschland aus nicht unterstützt wurde, fruchtlos, wie alle vorigen, in einen

förmlichen Frieden mit dem Kaiſer geendigt. Die Union war nicht mehr, kein proteſtantiſcher Fürſt mehr unter den Waffen, und an den Gränzen von Niederdeutſchland ſtand der bayeriſche General Tilly mit einem ſieggewohnten Heere auf proteſtantiſchem Boden. Die Bewegungen Herzog Chriſtians von Braunſchweig hatten ihn nach dieſer Gegend, und einmal ſchon in den niederſächſiſchen Kreis gezogen, wo er Lippſtadt, den Waffenplatz des Adminiſtrators, überwältigte. Die Nothwendigkeit, dieſen Feind zu beobachten und von neuen Einfällen abzuhalten, ſollte auch noch jetzt ſeinen Aufenthalt auf dieſem Boden rechtfertigen. Aber Mannsfeld und Chriſtian hatten aus Geldmangel ihre Heere entlaſſen, und die Armee des Grafen Tilly ſah weit und breit keinen Feind mehr. Warum beläſtigte ſie noch das Land, in dem ſie ſtand?

Schwer iſt es, aus dem Geſchrei erhitzter Parteien die Stimme der Wahrheit zu unterſcheiden — aber bedenklich war es, daß die Ligue ſich nicht entwaffnete. Das voreilige Frohlocken der Katholiken mußte die Beſtürzung vermehren. Der Kaiſer und die Ligue ſtanden gewaffnet und ſiegreich in Deutſchland, und nirgends eine Macht, die ihnen Widerſtand leiſten konnte, wenn ſie einen Verſuch wagen ſollten, die proteſtantiſchen Stände anzufallen, oder gar den Religionsfrieden umzuſtürzen. Wenn Kaiſer Ferdinand auch wirklich von dem Gedanken weit entfernt war, ſeine Siege zu mißbrauchen, ſo mußte die Wehrloſigkeit der Proteſtanten den erſten Gedanken in ihm aufwecken. Veraltete Verträge konnten keine Zügel für einen

Fürsten seyn, der seiner Religion Alles schuldig zu seyn glaubte, und jede Gewaltthätigkeit durch die religiöse Absicht für geheiligt hielt. Oberdeutschland war überwältigt, und Niederdeutschland allein konnte seiner Alleingewalt noch im Wege stehen. Hier waren die Protestanten die herrschende Macht, hier waren der katholischen Kirche die meisten Stifter entrissen worden, und der Zeitpunkt schien jetzt gekommen zu seyn, diese verlornen Besitzungen wieder an die Kirche zurückzubringen. In diesen von den niederdeutschen Fürsten eingezogenen Stiftern bestand zugleich ein nicht geringer Theil ihrer Macht, und der Kirche zu dem Ihrigen zu verhelfen, gab zugleich einen trefflichen Vorwand her, diese Fürsten zu schwächen.

Unverzeihliche Sorglosigkeit würde es gewesen seyn, in dieser gefahrvollen Lage sich müßig zu verhalten. Das Andenken an die Gewaltthätigkeiten, die das Tilly'sche Heer in Niedersachsen ausgeübt hatte, war noch zu neu, um die Stände nicht zu ihrer Selbstvertheidigung zu ermuntern. In möglichster Eilfertigkeit bewaffnete sich der niedersächsische Kreis. Außerordentliche Kriegssteuern wurden erhoben, Truppen geworben und Magazine angefüllt. Man unterhandelte mit Venedig, mit Holland, mit England wegen Subsidien. Man berathschlagte, welche Macht man an die Spitze des Bundes stellen sollte. Die Könige des Sundes und des baltischen Meeres, natürliche Bundesgenossen dieses Kreises, konnten nicht gleichgültig zusehen, wenn ihn der Kaiser als Eroberer betreten, und an den Küsten der nordischen Meere ihr Nachbar werden sollte. Das doppelte Interesse der Religion

und der Staatsklugheit forderte sie auf, die Fortschritte dieses Monarchen in Niederdeutschland zu begränzen. Christian der Vierte, König von Dänemark, zählte sich als Herzog von Holstein selbst zu den Ständen dieses Kreises; durch gleich starke Gründe wurde Gustav Adolph von Schweden zu einem Antheil an diesem Bündnisse bewogen.

Beide Könige bewarben sich wetteifernd um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu vertheidigen, und die furchtbare österreichische Macht zu bekriegen. Jeder bot sich an, eine wohlgerüstete Armee aufzustellen und in eigener Person anzuführen. Siegreiche Feldzüge gegen Moskau und Polen gaben dem Versprechen des schwedischen Königs Nachdruck; die ganze Küste des Belt war von dem Namen Gustav Adolphs erfüllt. Aber der Ruhm dieses Nebenbuhlers nagte am Herzen des dänischen Königs, und je mehr Lorbeern er sich selbst in diesem Feldzuge versprach, desto weniger konnte Christian der Vierte es von sich erhalten, sie seinem beneideten Nachbar zu gönnen. Beide brachten ihre Vorschläge und Bedingungen vor das englische Ministerium, wo es endlich Christian dem Vierten gelang, seinen Mitwerber zu überbieten. Gustav Adolph forderte zu seiner Sicherheit die Einräumung einiger festen Plätze in Deutschland, wo er selbst keinen Fuß breit Landes besaß, um seinen Truppen im Fall eines Unglücks die nöthige Zuflucht zu gewähren. Christian der Vierte hatte Holstein und Jütland, durch welche Länder er sich nach einer verlornen Schlacht sicher zurückziehen konnte.

Um seinem Nebenbuhler den Rang abzulaufen,

eilte der König von Dänemark, sich im Felde zu zeigen. Zum Obersten des niedersächsischen Kreises ernannt, hätte er in kurzem ein sechzigtausend Mann starkes Heer auf den Beinen; der Administrator von Magdeburg, die Herzoge von Braunschweig, die Herzoge von Mecklenburg traten mit ihm in Verbindung. Der Beistand, zu welchem England Hoffnung gemacht hatte, erhöhte seinen Muth, und mit einer solchen Macht ausgerüstet, schmeichelte er sich, diesen Krieg in Einem Feldzuge zu endigen.

Nach Wien berichtete man, daß die Bewaffnung nur zur Absicht habe, den Kreis zu vertheidigen und die Ruhe in dieser Gegend aufrecht zu erhalten. Aber die Unterhandlungen mit Holland, mit England, selbst mit Frankreich, die außerordentlichen Anstrengungen des Kreises und die furchtbare Armee, welche man aufstellte, schienen etwas mehr als bloße Vertheidigung, schienen die gänzliche Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz und die Demüthigung des zu mächtig gewordenen Kaisers zum Endzweck zu haben.

Nachdem der Kaiser Unterhandlungen, Ermahnungen, Drohungen und Befehle fruchtlos erschöpft hatte, den König von Dänemark und den niedersächsischen Kreis zu Niederlegung der Waffen zu vermögen, fingen die Feindseligkeiten an, und Niederdeutschland wurde nun der Schauplatz des Kriegs. Graf Tilly folgte dem linken Ufer des Weserstroms, und bemächtigte sich aller Päße bis Minden; nach einem fehlgeschlagenen Angriff auf Nienburg und seinem Uebergange über den Strom, überschwemmte er das Fürstenthum Calemberg, und ließ es durch seine Truppen besetzen. Am

rechten Ufer der Weſer agirte der König, und verbreitete ſich in den braunſchweigiſchen Landen. Aber durch zu ſtarke Detachements hatte er ſein Hauptheer geſchwächt, daß er mit dem Ueberreſt nichts Erhebliches ausrichten konnte. Der Ueberlegenheit ſeines Gegners bewußt, vermied er eben ſo ſorgfältig eine entſcheidende Schlacht, als der liguiſtiſche Feldherr ſie ſuchte.

Bisher hatte der Kaiſer bloß mit den Waffen Bayerns und der Ligue in Deutſchland geſtritten, wenn man die ſpaniſch-niederländiſchen Hülfsvölker ausnimmt, welche die Unterpfalz überfielen. Maximilian führte den Krieg als Oberſter der Reichsexecution, und Tilly, der ſie befehligte, war ein bayeriſcher Diener. Alle ſeine Ueberlegenheit im Felde hatte der Kaiſer den Waffen Bayerns und der Ligue zu danken; dieſe hatten alſo ſein ganzes Glück und Anſehen in Händen. Dieſe Abhängigkeit von dem guten Willen Bayerns und der Ligue vertrug ſich nicht mit den weit ausſehenden Entwürfen, denen man nach einem ſo glänzenden Anfang am kaiſerlichen Hofe Raum zu geben begann.

So bereitwillig die Ligue ſich gezeigt hatte, die Vertheidigung des Kaiſers zu übernehmen, an welcher ihre eigene Wohlfahrt befeſtigt war, ſo wenig war zu erwarten, daß ſie dieſe Bereitwilligkeit auch auf die kaiſerlichen Eroberungsplane erſtrecken würde. Oder wenn ſie auch ihre Armeen künftig zu Eroberungen hergab, ſo war zu fürchten, daß ſie mit dem Kaiſer nichts als den allgemeinen Haß theilen würde, um für ſich allein alle Vortheile davon zu ernten. Nur eine anſehnliche Heeresmacht, von ihm ſelbſt aufgeſtellt,

konnte ihn dieſer drückenden Abhängigkeit von Bayern überheben, und ihm ſeine bisherige Ueberlegenheit in Deutſchland behaupten helfen. Aber der Krieg hatte die kaiſerlichen Lande viel zu ſehr erſchöpft, um die unermeßlichen Koſten einer ſolchen Kriegsrüſtung beſtreiten zu können. Unter dieſen Umſtänden konnte dem Kaiſer nichts willkommener ſeyn, als der Antrag, womit einer ſeiner Officiere ihn überraſchte.

Graf Wallenſtein war es, ein verdienter Officier, der reichſte Edelmann in Böhmen. Er hatte dem kaiſerlichen Hauſe von früher Jugend an gedient, und ſich in mehreren Feldzügen gegen Türken, Venetianer, Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen auf das Rühmlichſte ausgezeichnet. Der Prager Schlacht hatte er als Oberſter beigewohnt, und nachher als Generalmajor eine ungariſche Armee in Mähren geſchlagen. Die Dankbarkeit des Kaiſers kam dieſen Dienſten gleich, und ein beträchtlicher Theil der nach dem böhmiſchen Aufruhr confiscirten Güter war ſeine Belohnung. Im Beſitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuverſicht auf ſeine glücklichen Sterne, und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumſtände, erbot er ſich, für den Kaiſer, auf eigene und ſeiner Freunde Koſten, eine Armee auszurüſten und völlig zu bekleiden, ja ſelbſt die Sorge für ihren Unterhalt dem Kaiſer zu erſparen, wenn ihm geſtattet würde, ſie bis auf fünfzigtauſend Mann zu vergrößern. Niemand war, der dieſen Vorſchlag nicht als die chimäriſche Geburt eines brauſenden Kopfes verlachte — aber der Verſuch war noch immer reichlich belohnt, wenn auch nur ein Theil des Verſprechens

erfüllt wurde. Man überließ ihm einige Kreiſe in Böhmen zu Muſterplätzen, und fügte die Erlaubniß hinzu, Officiersſtellen zu vergeben. Wenige Monate, ſo ſtanden zwanzigtauſend Mann unter den Waffen, mit welchen er die öſterreichiſchen Gränzen verließ; bald darauf erſchien er ſchon mit dreißigtauſend an der Gränze von Niederſachſen. Der Kaiſer hatte zu der ganzen Ausrüſtung nichts gegeben, als ſeinen Namen. Der Ruf des Feldherrn, Ausſicht auf glänzende Beförderung und Hoffnung der Beute lockte aus allen Gegenden Deutſchlands Abenteurer unter ſeine Fahnen, und ſogar regierende Fürſten, von Ruhmbegierde oder Gewinnſucht gereizt, erboten ſich jetzt, Regimenter für Oeſterreich aufzuſtellen.

Jetzt alſo — zum erſten Mal in dieſem Kriege — erſchien eine kaiſerliche Armee in Deutſchland; eine ſchreckenvolle Erſcheinung für die Proteſtanten, eine nicht viel erfreulichere für die Katholiſchen. Wallenſtein hatte Befehl, ſeine Armee mit den Truppen der Ligue zu vereinigen, und in Gemeinſchaft mit dem bayeriſchen General den König von Dänemark anzugreifen. Aber längſt ſchon eiferſüchtig auf Tilly's Kriegsruhm, bezeigte er keine Luſt, die Lorbeeren dieſes Feldzugs mit ihm zu theilen, und im Schimmer von Tilly's Thaten den Ruhm der ſeinigen zu verlieren. Sein Kriegsplan unterſtützte zwar die Operationen des Letztern, aber ganz unabhängig von denſelben führte er ihn aus. Da ihm die Quellen fehlten, aus welchen Tilly die Bedürfniſſe ſeines Heers beſtritt, ſo mußte er das ſeinige in wohlhabende Länder führen, die von dem Kriege noch nicht gelitten

hatten. Ohne also, wie ihm befohlen war, zu dem liguistischen Feldherrn zu stoßen, rückte er in das Halberstädtische und Magdeburgische Gebiet, und bemächtigte sich bei Dessau der Elbe. Alle Länder an beiden Ufern dieses Stroms lagen nun seinen Erpressungen offen; er konnte von da dem Könige von Dänemark in den Rücken fallen, ja wenn es nöthig war, in die eigenen Länder desselben einen Weg sich bahnen.

Christian der Vierte fühlte die ganze Gefahr seiner Lage zwischen zwei so furchtbaren Heeren. Er hatte schon vorher den Administrator von Halberstadt, der kürzlich aus Holland zurückgekehrt war, an sich gezogen; jetzt erklärte er sich auch öffentlich für den Grafen von Mannsfeld, den er bisher verläugnet hatte, und unterstützte ihn nach Vermögen. Reichlich erstattete ihm Mannsfeld diesen Dienst. Er ganz allein beschäftigte die Wallensteinische Macht an der Elbe, und verhinderte sie, in Gemeinschaft mit Tilly den König aufzureiben. Dieser muthige General näherte sich sogar, der feindlichen Ueberlegenheit ungeachtet, der Dessauer Brücke, und wagte es, den kaiserlichen Schanzen gegenüber, sich gleichfalls zu verschanzen. Aber von der ganzen feindlichen Macht im Rücken angefallen, mußte er der überlegenen Anzahl weichen, und mit einem Verluste von dreitausend Todten seinen Posten verlassen. Nach dieser Niederlage zog sich Mannsfeld in die Mark Brandenburg, wo er sich nach einer kurzen Erholung mit neuen Truppen verstärkte, und dann plötzlich nach Schlesien drehte, um von dort aus in Ungarn einzudringen und in Verbindung mit Bethlen Gaborn den Krieg in das Herz der österreichischen

Staaten zu verſetzen. Da die kaiſerlichen Erblande gegen einen ſolchen Feind unvertheidigt waren, ſo erhielt Wallenſtein ſchleunigen Befehl, den König von Dänemark für jetzt ganz aus den Augen zu laſſen, um Mannsfelden, wo möglich, den Weg durch Schleſien zu verlegen.

Die Diverſion, welche den Wallenſteiniſchen Truppen durch Mannsfeld gemacht wurde, erlaubte dem König, einen Theil ſeines Heeres in das Weſtphäliſche zu ſchicken, um dort die Bisthümer Münſter und Osnabrück zu beſetzen. Dies zu verhindern, verließ Tilly eilig den Weſerſtrom; aber die Bewegungen Herzog Chriſtians, welcher Miene machte, durch Heſſen in die liguiſtiſchen Länder einzudringen und dahin den Krieg zu verſetzen, riefen ihn aufs Schnellſte wieder aus Weſtphalen zurück. Um nicht von dieſen Ländern abgeſchnitten zu werden, und eine gefährliche Vereinigung des Landgrafen von Heſſen mit dem Feinde zu verhüten, bemächtigte ſich Tilly eiligſt aller haltbaren Plätze an der Werra und Fuld, und verſicherte ſich der Stadt Münden am Eingange der heſſiſchen Gebirge, wo beide Ströme in die Weſer zuſammenfließen. Er eroberte kurz darauf Göttingen, den Schlüſſel zu Braunſchweig und Heſſen, und hatte Nordheim daſſelbe Schickſal zugedacht, welches aber zu verhindern der König mit ſeiner ganzen Armee herbeieilte. Nachdem er dieſen Ort mit allem Nöthigen verſehen, um eine lange Belagerung auszuhalten, ſuchte er ſich durch das Eichsfeld und Thüringen einen neuen Weg in die liguiſtiſchen Länder zu eröffnen. Schon war er Duderſtadt vorbei; aber durch ſchnelle Märſche hatte ihm Graf

Tilly den Vorsprung abgewonnen. Da die Armee des Letzten, durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt, der seinigen an Zahl weit überlegen war, so wendete sich der König in das Braunschweigische zurück, um eine Schlacht zu vermeiden. Aber auf eben diesem Rückzuge verfolgte ihn Tilly ohne Unterlaß, und nach einem dreitägigen Scharmützel mußte er endlich bei dem Dorfe Lutter, am Barenberge, dem Feinde stehen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte sie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der schwächere Theil der überlegenen Anzahl und bessern Kriegsübung des Feindes weichen, und ein vollkommener Sieg wurde von dem liguistischen Feldherrn erfochten. Sechzig Fahnen und die ganze Artillerie, Bagage und Muniton gingen verloren; viele edle Officiere blieben todt auf dem Platze, gegen viertausend von den Gemeinen; mehrer Compagnien Fußvolk, die sich auf der Flucht in das Amthaus zu Lutter geworfen, streckten das Gewehr und ergaben sich dem Sieger.

Der König entfloh mit seiner Reiterei, und sammelte sich nach diesem empfindlichen Schlage bald wieder. Tilly verfolgte seinen Sieg, bemächtigte sich der Weser und der braunschweigischen Lande, und trieb den König bis in das Bremische zurück. Durch seine Niederlage schüchtern gemacht, wollte dieser nur vertheidigungsweise verfahren, besonders aber dem Feinde den Uebergang über die Elbe verwehren. Aber indem er in alle haltbaren Plätze Besatzungen warf, blieb er unthätig mit einer getheilten Macht; die zerstreuten Corps wurden nach einander von dem Feinde zerstreut

oder aufgerieben. Die liguistischen Truppen, des ganzen Weserstroms mächtig, verbreiteten sich über die Elbe und Havel, und die dänischen sahen sich aus einem Posten nach dem andern verjagt. Tilly selbst war über die Elbe gegangen, und hatte bis weit in das Brandenburgische seine siegreichen Waffen verbreitet, indem Wallenstein von der andern Seite in Holstein eindrang, den Krieg in die eigenen Länder des Königs zu spielen.

Dieser General kam eben aus Ungarn zurück, bis wohin er dem Grafen Mannsfeld gefolgt war, ohne seinen Marsch aufhalten oder seine Vereinigung mit Bethlen Gaborn verhindern zu können. Immer von dem Schicksale verfolgt, und immer größer als sein Schicksal, hatte sich dieser unter unendlichen Schwierigkeiten glücklich durch Schlesien und Ungarn zu dem Fürsten von Siebenbürgen hindurchgeschlagen, wo er aber nicht sehr willkommen war. Im Vertrauen auf englischen Beistand, und auf eine mächtige Diversion in Niedersachsen, hatte Gabor aufs Neue den Waffenstillstand mit dem Kaiser gebrochen, und anstatt dieser gehofften Diversion brachte ihm jetzt Mannsfeld die ganze Wallensteinische Macht mit, und forderte Geld von ihm, anstatt es zu bringen. Diese wenige Uebereinstimmung unter den protestantischen Fürsten erkältete Gabors Eifer, und er eilte, wie gewöhnlich, sich der überlegenen Macht des Kaisers durch einen geschwinden Frieden zu entledigen. Fest entschlossen, denselben bei dem ersten Strahle von Hoffnung wieder zu brechen, wies er den Grafen von Mannsfeld an die Republik Venedig, um dort vor allem Andern Geld aufzubringen.

Von Deutschland abgeschnitten, und ganz außer Stande, den schwachen Ueberrest seiner Truppen in Ungarn zu ernähren, verkaufte Mannsfeld Geschütz und Heergeräthe, und ließ seine Soldaten auseinandergehen. Er selbst nahm mit einem kleinen Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; neue Entwürfe schwellten seinen Muth; aber sein Lauf war vollendet. Das Schicksal, das ihn im Leben so unstät herumwarf, hatte ihm ein Grab in Dalmatien bereitet. Nicht weit von Zara übereilte ihn der Tod (1626). Kurz vorher war sein treuer Schicksalsgenosse, Herzog Christian von Braunschweig, gestorben — zwei Männer, der Unsterblichkeit werth, hätten sie sich eben so über ihr Zeitalter als über ihr Schicksal erhoben.

Der König von Dänemark hatte mit einer vollzähligen Macht dem einzigen Tilly nicht Stand halten können; wie viel weniger jetzt beiden kaiserlichen Generalen mit einer geschwächten! Die Dänen wichen aus allen ihren Posten an der Weser, Elbe und Havel, und die Armee Wallensteins ergoß sich über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig wie ein reißender Strom. Dieser General, allzu übermüthig, um mit einem Andern gemeinschaftlich zu agiren, hatte den liguistischen Feldherrn über die Elbe geschickt, um dort die Holländer zu beobachten; eigentlich aber, damit er selbst den Krieg gegen den König endigen, und die Früchte der von Tilly erfochtenen Siege für sich allein ernten möchte. Alle festen Plätze in seinen deutschen Staaten, Glückstadt allein ausgenommen, hatte Christian verloren, seine Heere waren geschlagen oder zerstreut, von Deutschland aus keine Hülfe, von England

wenig Troſt, ſeine Bundesgenoſſen in Niederſachſen der Wuth des Siegers preisgegeben. Den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel hatte Tilly gleich nach dem Siege bei Lutter gezwungen, der däniſchen Allianz zu entſagen. Wallenſteins furchtbare Erſcheinung vor Berlin brachte den Kurfürſten von Brandenburg zur Unterwerfung, und zwang ihn, Maximilian von Bayern als rechtmäßigen Kurfürſten anzuerkennen. Der größte Theil Mecklenburgs ward jetzt von den kaiſerlichen Truppen überſchwemmt, beide Herzoge, als Anhänger des Königs von Dänemark, in die Reichsacht erklärt und aus ihren Staaten vertrieben. Die deutſche Freiheit gegen widerrechtliche Eingriffe vertheidigt zu haben, wurde als ein Verbrechen behandelt, das den Verluſt aller Würden und Länder nach ſich zog. Und doch war dies alles nur das Vorſpiel ſchreiender Gewaltthätigkeiten, welche bald darauf folgen ſollten.

Jetzt kam das Geheimniß an den Tag, auf welche Art Wallenſtein ſeine ausſchweifenden Verſprechungen zu erfüllen meinte. Dem Grafen Mannsfeld war es abgelernt; aber der Schüler übertraf ſeinen Meiſter. Dem Grundſatze gemäß, daß der Krieg den Krieg ernähren müſſe, hatten Mannsfeld und Herzog Chriſtian mit den Brandſchatzungen, die ſie von Freund und Feind ohne Unterſchied erpreßten, die Bedürfniſſe ihrer Truppen beſtritten; aber dieſe räuberiſche Lebensart war auch von allem Ungemach und aller Unſicherheit des Räuberlebens begleitet. Gleich flüchtigen Dieben mußten ſie ſich durch wachſame und erbitterte Feinde ſtehlen, von einem Ende Deutſchlands

zum andern fliehen, ängstlich auf die Gelegenheit lauern, und gerade die wohlhabendsten Länder meiden, weil eine stärkere Macht diese vertheidigte. Hatten Mannsfeld und Herzog Christian, im Kampfe mit so furchtbaren Hindernissen, doch so erstaunlich viel gethan, was mußte sich dann nicht ausrichten lassen, wenn man aller dieser Hindernisse überhoben war, — wenn die Armee, die man aufstellte, zahlreich genug war, auch den mächtigsten einzelnen Reichsstand in Furcht zu setzen, — wenn der Name des Kaisers allen Gewaltthätigkeiten die Strafloſigkeit versicherte, — kurz — wenn man unter der höchsten Autorität im Reiche, und an der Spitze eines überlegenen Heeres, denselben Kriegsplan befolgte, welchen jene beiden Abenteurer auf eigene Gefahr und mit einer zusammengelaufenen Bande in Ausübung gebracht hatten!

Dies hatte Wallenstein im Auge, da er dem Kaiser sein kühnes Anerbieten that, und jetzt wird es Niemand mehr übertrieben finden. Je mehr man das Heer verstärkte, desto weniger durfte man um den Unterhalt desselben bekümmert seyn, denn desto mehr brachte es die widersetzlichen Stände zum Zittern; je schreiender die Gewaltthätigkeiten, desto ungestrafter konnte man sie verüben. Gegen feindlich gesinnte Reichsstände hatten sie einen Schein des Rechts; gegen getreue konnte die vorgeschützte Nothwendigkeit sie entschuldigen. Die ungleiche Vertheilung dieses Druckes verhinderte eine gefährliche Einigkeit unter den Ständen; die Erschöpfung ihrer Länder entzog ihnen zugleich die Mittel, sie zu rügen. Ganz Deutschland wurde auf diese Art ein Proviantmagazin für die Heere

des Kaiſers, und er konnte mit allen Territorien wie mit ſeinen Erblanden ſchalten. Allgemein war das Geſchrei um Gerechtigkeit am Throne des Kaiſers; aber man war vor der Selbſtrache der gemißhandelten Fürſten ſicher, ſo lange ſie um Gerechtigkeit riefen. Der allgemeine Unwille zertheilte ſich zwiſchen dem Kaiſer, der ſeinen Namen zu dieſen Gräueln gab, und dem Feldherrn, der ſeine Vollmacht überſchritt, und die Autorität ſeines Herrn mißbrauchte. Durch den Kaiſer nahm man den Weg, um gegen ſeinen Feldherrn Schutz zu erhalten; aber ſo bald er ſich durch ſeine Truppen allmächtig wußte, hatte Wallenſtein auch den Gehorſam gegen den Kaiſer abgeworfen.

Die Erſchöpfung des Feindes ließ einen nahen Frieden mit Wahrſcheinlichkeit erwarten; dennoch fuhr Wallenſtein fort, die kaiſerlichen Heere immer mehr, zuletzt bis auf hunderttauſend Mann, zu verſtärken. Oberſten- und Officierspatente ohne Zahl, ein königlicher Staat des Generals, unmäßige Verſchwendungen an ſeine Creaturen (nie ſchenkte er unter tauſend Gulden), unglaubliche Summen für Beſtechungen am Hofe des Kaiſers, um dort ſeinen Einfluß zu erhalten — alles dieſes ohne den Kaiſer zu beſchweren. Aus den Brandſchatzungen der niederdeutſchen Provinzen wurden alle dieſe unermeßlichen Summen gezogen; kein Unterſchied zwiſchen Freund und Feind, gleich eigenmächtige Durchzüge und Einquartierungen in aller Herren Ländern, gleiche Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten. Dürfte man einer ausſchweifenden Angabe aus jenen Zeiten trauen, ſo hätte Wallenſtein in einem ſiebenjährigen Commando ſechzigtauſend

Millionen Thaler aus einer Hälfte Deutſchlands an Contributionen erhoben. Je ungeheurer die Erpreſſungen, deſto mehr Vorrath für ſeine Heere, deſto ſtärker alſo der Zulauf zu ſeinen Fahnen; alle Welt fliegt nach dem Glücke. Seine Armeen ſchwollen an, indem alle Länder welkten, durch die ſie zogen. Was kümmerte ihn nun der Fluch der Provinzen und das Klaggeſchrei der Fürſten? Sein Heer betete ihn an, und das Verbrechen ſelbſt ſetzte ihn in den Stand, alle Folgen deſſelben zu verlachen.

Man würde dem Kaiſer Unrecht thun, wenn man alle die Ausſchweifungen ſeiner Armeen auf ſeine Rechnung ſetzen wollte. Wußte es Ferdinand vorher, daß er ſeinem Feldherrn alle deutſchen Staaten zum Raube gab, ſo hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie viel er ſelbſt bei einem ſo unumſchränkten Feldherrn Gefahr lief. Je enger ſich das Band zwiſchen der Armee und ihrem Anführer zuſammenzog, von dem allein alles Glück, alle Beförderung ausfloß, deſto mehr mußte es zwiſchen Beiden und dem Kaiſer erſchlaffen. Zwar geſchah Alles im Namen des Letztern; aber die Majeſtät des Reichsoberhaupts wurde von Wallenſtein nur gebraucht, um jede andere Autorität in Deutſchland zu zermalmen. Daher der überlegte Grundſatz dieſes Mannes, die deutſchen Reichsfürſten ſichtbar zu erniedrigen, alle Stufen und Ordnungen zwiſchen dieſen Fürſten und dem Reichsoberhaupte zu zerbrechen, und das Anſehen des Letztern über alle Vergleichung zu erhöhen. War der Kaiſer die einzige geſetzgebende Macht in Deutſchland, wer reichte alsdann hinauf an den Vezier, den er zum Vollzieher ſeines Willens

gemacht hatte? Die Höhe, auf welche Wallenstein ihn stellte, überraschte sogar den Kaiser; aber eben weil diese Größe des Herrn das Werk seines Dieners war, so sollte diese Wallensteinische Schöpfung wieder in ihr Nichts zurücksinken, sobald ihr die Hand ihres Schöpfers fehlte. Nicht umsonst empörte er alle Reichsfürsten Deutschlands gegen den Kaiser — je heftiger ihr Haß gegen Ferdinand, desto nothwendiger mußte ihm derjenige Mann bleiben, der allein ihren schlimmen Willen unschädlich machte. Seine Absicht ging unverkennbar dahin, daß sein Oberherr in ganz Deutschland keinen Menschen mehr zu fürchten haben sollte, als — den Einzigen, dem er diese Allmacht verdankte.

Ein Schritt zu diesem Ziele war, daß Wallenstein das eben eroberte Mecklenburg zum einstweiligen Unterpfande für sich verlangte, bis die Geldvorschüsse, welche er dem Kaiser in dem bisherigen Feldzuge gethan, erstattet seyn würden. Schon vorher hatte ihn Ferdinand, wahrscheinlich, um seinem General einen Vorzug mehr vor dem bayerischen zu geben, zum Herzoge von Friedland erhoben; aber eine gewöhnliche Belohnung konnte den Ehrgeiz eines Wallenstein nicht ersättigen. Vergebens erhoben sich selbst in dem kaiserlichen Rathe unwillige Stimmen gegen diese neue Beförderung, die auf Unkosten zweier Reichsfürsten geschehen sollte; umsonst widersetzten sich selbst die Spanier, welche längst schon sein Stolz beleidigt hatte, seiner Erhebung. Der mächtige Anhang, welchen sich Wallenstein unter den Rathgebern des Kaisers erkauft hatte, behielt die Oberhand; Ferdinand wollte sich, auf welche Art es auch seyn möchte, diesen

unentbehrlichen Diener verpflichten. Man stieß eines leichten Vergehens wegen die Nachkömmlinge eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser aus ihrem Erbtheil, um eine Creatur der kaiserlichen Gnade mit ihrem Raube zu bekleiden (1628).

Bald darauf fing Wallenstein an, sich einen Generalissimus des Kaisers zu Wasser und zu Lande zu nennen. Die Stadt Wismar wurde erobert, und fester Fuß an der Ostsee gewonnen. Von Polen und den Hansestädten wurden Schiffe gefordert, um den Krieg jenseit des baltischen Meeres zu spielen, die Dänen in das Innerste ihres Reichs zu verfolgen, und einen Frieden zu erzwingen, der zu größern Eroberungen den Weg bahnen sollte. Der Zusammenhang der niederdeutschen Stände mit den nordischen Reichen war zerrissen, wenn es dem Kaiser gelang, sich in die Mitte zwischen beiden zu lagern, und von dem adriatischen Meere bis an den Sund (das dazwischen liegende Polen stand in seiner Abhängigkeit) Deutschland mit einer fortlaufenden Länderkette zu umgeben. Wenn dies die Absicht des Kaisers war, so hatte Wallenstein seine besondere, den nämlichen Plan zu befolgen. Besitzungen an der Ostsee sollten den Grundstein zu einer Macht abgeben, womit sich schon längst seine Ehrsucht trug, und welche ihn in den Stand setzen sollte, seinen Herrn zu entbehren.

Diese Zwecke zu erreichen, war es von äußerster Wichtigkeit, die Stadt Stralsund am baltischen Meere in Besitz zu bekommen. Ihr vortrefflicher Hafen, die leichte Ueberfahrt von da nach den schwedischen und dänischen Küsten machte sie vorzüglich geschickt, in

einem Kriege mit beiden Kronen einen Waffenplatz abzugeben. Dieſe Stadt, die ſechſte des Hanſeatiſchen Bundes, genoß unter dem Schutze des Herzogs von Pommern die wichtigſten Privilegien, und, völlig außer aller Verbindung mit Dänemark, hatte ſie an dem bisherigen Kriege auch nicht den entfernteſten Antheil genommen. Aber weder dieſe Neutralität noch ihre Privilegien konnten ſie vor den Anmaßungen Wallenſteins ſchützen, der ſeine Abſicht auf ſie gerichtet hatte.

Einen Antrag dieſes Generals, kaiſerliche Beſatzungen anzunehmen, hatte der Magiſtrat von Stralſund mit rühmlicher Standhaftigkeit verworfen, auch ſeinen Truppen den argliſtig verlangten Durchmarſch verweigert. Jetzt ſchickte Wallenſtein ſich an, die Stadt zu belagern.

Für beide nordiſche Könige war es von gleicher Wichtigkeit, Stralſund bei ſeiner Unabhängigkeit zu ſchützen, ohne welche die freie Schifffahrt auf dem Belte nicht behauptet werden konnte. Die gemeinſchaftliche Gefahr beſiegte endlich die Privateiferſucht, welche ſchon längſt beide Könige entzweite. In einem Vertrage zu Kopenhagen (1628) verſprachen ſie einander, Stralſund mit vereinigten Kräften aufrecht zu erhalten, und gemeinſchaftlich jede fremde Macht abzuwehren, welche in feindlicher Abſicht in der Oſtſee erſcheinen würde. Chriſtian der Vierte warf ſogleich eine hinreichende Beſatzung in Stralſund, und ſtärkte durch ſeinen perſönlichen Beſuch den Muth der Bürger. Einige Kriegsſchiffe, welche König Sigismund von Polen dem kaiſerlichen Feldherrn zu Hülfe ſchickte, wurden von der däniſchen Flotte in

Grund gebohrt, und da ihm nun auch die Stadt Lübeck die ihrigen abſchlug, ſo hatte der kaiſerliche Generaliſſimus zur See nicht einmal Schiffe genug, den Hafen einer einzigen Stadt einzuſchließen.

Nichts ſcheint abenteuerlicher zu ſeyn, als einen Seeplatz, der aufs Vortrefflichſte befeſtigt war, erobern zu wollen, ohne ſeinen Hafen einzuſchließen. Wallenſtein, der noch nie einen Widerſtand erfahren, wollte nun auch die Natur überwinden und das Unmögliche beſiegen. Stralſund, von der Seeſeite frei, fuhr ungehindert fort, ſich mit Lebensmitteln zu verſehen, und mit neuen Truppen zu verſtärken, nichts deſtoweniger umzingelte es Wallenſtein zu Lande, und ſuchte durch prahleriſche Drohungen den Mangel gründlicherer Mittel zu erſetzen. „Ich will," ſagte er, „dieſe Stadt wegnehmen, und wäre ſie mit Ketten an den Himmel gebunden." Der Kaiſer ſelbſt, welcher eine Unternehmung bereuen mochte, wovon er ſich keinen rühmlichen Ausgang verſprach, ergriff mit Begierde die ſcheinbare Unterwürfigkeit und einige annehmliche Erbietungen der Stralſunder, ſeinem General den Abzug von der Stadt zu befehlen. Wallenſtein verachtete dieſen Befehl und fuhr fort, den Belagerten durch unabläſſige Stürme zuzuſetzen. Da die däniſche Beſatzung ſchon ſtark geſchmolzen, der Ueberreſt der raſtloſen Arbeit nicht gewachſen war, und der König ſich außer Stand befand, eine größere Anzahl von Truppen an dieſe Stadt zu wagen, ſo warf ſich Stralſund, mit Chriſtians Genehmigung, dem König von Schweden in die Arme. Der däniſche Commandant verließ die Feſtung, um einem ſchwediſchen Platz zu machen, der ſie mit

dem glücklichſten Erfolge vertheidigte. Wallenſteins Glück ſcheiterte vor dieſer Stadt, und zum erſten Male erlebte ſein Stolz die Kränkung, nach mehreren verlorenen Monaten, nach einem Verluſte von zwölftauſend Todten, ſeinem Vorhaben zu entſagen. Aber die Nothwendigkeit, in welche er dieſe Stadt geſetzt hatte, den ſchwediſchen Schutz anzurufen, veranlaßte ein enges Bündniß zwiſchen Guſtav Adolph und Stralſund, welches in der Folge den Eintritt der Schweden in Deutſchland nicht wenig erleichterte.

Bis hierher hatte das Glück die Waffen der Ligue und des Kaiſers begleitet, und Chriſtian der Vierte, in Deutſchland überwunden, mußte ſich in ſeinen Inſeln verbergen; aber die Oſtſee ſetzte dieſen Eroberungen eine Gränze. Der Abgang der Schiffe hinderte nicht nur, den König weiter zu verfolgen, ſondern ſetzte auch den Sieger noch in Gefahr, die gemachten Eroberungen zu verlieren. Am meiſten hatte man von der Vereinigung beider nordiſchen Monarchen zu fürchten, welche es, wenn ſie Beſtand hatte, dem Kaiſer und ſeinem Feldherrn unmöglich machte, auf der Oſtſee eine Rolle zu ſpielen, oder gar eine Landung in Schweden zu thun. Gelang es aber, die Sache dieſer beiden Fürſten zu trennen und ſich der Freundſchaft des däniſchen Königs insbeſondere zu verſichern, ſo konnte man die einzelne ſchwediſche Macht deſto leichter zu überwältigen hoffen. Furcht vor Einmiſchung fremder Mächte, aufrühreriſche Bewegungen der Proteſtanten in ſeinen eigenen Staaten, die ungeheuern Koſten des bisher geführten Kriegs, und noch mehr der Sturm, den man im ganzen proteſtantiſchen Deutſchland im

Begriff war zu erregen, ſtimmten das Gemüth des Kaiſers zum Frieden, und aus ganz entgegengeſetzten Gründen beeiferte ſich ſein Feldherr, dieſen Wunſch zu erfüllen. Weit entfernt, einen Frieden zu wünſchen, der ihn aus dem Mittagsglanze der Größe und Gewalt in die Dunkelheit des Privatſtandes herunterſtürzte, wollte er nur den Schauplatz des Kriegs verändern, und durch dieſen einſeitigen Frieden die Verwirrung verlängern. Die Freundſchaft Dänemarks, deſſen Nachbar er als Herzog von Mecklenburg geworden, war ihm für ſeine weit ausſehenden Entwürfe ſehr wichtig, und er beſchloß, ſelbſt mit Hintanſetzung der Vortheile ſeines Herrn, ſich dieſen Monarchen zu verpflichten.

Chriſtian der Vierte hatte ſich in dem Vertrage von Kopenhagen verbindlich gemacht, ohne Zuziehung Schwedens keinen einſeitigen Frieden mit dem Kaiſer zu ſchließen. Deſſen ungeachtet wurde der Antrag, den ihm Wallenſtein that, mit Bereitwilligkeit angenommen. Auf einem Congreß zu Lübeck (1629), von welchem Wallenſtein die ſchwediſchen Geſandten, die für Mecklenburg zu intercediren kamen, mit ausſtudirter Geringſchätzung abwies, wurden von kaiſerlicher Seite alle den Dänen weggenommenen Länder zurückgegeben. Man legte dem König auf, ſich in die Angelegenheiten Deutſchlands fernerhin nicht weiter einzumengen, als ihm der Name eines Herzogs von Holſtein geſtattete, ſich der niederdeutſchen Stifter unter keinem Namen mehr anzumaßen und die mecklenburgiſchen Herzoge ihrem Schickſal zu überlaſſen. Chriſtian ſelbſt hatte dieſe beiden Fürſten in den Krieg mit dem

Kaiser verwickelt; jetzt opferte er sie auf, um sich den Räuber ihrer Staaten zu verpflichten. Unter den Beweggründen, welche ihn zum Krieg gegen den Kaiser veranlaßten, war die Wiederherstellung des Kurfürsten von der Pfalz, seines Verwandten, nicht der unerheblichste gewesen — auch dieses Fürsten wurde in dem Lübecker Frieden mit keiner Sylbe gedacht, und in einem Artikel desselben sogar die Rechtmäßigkeit der bayerischen Kurwürde eingestanden. Mit so wenig Ruhm trat Christian der Vierte vom Schauplatze.

Zum zweiten Male hatte Ferdinand jetzt die Ruhe Deutschlands in Händen, und es stand nur bei ihm, den Frieden mit Dänemark in einen allgemeinen zu verwandeln. Aus allen Gegenden Deutschlands schallte ihm das Jammern der Unglücklichen entgegen, die um das Ende ihrer Drangsale flehten; die Gräuel seiner Soldaten, die Habsucht seiner Feldherren hatten alle Gränzen überstiegen. Deutschland, von den verwüstenden Schwärmen Mannsfelds und Christians von Braunschweig, von den schrecklichern Heerschaaren Tilly's und Wallensteins durchzogen, lag erschöpft, blutend, verödet und seufzte nach Erholung. Mächtig war der Wunsch des Friedens bei allen Ständen des Reichs, mächtig selbst bei dem Kaiser, der, in Oberitalien mit Frankreich in Krieg verwickelt, durch den bisherigen in Deutschland entkräftet und vor den Rechnungen bange war, die seiner warteten. Aber unglücklicherweise widersprachen sich die Bedingungen, unter welchen beide Religionsparteien das Schwert in die Scheide stecken wollten. Die Katholischen wollten mit Vortheil aus diesem Kriege

gehen; die Proteſtanten wollten nicht ſchlimmer daraus gehen — der Kaiſer, anſtatt beide Theile mit kluger Mäßigung zu vereinigen, nahm Partei; und ſo ſtürzte Deutſchland aufs Neue in die Schrecken eines entſetzlichen Kriegs.

Schon ſeit Endigung der böhmiſchen Unruhen hatte Ferdinand die Gegenreformation in ſeinen Erbſtaaten angefangen; wobei jedoch aus Rückſicht gegen einige evangeliſche Stände mit Mäßigung verfahren wurde. Aber die Siege, welche ſeine Feldherren in Niederdeutſchland erfochten, machten ihm Muth, allen bisherigen Zwang abzuwerfen. Allen Proteſtanten in ſeinen Erbländern wurde, dieſem Entſchluſſe gemäß, angekündigt, entweder ihrer Religion oder ihrem Vaterlande zu entſagen — eine bittere, ſchreckliche Wahl, welche die fürchterlichſten Empörungen unter den Landleuten in Oeſterreich erregte. In den pfälziſchen Landen wurde gleich nach Vertreibung Friedrichs des Fünften der reformirte Gottesdienſt aufgehoben, und die Lehrer dieſer Religion von der hohen Schule zu Heidelberg vertrieben.

Dieſe Neuerungen waren nur das Vorſpiel zu größern. Auf einem Kurfürſtenconvent zu Mühlhauſen forderten die Katholiken den Kaiſer auf, alle ſeit dem Religionsfrieden zu Augsburg von den Proteſtanten eingezogenen Erzbisthümer, Bisthümer, mittelbare und unmittelbare Abteien und Klöſter wieder an die katholiſche Kirche zurückzubringen, und dadurch die katholiſchen Stände für die Verluſte und Bedrückungen zu entſchädigen, welche ſie in dem bisherigen Kriege erlitten hätten. Bei einem ſo ſtreng katholiſchen

Fürſten, wie es Ferdinand war, konnte ein ſolcher Wink nicht zur Erde fallen; aber noch ſchien es ihm zu früh, das ganze proteſtantiſche Deutſchland durch einen ſo entſcheidenden Schritt zu empören. Kein einziger proteſtantiſcher Fürſt war, dem dieſe Zurückforderung der geiſtlichen Stifter nicht einen Theil ſeiner Lande nahm. Wo man die Einkünfte derſelben auch nicht ganz zu weltlichen Zwecken beſtimmt hatte, hatte man ſie zum Nutzen der proteſtantiſchen Kirche verwendet. Mehrere Fürſten dankten dieſen Erwerbungen einen großen Theil ihrer Einkünfte und Macht. Alle ohne Unterſchied mußten durch die Zurückforderung derſelben in Aufruhr gebracht werden. Der Religionsfriede ſprach ihnen das Recht an dieſe Stifter nicht ab, obgleich er es eben ſo wenig außer Zweifel ſetzte. Aber ein langer, bei Vielen faſt ein Jahrhundert langer Beſitz, das Stillſchweigen von vier bisherigen Kaiſern, das Geſetz der Billigkeit, welches ihnen an den Stiftungen ihrer Vorältern einen gleichen Antheil mit den Katholiſchen zuſprach, konnte als ein vollgültiger Grund des Rechts von ihnen angeführt werden. Außer dem wirklichen Verluſt, den ſie durch Zurückgabe dieſer Stifter an ihrer Macht und Gerichtsbarkeit erlitten, außer den unüberſehlichen Verwirrungen, welche die Folge davon ſeyn mußten, war dies kein geringer Nachtheil für ſie, daß die wiedereingeſetzten katholiſchen Biſchöfe die katholiſche Partei auf dem Reichstage mit eben ſo viel neuen Stimmen verſtärken ſollten. So empfindliche Verluſte auf Seiten der Evangeliſchen ließen den Kaiſer die heftigſte Widerſetzung befürchten, und ehe das Kriegsfeuer in Deutſchland gedämpft war,

wollte er eine ganze, in ihrer Vereinigung furchtbare Partei, welche an dem Kurfürsten von Sachsen eine mächtige Stütze hatte, nicht zur Unzeit gegen sich reizen. Er versuchte es also vorerst im Kleinen, um zu erfahren, wie man es im Großen aufnehmen würde. Einige Reichsstädte in Oberdeutschland und der Herzog von Würtemberg erhielten Mandate, verschiedene solcher eingezogenen Stifter herauszugeben.

Die Lage der Umstände in Sachsen ließ ihn dort noch einige kühnere Versuche wagen. In den Bisthümern Magdeburg und Halberstadt hatten die protestantischen Domherren keinen Anstand genommen, Bischöfe von ihrer Religion aufzustellen. Beide Bisthümer, die Stadt Magdeburg allein ausgenommen, hatten Wallensteinische Truppen jetzt überschwemmt. Zufälligerweise war Halberstadt durch den Tod des Administrators, Herzogs Christian von Braunschweig, das Erzstift Magdeburg durch Absetzung Christian Wilhelms, eines brandenburgischen Prinzen, erledigt. Ferdinand benutzte diese beiden Umstände, um das Halberstädtische Stift einem katholischen Bischof, und noch dazu einem Prinzen aus seinem eigenen Hause, zuzuwenden. Um nicht einen ähnlichen Zwang zu erleiden, eilte das Capitel zu Magdeburg, einen Sohn des Kurfürsten von Sachsen zum Erzbischof zu erwählen. Aber der Papst, der sich aus angemaßter Gewalt in diese Angelegenheit mengte, sprach dem österreichischen Prinzen auch das Magdeburgische Erzstift zu; und man konnte sich nicht enthalten, die Geschicklichkeit Ferdinands zu bewundern, der über dem heiligsten Eifer für seine Religion nicht vergaß, für das Beste seines Hauses zu sorgen.

Endlich, als der Lübecker Friede den Kaiſer von Seiten Dänemarks außer aller Furcht geſetzt hatte, die Proteſtanten in Deutſchland gänzlich darniederzuliegen ſchienen, die Forderungen der Ligue aber immer lauter und dringender wurden, unterzeichnete Ferdinand das durch ſo viel Unglück berüchtigte Reſtitutionsedict (1629), nachdem er es vorher jedem der vier katholiſchen Kurfürſten zur Genehmigung vorgelegt hatte. In dem Eingange ſpricht er ſich das Recht zu, den Sinn des Religionsfriedens, deſſen ungleiche Deutung zu allen bisherigen Irrungen Anlaß gegeben, vermittelſt kaiſerlicher Machtvollkommenheit zu erklären und als oberſter Schiedsmann und Richter zwiſchen beide ſtreitende Parteien zu treten. Dieſes Recht gründete er auf die Obſervanz ſeiner Vorfahren und auf die ehemals geſchehene Einwilligung ſelbſt proteſtantiſcher Stände. Kurſachſen hatte dem Kaiſer wirklich dieſes Recht zugeſtanden; jetzt ergab es ſich, wie großen Schaden dieſer Hof durch ſeine Anhänglichkeit an Oeſterreich der proteſtantiſchen Sache zugefügt hatte. Wenn aber der Buchſtabe des Religionsfriedens wirklich einer ungleichen Auslegung unterworfen war, wie der ein Jahrhundert lange Zwiſt beider Religionsparteien es genugſam bezeugte, ſo konnte doch auf keine Weiſe der Kaiſer, der entweder ein katholiſcher oder ein proteſtantiſcher Reichsfürſt und alſo ſelbſt Partei war, zwiſchen katholiſchen und proteſtantiſchen Ständen einen Religionsſtreit entſcheiden — ohne den weſentlichen Artikel des Religionsfriedens zu verletzen. Er konnte in ſeiner eigenen Sache nicht Richter ſeyn, ohne die Freiheit des deutſchen Reichs in einen leeren Schall zu verwandeln.

Und nun in Kraft dieſes angemaßten Rechts den Religionsfrieden auszulegen, gab Ferdinand die Entſcheidung: „daß jede nach dem Datum dieſes Friedens von den Proteſtanten geſchehene Einziehung ſowohl mittelbarer als unmittelbarer Stifter dem Sinne dieſes Friedens zuwiderlaufe und als eine Verletzung deſſelben widerrufen ſey.“ Er gab ferner die Entſcheidung: daß der Religionsfriede keinem katholiſchen Landesherrn auflege, proteſtantiſchen Unterthanen etwas mehr als freien Abzug aus ſeinen Landen zu bewilligen.“ Dieſem Ausſpruche gemäß wurde allen unrechtmäßigen Beſitzern geiſtlicher Stifter — alſo allen proteſtantiſchen Reichsſtänden ohne Unterſchied — bei Strafe des Reichsbannes anbefohlen, dieſes unrechte Gut an die kaiſerlichen Commiſſarien unverzüglich herauszugeben.

Nicht weniger als zwei Erzbisthümer und zwölf Bisthümer ſtanden auf der Liſte; außer dieſen eine unüberſehliche Anzahl von Klöſtern, welche die Proteſtanten ſich zugeeignet hatten. Dieſes Edict war ein Donnerſchlag für das ganze proteſtantiſche Deutſchland; ſchrecklich ſchon an ſich ſelbſt durch das, was es wirklich nahm, ſchrecklicher noch durch das, was es für die Zukunft befürchten ließ, und wovon man es nur als einen Vorläufer betrachtete. Jetzt ſahen es die Proteſtanten als ausgemacht an, daß der Untergang ihrer Religion von dem Kaiſer und der katholiſchen Ligue beſchloſſen ſey, und daß der Untergang deutſcher Freiheit ihr bald nachfolgen werde. Auf keine Gegenvorſtellung wurde geachtet, die Commiſſarien wurden ernannt und eine Armee zuſammengezogen, ihnen Gehorſam zu verſchaffen. Mit Augsburg, wo der Friede geſchloſſen worden,

machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Bischofs zurücktreten, und sechs protestantische Kirchen wurden darin geschlossen. Ebenso mußte der Herzog von Würtemberg seine Klöster herausgeben. Dieser Ernst schreckte alle evangelischen Reichsstände auf, aber ohne sie zu einem thätigen Widerstande begeistern zu können. Die Furcht vor des Kaisers Macht wirkte zu mächtig; schon fieng ein großer Theil an, sich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunsches zu gelangen, bewog deßwegen die Katholischen, mit Vollstreckung des Edicts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Protestanten. Ehe diese Frist um war, hatte das Glück der schwedischen Waffen die ganze Gestalt der Dinge verändert.

Auf einer Kurfürstenversammlung zu Regensburg, welcher Ferdinand in Person beiwohnte (1630), sollte nun mit allem Ernst an der gänzlichen Beruhigung Deutschlands und an Hebung aller Beschwerden gearbeitet werden. Diese waren von Seiten der Katholischen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangelischen, so sehr auch Ferdinand sich überredete, alle Mitglieder der Ligue durch das Restitutionsedict, und den Anführer derselben durch Ertheilung der Kurwürde und durch Einräumung des größten Theils der pfälzischen Lande sich verpflichtet zu haben. Das gute Verständniß zwischen dem Kaiser und den Fürsten der Ligue hatte seit Wallensteins Erscheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Gesetzgeber in Deutschland zu spielen, und selbst über das Schicksal des Kaisers zu gebieten, sah sich der stolze Kurfürst von Bayern

durch den kaiſerlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht, und ſeine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Anſehen der Ligue verſchwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte ſeiner Siege zu ernten und alle ſeine vergangenen Dienſte in Vergeſſenheit zu ſtürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, deſſen ſüßeſter Triumph war, dem Anſehen der Fürſten Hohn zu ſprechen und der Autorität ſeines Herrn eine verhaßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Kurfürſten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiſer und voll Mißtrauen gegen ſeine Geſinnungen, hatte er ſich in ein Bündniß mit Frankreich eingelaſſen, deſſen ſich auch die übrigen Fürſten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplanen des Kaiſers, der Unwille über die gegenwärtigen ſchreienden Uebel, hatte bei dieſen jedes Gefühl der Dankbarkeit erſtickt. Wallenſteins Erpreſſungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Heſſen auf ſieben Millionen an, die Uebrigen nach Verhältniß. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geſchrei um Hülfe, umſonſt alle Gegenvorſtellungen, kein Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, Alles über dieſen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittſchriften, alle wider Wallenſtein gerichtet, ſtürmte man auf den erſchrockenen Kaiſer ein, und erſchütterte ſein Ohr durch die ſchauderhafteſten Beſchreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unſchuldig an den Abſcheulichkeiten, die ſein Name in Deutſchland verübte, doch

unbekannt mit dem Uebermaße derſelben, beſann er ſich nicht lange, den Forderungen der Fürſten zu willfahren, und von ſeinen im Felde ſtehenden Heeren ſogleich achtzehntauſend Mann Reiterei abzudanken. Als dieſe Truppenverminderung geſchah, rüſteten ſich die Schweden ſchon lebhaft zu ihrem Einmarſch in Deutſchland, und der größte Theil der entlaſſenen kaiſerlichen Soldaten eilte unter ihre Fahnen.

Dieſe Nachgiebigkeit Ferdinands diente nur dazu, den Kurfürſten von Bayern zu kühnern Forderungen zu ermuntern. Der Triumph über das Anſehen des Kaiſers war unvollkommen, ſo lange der Herzog von Friedland das oberſte Commando behielt. Schwer rächten ſich jetzt die Fürſten an dem Uebermuthe dieſes Feldherrn, den ſie alle ohne Unterſchied hatten fühlen müſſen. Die Abſetzung deſſelben wurde daher von dem ganzen Kurfürſtencollegium, ſelbſt von den Spaniern, mit einer Einſtimmigkeit und Hitze gefordert, die den Kaiſer in Erſtaunen ſetzte. Aber ſelbſt dieſe Einſtimmigkeit, dieſe Heftigkeit, mit welcher die Neider des Kaiſers auf Wallenſteins Abſetzung drangen, mußte ihn von der Wichtigkeit dieſes Dieners überzeugen. Wallenſtein, von den Kabalen unterrichtet, welche in Regensburg gegen ihn geſchmiedet wurden, verabſäumte nichts, dem Kaiſer über die wahren Abſichten des Kurfürſten von Bayern die Augen zu öffnen. Er erſchien ſelbſt in Regensburg, aber mit einem Prunke, der ſelbſt den Kaiſer verdunkelte und dem Haß ſeiner Gegner nur neue Nahrung gab.

Lange Zeit konnte der Kaiſer ſich nicht entſchließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm

forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzog von Friedland zu verdanken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Haſſe der Fürſten aufopferte. Aber zum Unglück bedurfte er gerade jetzt den guten Willen der Kurfürſten. Er ging damit um, ſeinem Sohne Ferdinand, erwähltem König von Ungarn, die Nachfolge im Reiche zuzuwenden, wozu ihm die Einwilligung Maximilians unentbehrlich war. Dieſe Angelegenheit war ihm die dringendſte, und er ſcheute ſich nicht, ſeinen wichtigſten Diener aufzuopfern, um den Kurfürſten von Bayern zu verpflichten.

Auf eben dieſem Kurfürſtentage zu Regensburg befanden ſich auch Abgeordnete aus Frankreich, bevollmächtigt, einen Krieg beizulegen, der ſich zwiſchen dem Kaiſer und ihrem Herrn in Italien zu entzünden drohte. Herzog Vincenz von Mantua und Montferrat war geſtorben, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Sein nächſter Anverwandter, Karl Herzog von Nevers, hatte ſogleich von dieſer Erbſchaft Beſitz genommen, ohne dem Kaiſer, als oberſtem Lehnsherrn dieſer Fürſtenthümer, die ſchuldige Pflicht zu erweiſen. Auf franzöſiſchen und venetianiſchen Beiſtand geſtützt, beharrte er auf ſeiner Weigerung, dieſe Länder bis zur Entſcheidung ſeines Rechts in die Hände der kaiſerlichen Commiſſarien zu übergeben. Ferdinand, in Feuer geſetzt von den Spaniern, denen, als Beſitzern von Mailand, die nahe Nachbarſchaft eines franzöſiſchen Vaſallen äußerſt bedenklich und die Gelegenheit willkommen war, mit Hülfe des Kaiſers Eroberungen in dieſem Theile Italiens zu machen, griff zu den Waffen. Aller Gegenbemühungen Papſt Urbans des

Achten ungeachtet, der den Krieg ängſtlich von dieſen Gegenden zu entfernen ſuchte, ſchickte er eine deutſche Armee über die Alpen, deren unerwartete Erſcheinung alle italieniſchen Staaten in Schrecken ſetzte. Seine Waffen waren ſiegreich durch ganz Deutſchland, als dies in Italien geſchah, und die Alles vergrößernde Furcht glaubte nun, die alten Entwürfe Oeſterreichs zur Univerſalmonarchie auf einmal wieder aufleben zu ſehen. Die Schrecken des deutſchen Kriegs verbreiten ſich nun auch über die geſegneten Fluren, welche der Po durchſtrömt; die Stadt Mantua wurde mit Sturm erobert, und alles Land umher mußte die verwüſtende Gegenwart geſetzloſer Schaaren empfinden. Zu den Verwünſchungen, welche weit und breit durch ganz Deutſchland wider den Kaiſer erſchallten, geſellten ſich nunmehr auch die Flüche Italiens, und im Conclave ſelbſt ſtiegen von jetzt an ſtille Wünſche für das Glück der proteſtantiſchen Waffen zum Himmel.

Abgeſchreckt durch den allgemeinen Haß, welchen dieſer italieniſche Feldzug ihm zugezogen, und durch das dringende Anliegen der Kurfürſten ermüdet, die das Geſuch der franzöſiſchen Miniſter mit Eifer unterſtützten, gab der Kaiſer den Vorſchlägen Frankreichs Gehör, und verſprach dem neuen Herzog von Mantua die Belehnung.

Dieſer wichtige Dienſt von Seiten Bayerns war von franzöſiſcher Seite einen Gegendienſt werth. Die Schließung des Tractats gab den Bevollmächtigten Richelieu's eine gewünſchte Gelegenheit, den Kaiſer während ihrer Anweſenheit zu Regensburg mit den gefährlichſten Intriguen zu umſpinnen, die mißvergnügten Fürſten der Ligue immer mehr gegen ihn zu

reizen, und alle Verhandlungen des Kurfürstentages zum Nachtheile des Kaisers zu leiten. Zu diesem Geschäfte hatte sich Richelieu in der Person des Capuciners Pater Joseph, der dem Gesandten als ein ganz unverdächtiger Begleiter an die Seite gegeben war, ein treffliches Werkzeug auserlesen. Eine seiner ersten Instructionen war, die Absetzung Wallensteins mit Eifer zu betreiben. Mit dem General, der sie zum Sieg geführt hatte, verloren die österreichischen Armeen den größten Theil ihrer Stärke; ganze Heere konnten den Verlust dieses einzigen Mannes nicht ersetzen. Ein Hauptstreich der Politik war es also, zu eben der Zeit, wo ein siegreicher König, unumschränkter Herr seiner Kriegsoperationen, sich gegen den Kaiser rüstete, den einzigen Feldherrn, der ihm an Kriegserfahrung und an Ansehen gleich war, von der Spitze der kaiserlichen Armeen wegzureißen. Pater Joseph, mit dem Kurfürsten von Bayern einverstanden, unternahm es, die Unentschlossenheit des Kaisers zu besiegen, der von den Spaniern und dem ganzen Kurfürstenrathe wie belagert war. „Es würde gut gethan seyn, meinte er, den Fürsten in diesem Stücke zu Gefallen zu leben, um desto eher zu der römischen Königswahl seines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur dieser Sturm erst vorüber seyn, so fände sich Wallenstein alsdann schnell genug wieder, um seinen vorigen Platz einzunehmen." — Der listige Capuciner war seines Mannes zu gewiß, um bei diesem Trostgrunde etwas zu wagen.

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand den Zweiten die Stimme Gottes. „Nichts auf

Erden," schreibt sein eigener Beichtvater, „war ihm heiliger, als ein priesterliches Haupt. Geschähe es, pflegte er oft zu sagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Ort ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten." Wallensteins Absetzung wurde beschlossen.

Zum Dank für dieses fromme Vertrauen arbeitete ihm der Capuciner mit solcher Geschicklichkeit in Regensburg entgegen, daß seine Bemühungen, dem Könige von Ungarn die römische Königswürde zu verschaffen, gänzlich mißlangen. In einem eigenen Artikel des eben geschlossenen Vertrags hatten sich die französischen Minister im Namen dieser Krone verbindlich gemacht, gegen alle Feinde des Kaisers die vollkommenste Neutralität zu beobachten — während daß Richelieu mit dem Könige von Schweden bereits in Tractaten stand, ihn zum Krieg aufmunterte und ihm die Allianz seines Herrn aufdrang. Auch nahm er diese Lüge zurück, sobald sie ihre Wirkung gethan hatte, und Pater Joseph mußte in einem Kloster die Verwegenheit büßen, seine Vollmacht überschritten zu haben. Zu spät wurde Ferdinand gewahr, wie sehr man seiner gespottet hatte. „Ein schlechter Capuziner," hörte man ihn sagen, „hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet, und nicht weniger als sechs Kurhüte in seine enge Capuze geschoben."

Betrug und List triumphirten also über diesen Kaiser zu einer Zeit, wo man ihn in Deutschland allmächtig glaubte und wo er es durch seine Waffen wirklich war. Um fünfzehntausend Mann ärmer, ärmer

um einen Feldherrn, der ihm den Verluſt eines Heeres erſetzte, verließ er Regensburg, ohne den Wunſch erfüllt zu ſehen, um deſſentwillen er alle dieſe Opfer brachte. Ehe ihn die Schweden im Felde ſchlugen, hatten ihn Maximilian von Bayern und Pater Joſeph unheilbar verwundet. Auf eben dieſer merkwürdigen Verſammlung zu Regensburg wurde der Krieg mit Schweden entſchieden und der in Mantua geendigt. Fruchtlos hatten ſich auf demſelben die Fürſten für die Herzoge von Mecklenburg bei dem Kaiſer verwendet, engliſche Geſandte eben ſo fruchtlos um einen Jahrgehalt für den Pfalzgrafen Friedrich gebettelt.

Wallenſtein hatte über eine Armee von beinahe hunderttauſend Mann zu gebieten, von denen er angebetet wurde, als das Urtheil der Abſetzung ihm verkündigt werden ſollte. Die meiſten Officiere waren ſeine Geſchöpfe, ſeine Winke Ausſprüche des Schickſals für den gemeinen Soldaten. Gränzenlos war ſein Ehrgeiz, unbeugſam ſein Stolz, ſein gebieteriſcher Geiſt nicht fähig, eine Kränkung ungerochen zu erdulden. Ein Augenblick ſollte ihn jetzt von der Fülle der Gewalt in das Nichts des Privatſtandes herunterſtürzen. Eine ſolche Sentenz gegen einen ſolchen Verbrecher zu vollſtrecken, ſchien nicht viel weniger Kunſt zu koſten, als es gekoſtet hatte, ſie dem Richter zu entreißen. Auch hatte man deßwegen die Vorſicht gebraucht, zwei von Wallenſteins genaueſten Freunden zu Ueberbringern dieſer ſchlimmen Botſchaft zu wählen, welche durch die ſchmeichelhafteſten Zuſicherungen der fortdauernden kaiſerlichen Gnade ſo ſehr als möglich gemildert werden ſollte.

Wallenstein wußte längst den ganzen Inhalt ihrer Sendung, als die Abgesandten des Kaisers ihm vor die Augen traten. Er hatte Zeit gehabt, sich zu sammeln, und sein Gesicht zeigte Heiterkeit, während daß Schmerz und Wuth in seinem Busen stürmten. Aber er hatte beschlossen, zu gehorchen. Dieser Urtheilsspruch überraschte ihn, ehe zu einem kühnen Schritte die Umstände reif und die Anstalten fertig waren. Seine weitläufigen Güter waren in Böhmen und Mähren zerstreut; durch Einziehung derselben konnte der Kaiser ihm den Nerven seiner Macht zerschneiden. Von der Zukunft erwartete er Genugthuung, und in dieser Hoffnung bestärkten ihn die Prophezeiungen eines italienischen Astrologen, der diesen ungebändigten Geist, gleich einem Knaben, am Gängelbande führte. Seni, so hieß er, hatte es in den Sternen gelesen, daß die glänzende Laufbahn seines Herrn noch lange nicht geendigt sey, daß ihm die Zukunft noch ein schimmerndes Glück aufbewahre. Man brauchte die Sterne nicht zu bemühen, um mit Wahrscheinlichkeit vorherzusagen, daß ein Feind wie Gustav Adolph einen General wie Wallenstein nicht lange entbehrlich lassen würde.

„Der Kaiser ist verrathen," antwortete Wallenstein den Gesandten; „ich bedaure ihn, aber ich vergeb' ihm. Es ist klar, daß ihn der hochfahrende Sinn des Bayern dominirt. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat, aber ich will gehorchen." Die Abgeordneten entließ er fürstlich beschenkt, und den Kaiser ersuchte er in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben und bei den erworbenen Würden zu schützen.

Allgemein war das Murren der Armee, als die Absetzung ihres Feldherrn bekannt wurde, und der beste Theil seiner Officiere trat sogleich aus dem kaiserlichen Dienst. Viele folgten ihm auf seine Güter nach Böhmen und Mähren; andere fesselte er durch beträchtliche Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit sogleich bedienen zu können.

Sein Plan war nichts weniger als Ruhe, da er in die Stille des Privatstandes zurücktrat. Der Pomp eines Königs umgab ihn in dieser Einsamkeit, und schien dem Urtheilsspruche seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Aehnliche Paläste wurden auf seinen übrigen zahlreichen Gütern erbaut. Cavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, und man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Er hielt sechzig Pagen, die von den trefflichsten Meistern unterrichtet wurden; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen, sein Haushofmeister eine vornehme Standesperson. Reiste er über Land, so wurde ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren; in sechzig Carossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livereien, der Glanz der Equipage und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Sechs Barone und eben so viele Ritter mußten beständig seine Person

machte man den Anfang; die Stadt mußte unter die Gerichtsbarkeit ihres Biſchofs zurücktreten, und ſechs proteſtantiſche Kirchen wurden darin geſchloſſen. Ebenſo mußte der Herzog von Würtemberg ſeine Klöſter herausgeben. Dieſer Ernſt ſchreckte alle evangeliſchen Reichsſtände auf, aber ohne ſie zu einem thätigen Widerſtande begeiſtern zu können. Die Furcht vor des Kaiſers Macht wirkte zu mächtig; ſchon fieng ein großer Theil an, ſich zur Nachgiebigkeit zu neigen. Die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege zu Erfüllung ihres Wunſches zu gelangen, bewog deßwegen die Katholiſchen, mit Vollſtreckung des Edicts noch ein Jahr lang zu zögern, und dies rettete die Proteſtanten. Ehe dieſe Friſt um war, hatte das Glück der ſchwediſchen Waffen die ganze Geſtalt der Dinge verändert.

Auf einer Kurfürſtenverſammlung zu Regensburg, welcher Ferdinand in Perſon beiwohnte (1630), ſollte nun mit allem Ernſt an der gänzlichen Beruhigung Deutſchlands und an Hebung aller Beſchwerden gearbeitet werden. Dieſe waren von Seiten der Katholiſchen nicht viel geringer, als von Seiten der Evangeliſchen, ſo ſehr auch Ferdinand ſich überedete, alle Mitglieder der Ligue durch das Reſtitutionsedict, und den Anführer derſelben durch Ertheilung der Kurwürde und durch Einräumung des größten Theils der pfälziſchen Lande ſich verpflichtet zu haben. Das gute Verſtändniß zwiſchen dem Kaiſer und den Fürſten der Ligue hatte ſeit Wallenſteins Erſcheinung unendlich gelitten. Gewohnt, den Geſetzgeber in Deutſchland zu ſpielen, und ſelbſt über das Schickſal des Kaiſers zu gebieten, ſah ſich der ſtolze Kurfürſt von Bayern

durch den kaiſerlichen Feldherrn auf einmal entbehrlich gemacht, und ſeine ganze bisherige Wichtigkeit zugleich mit dem Anſehen der Ligue verſchwunden. Ein Anderer trat jetzt auf, die Früchte ſeiner Siege zu ernten und alle ſeine vergangenen Dienſte in Vergeſſenheit zu ſtürzen. Der übermüthige Charakter des Herzogs von Friedland, deſſen ſüßeſter Triumph war, dem Anſehen der Fürſten Hohn zu ſprechen und der Autorität ſeines Herrn eine verhaßte Ausdehnung zu geben, trug nicht wenig dazu bei, die Empfindlichkeit des Kurfürſten zu vermehren. Unzufrieden mit dem Kaiſer und voll Mißtrauen gegen ſeine Geſinnungen, hatte er ſich in ein Bündniß mit Frankreich eingelaſſen, deſſen ſich auch die übrigen Fürſten der Ligue verdächtig machten. Die Furcht vor den Vergrößerungsplanen des Kaiſers, der Unwille über die gegenwärtigen ſchreienden Uebel, hatte bei dieſen jedes Gefühl der Dankbarkeit erſtickt. Wallenſteins Erpreſſungen waren bis zum Unerträglichen gegangen. Brandenburg gab den erlittenen Schaden auf zwanzig, Pommern auf zehn, Heſſen auf ſieben Millionen an, die Uebrigen nach Verhältniß. Allgemein, nachdrücklich, heftig war das Geſchrei um Hülfe, umſonſt alle Gegenvorſtellungen, kein Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, Alles über dieſen Punkt nur eine einzige Stimme. Mit Fluten von Bittſchriften, alle wider Wallenſtein gerichtet, ſtürmte man auf den erſchrockenen Kaiſer ein, und erſchütterte ſein Ohr durch die ſchauderhafteſten Beſchreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Ferdinand war kein Barbar. Wenn auch nicht unſchuldig an den Abſcheulichkeiten, die ſein Name in Deutſchland verübte, doch

Dänemark, die Progreſſen des Kaiſers zu hemmen, war Guſtav Adolph der einzige Fürſt in Europa, von welchem die unterliegende Freiheit Rettung zu hoffen hatte, der einzige zugleich, der durch die ſtärkſten politiſchen Gründe dazu aufgefordert, durch erlittene Beleidigungen dazu berechtigt, und durch perſönliche Fähigkeiten dieſer gewagten Unternehmung gewachſen war. Wichtige Staatsgründe, welche er mit Dänemark gemein hatte, hatten ihn, ſchon vor dem Ausbruche des Kriegs in Niederſachſen, bewogen, ſeine Perſon und ſeine Heere zur Vertheidigung Deutſchlands anzubieten; damals hatte ihn der König von Dänemark zu ſeinem eigenen Unglücke verdrängt. Seit dieſer Zeit hatte der Uebermuth Wallenſteins und der deſpotiſche Stolz des Kaiſers es nicht an Aufforderungen fehlen laſſen, die ihn perſönlich erhitzen und als König beſtimmen mußten. Kaiſerliche Truppen waren dem polniſchen König Sigismund zu Hülfe geſchickt worden, um Preußen gegen die Schweden zu vertheidigen. Dem Könige, welcher ſich über dieſe Feindſeligkeit gegen Wallenſtein beklagte, wurde geantwortet: „Der Kaiſer habe der Soldaten zu viel. Er müſſe ſeinen guten Freunden damit aushelfen.“ Von dem Congreſſe mit Dänemark zu Lübeck hatte eben dieſer Wallenſtein die ſchwediſchen Geſandten mit beleidigendem Trotze abgewieſen, und, da ſie ſich dadurch nicht ſchrecken ließen, mit einer Behandlung bedroht, welche das Völkerrecht verletzte. Ferdinand hatte die ſchwediſchen Flaggen inſultiren, und Depeſchen des Königs nach Siebenbürgen auffangen laſſen. Er fuhr fort, den Frieden zwiſchen Polen und Schweden zu

erschweren, die Anmaßungen Sigismunds auf den schwedischen Thron zu unterstützen, und Gustav Adolphen den königlichen Titel zu verweigern. Die wiederholtesten Gegenvorstellungen Gustavs hatte er keiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und neue Beleidigungen hinzugefügt, anstatt die verlangte Genugthuung für die alten zu leisten.

So viele persönliche Aufforderungen, durch die wichtigsten Staats- und Gewissensgründe unterstützt, und verstärkt durch die dringendsten Einladungen aus Deutschland, mußten auf das Gemüth eines Fürsten Eindruck machen, der auf seine königliche Ehre desto eifersüchtiger war, je mehr man geneigt seyn konnte, sie ihm streitig zu machen; der sich durch den Ruhm, die Unterdrückten zu beschützen, unendlich geschmeichelt fand und den Krieg, als das eigentliche Element seines Genies, mit Leidenschaft liebte. Aber ehe ein Waffenstillstand oder Friede mit Polen ihm freie Hände gab, konnte an einen neuen und gefahrvollen Krieg mit Ernst nicht gedacht werden.

Der Cardinal Richelieu hatte das Verdienst, diesen Waffenstillstand mit Polen herbeizuführen. Dieser große Staatsmann, das Steuer Europens in der einen Hand, indem er die Wuth der Factionen und den Dünkel der Großen in dem Innern Frankreichs mit der andern darniederbeugte, verfolgte mitten unter den Sorgen einer stürmischen Staatsverwaltung unerschütterlich seinen Plan, die anwachsende Macht Oesterreichs in ihrem stolzen Laufe zu hemmen. Aber die Umstände, welche ihn umgaben, setzten diesen Entwürfen nicht geringe Hindernisse in der Ausführung entgegen;

denn auch dem größten Geiſte möchte es ungeſtraft nicht hingehen, den Wahnbegriffen ſeiner Zeit Hohn zu ſprechen. Miniſter eines katholiſchen Königs und durch den Purpur, den er trug, ſelbſt Fürſt der römiſchen Kirche, durfte er es jetzt noch nicht wagen, im Bündniſſe mit dem Feinde ſeiner Kirche öffentlich eine Macht anzugreifen, welche die Anmaßungen ihres Ehrgeizes durch den Namen der Religion vor der Menge zu heiligen gewußt hatte. Die Schonung, welche Richelieu den eingeſchränkten Begriffen ſeiner Zeitgenoſſen ſchuldig war, ſchränkte ſeine politiſche Thätigkeit auf die behutſamen Verſuche ein, hinter der Decke verborgen zu wirken und die Entwürfe ſeines erleuchteten Geiſtes durch eine fremde Hand zu vollſtrecken. Nachdem er ſich umſonſt bemüht hatte, den Frieden Dänemarks mit dem Kaiſer zu hindern, nahm er ſeine Zuflucht zu Guſtav Adolph, dem Helden ſeines Jahrhunderts. Nichts wurde geſpart, dieſen König zur Entſchließung zu bringen, und ihm zugleich die Mittel zur Ausführung zu erleichtern. Charnaſſe, ein unverdächtiger Unterhändler des Cardinals, erſchien in Polniſchpreußen, wo Guſtav Adolph gegen Sigismund Krieg führte, und wanderte von einem der beiden Könige zum andern, um einen Waffenſtillſtand oder Frieden zwiſchen ihnen zu Stande zu bringen. Guſtav Adolph war längſt dazu bereit, und endlich gelang es dem franzöſiſchen Miniſter, auch dem König Sigismund über ſein wahres Intereſſe und die betrügeriſche Politik des Kaiſers die Augen zu öffnen. Ein Waffenſtillſtand wurde auf ſechs Jahre zwiſchen beiden Königen geſchloſſen, durch welchen Guſtav im

Besitz aller seiner Eroberungen blieb, und die lang gewünschte Freiheit erhielt, seine Waffen gegen den Kaiser zu kehren. Der französische Unterhändler bot ihm zu dieser Unternehmung die Allianz seines Königs und beträchtliche Hülfsgelder an, welche nicht zu verachten waren. Aber Gustav Adolph fürchtete nicht ohne Grund, sich durch Annehmung derselben in eine Abhängigkeit von Frankreich zu setzen, die ihm vielleicht mitten im Laufe seiner Siege Fesseln anlegte, und durch das Bündniß mit einer katholischen Macht Mißtrauen bei den Protestanten zu erwecken.

So dringend und gerecht dieser Krieg war, so vielversprechend waren die Umstände, unter welchen Gustav Adolph ihn unternahm. Furchtbar zwar war der Name des Kaisers, unerschöpflich seine Hülfsquellen, unüberwindlich bisher seine Macht; jeden Andern, als Gustav, würde ein so gefahrvolles Spiel zurückgeschreckt haben. Gustav übersah alle Hindernisse und Gefahren, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellten; aber er kannte auch die Mittel, wodurch er sie zu besiegen hoffte. Nicht beträchtlich, aber wohl disciplinirt war seine Kriegsmacht, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polnischen Kriege zum Sieg gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menschen, und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angestrengt, war seinem Könige mit einem Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste Unterstützung von seinen Reichsständen hoffen ließ. In Deutschland war der Name des Kaisers wenigstens eben so sehr gehaßt, als gefürchtet. Die protestantischen Fürsten schienen nur die

Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyrannei abzuwerfen und sich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Erscheinung eines Gegners nicht unwillkommen seyn, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf deutschem Boden erfochten, mußte für seine Sache entscheidend seyn, die noch zweifelnden Fürsten zur Erklärung bringen, den Muth seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren und zu Fortsetzung des Krieges reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehrsten deutschen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon frei geblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freiwilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehreren Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mußten ihre Heere schmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen sie standen. Unzeitige Truppenversendungen nach Italien und den Niederlanden hatten ohnehin die Macht des Kaisers vermindert; Spanien, durch den Verlust seiner amerikanischen Silberflotte geschwächt und durch einen ernstlichen Krieg in den Niederlanden beschäftigt, konnte ihm wenig Unterstützung gewähren. Dagegen machte Großbritannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung, und Frankreich, welches eben jetzt mit sich selbst Frieden machte, kam ihm mit den vortheilhaftesten Anerbietungen bei seiner Unternehmung entgegen.

Aber die sicherste Bürgschaft für den glücklichen

Erfolg ſeiner Unternehmung fand Guſtav Adolph — in ſich ſelbſt. Die Klugheit erforderte es, ſich aller äußerlichen Hülfsmitel zu verſichern und dadurch ſein Unternehmen vor dem Vorwurf der Verwegenheit zu ſchützen; aus ſeinem Buſen allein nahm er ſeine Zuverſicht und ſeinen Muth. Guſtav Adolph war ohne Widerſpruch der erſte Feldherr ſeines Jahrhunderts und der tapferſte Soldat in ſeinem Heere, das er ſich ſelbſt erſt geſchaffen hatte. Mit der Taktik der Griechen und Römer vertraut, hatte er eine beſſere Kriegskunſt erfunden, welche den größten Feldherren der folgenden Zeiten zum Muſter diente. Die unbehülflichen großen Escadrons verringerte er, um die Bewegungen der Reiterei leichter und ſchneller zu machen; zu eben dem Zwecke rückte er die Bataillons in weitere Entfernung aus einander. Er ſtellte ſeine Armee, welche gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer gedoppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zweite anrücken konnte, wenn die erſte zum Weichen gebracht war. Den Mangel an Reiterei wußte er dadurch zu erſetzen, daß er Fußgänger zwiſchen die Reiter ſtellte, welches ſehr oft den Sieg entſchied: die Wichtigkeit des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erſt von ihm. Ganz Deutſchland hat die Mannszucht bewundert, durch welche ſich die ſchwediſchen Heere auf deutſchem Boden in den erſten Zeiten ſo rühmlich unterſchieden. Alle Ausſchweifungen wurden aufs ſtrengſte geahndet; am ſtrengſten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. In den ſchwediſchen Kriegsgeſetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; auch erblickte man in dem ſchwediſchen Lager, das Gezelt des Königs nicht ausgenommen,

weder Silber noch Gold. Das Auge des Feldherrn wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten des Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen und unter freiem Himmel seine Andacht halten. In allem diesem war der Gesetzgeber zugleich Muster. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhte den Muth, der sein großes Herz beseelte. Gleich frei von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und von der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, die sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt, blieb er auch in der Trunkenheit seines Glücks noch Mensch und noch Christ, aber auch in seiner Andacht noch Held und noch König. Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere, mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr. Seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn nur allzuoft vergessen, was er dem Feldherrn schuldig war, und dieses königliche Leben endigte der Tod eines Gemeinen. Aber einem solchen Führer folgte der Feige wie der Muthige zum Sieg, und seinem beleuchtenden Adlerblick entging keine Heldenthat, die sein Beispiel geweckt hatte. Der Ruhm ihres Beherrschers entzündete in der Nation ein begeisterndes Selbstgefühl; stolz auf diesen König, gab der Bauer in Finnland und Gothland freudig seine

Armuth hin, verſpritzte der Soldat freudig ſein Blut, und der hohe Schwung, den der Geiſt dieſes einzigen Mannes der Nation gegeben, überlebte noch lange Zeit ſeinen Schöpfer.

So wenig man über die Nothwendigkeit des Kriegs in Zweifel war, ſo ſehr war man es über die Art, wie er geführt werden ſollte. Ein angreifender Krieg ſchien ſelbſt dem muthvollen Kanzler Oxenſtierna zu gewagt, die Kräfte ſeines geldarmen und gewiſſenhaften Königs zu ungleich den unermeßlichen Hülfsmitteln eines Deſpoten, der mit ganz Deutſchland wie mit ſeinem Eigenthum ſchaltete. Dieſe furchtſamen Bedenklichkeiten des Miniſters widerlegte die weitersehende Klugheit des Helden.

„Erwarten wir den Feind in Schweden," ſagte Guſtav, „ſo iſt Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren iſt; Alles iſt gewonnen, wenn wir in Deutſchland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer iſt groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küſten zu bewachen. Entwiſchte uns die feindliche Flotte, oder würde die unſrige geſchlagen, ſo wäre es dann umſonſt, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralſunds muß uns Alles liegen. So lange dieſer Hafen uns offen ſteht, werden wir unſer Anſehen auf der Oſtſee behaupten, und einen freien Verkehr mit Deutſchland unterhalten. Aber um Stralſund zu beſchützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, ſondern müſſen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir alſo nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unſere herrlichſten Vortheile verſcherzen. Schweden ſelbſt darf

keine feindliche Fahne sehen; und werden wir in Deutschland besiegt, so ist es alsdann noch Zeit, euern Plan zu befolgen."

Beschlossen wurde also der Uebergang nach Deutschland und der Angriff des Kaisers. Die Zurüstungen wurden aufs lebhafteste betrieben, und die Vorkehrungen, welche Gustav traf, verriethen nicht weniger Vorsicht, als der Entschluß Kühnheit und Größe zeigte. Vor Allem war es nöthig, in einem so weit entlegenen Kriege Schweden selbst gegen die zweideutigen Gesinnungen der Nachbarn in Sicherheit zu setzen. Auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Könige von Dänemark zu Markaröd versicherte sich Gustav der Freundschaft dieses Monarchen; gegen Moskau wurden die Gränzen gedeckt; Polen konnte man von Deutschland aus in Furcht erhalten, wenn es Lust bekommen sollte, den Waffenstillstand zu verletzen. Ein schwedischer Unterhändler, von Falkenberg, welcher Holland und die deutschen Höfe bereiste, machte seinem Herrn, von Seiten mehrerer protestantischen Fürsten, die schmeichelhaftesten Hoffnungen, obgleich noch keiner Muth und Verläugnung genug hatte, ein förmliches Bündniß mit ihm einzugehen. Die Städte Lübeck und Hamburg zeigten sich bereitwillig, Geld vorzuschießen und an Zahlungsstatt schwedisches Kupfer anzunehmen. Auch an den Fürsten von Siebenbürgen wurden vertraute Personen abgeschickt, diesen unversöhnlichen Feind Oesterreichs gegen den Kaiser in Waffen zu bringen.

Unterdessen wurden in den Niederlanden und Deutschland schwedische Werbungen eröffnet, die Regimenter

vollzählig gemacht, neue errichtet, Schiffe herbeigeschafft, die Flotte gehörig ausgerüstet, Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und Geld so viel nur möglich herbeigetrieben. Dreißig Kriegsschiffe waren in kurzer Zeit zum Auslaufen fertig, eine Armee von fünfzehntausend Mann stand bereit, und zweihundert Transportschiffe waren bestimmt, sie überzusetzen. Eine größere Macht wollte Gustav Adolph nicht nach Deutschland hinüberführen, und der Unterhalt derselben hätte auch bis jetzt die Kräfte seines Königreichs überstiegen. Aber so klein diese Armee war, so vortrefflich war die Auswahl seiner Truppen in Disciplin, kriegerischem Muth und Erfahrung, die einen festen Kern zu einer größern Kriegsmacht abgeben konnte, wenn er den deutschen Boden erst erreicht und das Glück seinen ersten Anfang begünstigt haben würde. Oxenstierna, zugleich General und Kanzler, stand mit etwa zehntausend Mann in Preußen, diese Provinz gegen Polen zu vertheidigen. Einige reguläre Truppen und ein ansehnliches Corps Landmiliz, welches der Hauptarmee zur Pflanzschule diente, blieb in Schweden zurück, damit ein bundbrüchiger Nachbar bei einem schnellen Ueberfalle das Königreich nicht unvorbereitet fände.

Dadurch war für die Vertheidigung des Reichs gesorgt. Nicht weniger Sorgfalt bewies Gustav Adolph bei Anordnung der innern Regierung. Die Regentschaft wurde dem Reichsrath, das Finanzwesen dem Pfalzgrafen Johann Casimir, dem Schwager des Königs, übertragen; seine Gemahlin, so zärtlich er sie liebte, von allen Regierungsgeschäften entfernt, denen ihre eingeschränkten Fähigkeiten nicht gewachsen waren.

Gleich einem Sterbenden bestellte er sein Haus. Am 20sten Mai 1630, nachdem er alle Vorkehrungen getroffen, und Alles zur Abfahrt in Bereitschaft war, erschien der König in Stockholm in der Reichsversammlung, den Ständen ein feierliches Lebewohl zu sagen. Er nahm hier seine vierjährige Tochter Christina, die in der Wiege schon zu seiner Nachfolgerin erklärt war, auf die Arme, zeigte sie den Ständen als ihre künftige Beherrscherin, ließ ihr auf den Fall, daß er selbst nimmer wiederkehrte, den Eid der Treue erneuern, und darauf die Verordnung ablesen, wie es während seiner Abwesenheit oder der Minderjährigkeit seiner Tochter mit der Regentschaft des Reichs gehalten werden sollte. In Thränen zerfloß die ganze Versammlung, und der König selbst brauchte Zeit, um zu seiner Abschiedsrede an die Stände die nöthige Fassung zu erhalten.

„Nicht leichtsinniger Weise," fing er an, „stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs Grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub, und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben.

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt

zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutz des Himmels. Seyd gerecht, seyd gewissenhaft, wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen.

„An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutz. Fahret fort, euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seyd selbst Muster der Tugenden, die ihr predigt, und mißbraucht nie eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, eurem Fleiße eine erfreuende Ernte, Fülle euren Scheunen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch allen mein zärtliches Lebewohl. Ich sage es vielleicht auf ewig."

Zu Elfsnaben, wo die Flotte vor Anker lag, erfolgte die Einschiffung der Truppen; eine unzählige Menge Volks war herbeigeströmt, dieses ebenso prächtige als rührende Schauspiel zu sehen. Die Herzen der Zuschauer waren von den verschiedensten Empfindungen bewegt, je nachdem sie bei der Größe des Wagestücks oder bei der Größe des Mannes verweilten. Unter den hohen Officieren, welche bei diesem Heere commandirten, haben sich Gustav Horn, Rheingraf Otto

Ludwig, Heinrich Matthias Graf von Thurn, Ortenburg, Baudiſſen, Banner, Teufel, Tott, Mutſenfahl, Falkenberg, Knipphauſen und Andere mehr, einen glänzenden Namen erworben. Die Flotte, von widrigen Winden aufgehalten, konnte erſt im Junius unter Segel gehen, und erreichte am 24ſten dieſes Monats die Inſel Ruden an der Küſte von Pommern.

Guſtav Adolph war der Erſte, der hier ans Land ſtieg. Im Angeſichte ſeines Volkes kniete er nieder auf Deutſchlands Erde, und dankte der Allmacht für die Erhaltung ſeiner Armee und ſeiner Flotte. Auf den Inſeln Wollin und Uſedom ſetzte er ſeine Truppen ans Land; die kaiſerlichen Beſatzungen verließen ſogleich bei ſeiner Annäherung ihre Schanzen und entflohen. Mit Blitzesſchnelligkeit erſchien er vor Stettin, ſich dieſes wichtigen Platzes zu verſichern, ehe die Kaiſerlichen ihm zuvorkämen. Bogisla der Vierzehnte, Herzog von Pommern, ein ſchwacher und alternder Prinz, war ſchon lange der Mißhandlungen müde, welche die Kaiſerlichen in ſeinem Lande ausgeübt hatten und fortfuhren auszuüben; aber zu kraftlos, ihnen Widerſtand zu thun, hatte er ſich mit ſtillem Murren unter die Uebermacht gebeugt. Die Erſcheinung ſeines Retters, anſtatt ſeinen Muth zu beleben, erfüllte ihn mit Furcht und Zweifeln. So ſehr ſein Land noch von den Wunden blutete, welche die Kaiſerlichen ihm geſchlagen, ſo wenig konnte dieſer Fürſt ſich entſchließen, durch offenbare Begünſtigung der Schweden die Rache des Kaiſers gegen ſich zu reizen. Guſtav Adolph, unter den Kanonen von Stettin gelagert, forderte dieſe Stadt

auf, ſchwediſche Garniſon einzunehmen. Bogisla erſchien ſelbſt in dem Lager des Königs, ſich dieſe Einquartierung zu verbitten. „Ich komme als Freund und nicht als Feind zu Ihnen,“ antwortete Guſtav; „nicht mit Pommern, nicht mit dem deutſchen Reiche, nur mit den Feinden deſſelben führe ich Krieg. In meinen Händen ſoll dieſes Herzogthum heilig aufgehoben ſeyn, und ſicherer als von jedem Andern werden Sie es nach geendigtem Feldzug von mir zurückerhalten. Sehen Sie die Fußſtapfen der kaiſerlichen Truppen in Ihrem Lande, ſehen Sie die Spuren der meinigen in Uſedom, und wählen Sie, ob Sie den Kaiſer oder mich zum Freunde haben wollen. Was erwarten Sie, wenn der Kaiſer ſich Ihrer Hauptſtadt bemächtigen ſollte? Wird er gnädiger damit verfahren, als ich? Oder wollen Sie meinen Siegen Gränzen ſetzen? Die Sache iſt dringend, faſſen Sie einen Entſchluß, und nöthigen Sie mich nicht, wirkſamere Mittel zu ergreifen.“

Die Wahl war ſchmerzlich für den Herzog von Pommern. Hier der König von Schweden mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren ſeiner Hauptſtadt; dort die unausbleibliche Rache des Kaiſers und das ſchreckenvolle Beiſpiel ſo vieler deutſcher Fürſten, welche als Opfer dieſer Rache im Elend herumwanderten. Die dringendere Gefahr beſtimmte ſeinen Entſchluß. Die Thore von Stettin wurden dem Könige geöffnet, ſchwediſche Truppen rückten ein, und den Kaiſerlichen, die ſchon in ſtarken Märſchen herbeieilten, wurde der Vorſprung abgewonnen. Stettins Einnahme verſchaffte dem König in Pommern feſten Fuß, den Gebrauch der

Oder und einen Waffenplatz für seine Armee. Herzog Bogisla säumte nicht den gethanen Schritt bei dem Kaiser durch die Nothwendigkeit zu entschuldigen, und dem Vorwurfe der Verrätherei im voraus zu begegnen; aber von der Unversöhnlichkeit dieses Monarchen überzeugt, trat er mit seinem neuen Schutzherrn in eine enge Verbindung, um durch die schwedische Freundschaft sich gegen die Rache Oesterreichs in Sicherheit zu setzen. Der König gewann durch diese Allianz mit Pommern einen wichtigen Freund auf deutschem Boden, der ihm den Rücken deckte und den Zusammenhang mit Schweden offen hielt.

Gustav Adolph glaubte sich gegen Ferdinand, der ihn in Preußen zuerst feindlich angegriffen hatte, der hergebrachten Formalitäten überhoben, und fing ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten an. Gegen die europäischen Fürsten rechtfertigte er sein Betragen in einem eigenen Manifeste, in welchem alle schon angeführten Gründe, die ihn zur Ergreifung der Waffen bewogen, hererzählt wurden. Unterdessen setzte er seine Progresse in Pommern fort und sah mit jedem Tage seine Heere sich vermehren. Von den Truppen, welche unter Mannsfeld, Herzog Christian von Braunschweig, dem Könige von Dänemark und unter Wallenstein gefochten, stellten sich Officiere sowohl als Soldaten schaarenweise dar, unter seinen siegreichen Fahnen zu streiten.

Der Einfall des Königs von Schweden wurde am kaiserlichen Hofe der Aufmerksamkeit bei weitem nicht gewürdigt, welche er bald darauf zu verdienen schien. Der österreichische Stolz, durch das bisherige unerhörte

Glück auf den höchſten Gipfel getrieben, ſah mit Geringſchätzung auf einen Fürſten herab, der mit einer Handvoll Menſchen aus einem verachteten Winkel Europens hervorkam, und, wie man ſich einbildete, ſeinen bisher erlangten Kriegsruhm bloß der Ungeſchicklichkeit eines noch ſchwächern Feindes verdankte. Die herabſetzende Schilderung, welche Wallenſtein, nicht ohne Abſicht, von der ſchwediſchen Macht entworfen, vermehrte die Sicherheit des Kaiſers; wie hätte er einen Feind achten ſollen, den ſein Feldherr ſich getraute mit Ruthen aus Deutſchland zu verjagen? Selbſt die reißenden Fortſchritte Guſtav Adolphs in Pommern konnten dieſes Vorurtheil nicht ganz beſiegen, welchem der Spott der Höflinge ſtets neue Nahrung gab. Man nannte ihn in Wien nur die Schneemajeſtät, welche die Kälte des Nords jetzt zuſammenhalte, die aber zuſehends ſchmelzen würde, je näher ſie gegen Süden rücke. Die Kurfürſten ſelbſt, welche in Regensburg verſammelt waren, würdigten ſeine Vorſtellungen keiner Aufmerkſamkeit, und verweigerten ihm, aus blinder Gefälligkeit gegen Ferdinand, ſogar den Titel eines Königs. Während man in Regensburg und Wien ſeiner ſpottete, ging in Pommern und Mecklenburg ein feſter Ort nach dem andern an ihn verloren.

Dieſer Geringſchätzung ungeachtet hatte ſich der Kaiſer bereitwillig finden laſſen, die Mißhelligkeiten mit Schweden durch Unterhandlungen beizulegen, auch zu dieſem Ende Bevollmächtigte nach Danzig geſendet. Aber aus ihren Inſtructionen erhellte deutlich, wie wenig es ihm damit Ernſt war, da er Guſtaven noch immer den königlichen Titel verweigerte. Seine

Absicht schien bloß dahin zu gehen, das Verhaßte des Angriffs von sich selbst auf den König von Schweden abzuwälzen, um sich dadurch auf den Beistand der Reichsstände desto eher Rechnung machen zu können. Fruchtlos, wie zu erwarten gewesen war, zerschlug sich also dieser Congreß zu Danzig, und die Erbitterung beider Theile wurde durch einen heftigen Schriftwechsel aufs Höchste getrieben.

Ein kaiserlicher General, Torquato Conti, der die Armee in Pommern commandirte, hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, den Schweden Stettin wieder zu entreißen. Aus einem Platze nach dem andern wurden die Kaiserlichen vertrieben: Damm, Stargard, Camin, Wolgast fielen schnell nach einander in des Königs Hand. Um sich an dem Herzoge von Pommern zu rächen, ließ der kaiserliche General auf dem Rückzuge seine Truppen die schreiendsten Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner Pommerns verüben, welche sein Geiz längst schon aufs Grausamste gemißhandelt hatte. Unter dem Vorwande, den Schweden alle Lebensmittel zu entziehen, wurde Alles verheert und geplündert, und oft, wenn die Kaiserlichen einen Platz nicht länger zu behaupten wußten, ließen sie ihn in Rauch aufgehen, um dem Feinde nichts als den Schutt zurückzulassen. Aber diese Barbareien dienten nur dazu, das entgegengesetzte Betragen der Schweden in ein desto glänzenderes Licht zu setzen, und dem menschenfreundlichen König alle Herzen zu gewinnen. Der schwedische Soldat bezahlte Alles, was er brauchte, und von fremdem Eigenthum wurde auf seinem Durchmarsche nichts berührt. In Stadt und Land empfing man daher die

schwedischen Heere mit offenen Armen; alle kaiserlichen Soldaten, welche dem pommerschen Landvolk in die Hände fielen, wurden ohne Barmherzigkeit ermordet. Viele Pommern traten in schwedischen Dienst, und die Stände dieses so sehr erschöpften Landes ließen es sich mit Freuden gefallen, dem König eine Contribution von hunderttausend Gulden zu bewilligen.

Torquato Conti, bei aller Härte seines Charakters ein vortrefflicher General, suchte dem Könige von Schweden den Besitz von Stettin wenigstens unnütz zu machen, da er ihn nicht von diesem Ort zu vertreiben vermochte. Er verschanzte sich zu Garz, oberhalb Stettin, an der Oder, um diesen Fluß zu beherrschen, und jener Stadt die Communication zu Wasser mit dem übrigen Deutschland abzuschneiden. Nichts konnte ihn dahin bringen, mit dem Könige von Schweden zu schlagen, der ihm an Mannschaft überlegen war; noch weniger wollte es diesem gelingen, die festen kaiserlichen Verschanzungen zu stürmen. Torquato, von Truppen und Geld allzusehr entblößt, um angriffsweise gegen den König zu agiren, gedachte mit Hülfe dieses Operationsplans dem Grafen Tilly Zeit zu verschaffen, zur Vertheidigung Pommerns herbeizueilen, und alsdann in Vereinigung mit diesem General auf den König von Schweden loszugehen. Er benutzte sogar einmal die Entfernung des Königs, um sich durch einen unvermutheten Ueberfall Stettins zu bemächtigen. Aber die Schweden ließen sich nicht unvorbereitet finden. Ein lebhafter Angriff der Kaiserlichen wurde mit Standhaftigkeit zurückgeschlagen, und Torquato verschwand mit einem großen Verluste.

Nicht zu läugnen ist es, daß Gustav Adolph bei diesem günstigen Anfange eben so viel dem Glücke als seiner Kriegserfahrenheit dankte. Die kaiserlichen Truppen in Pommern waren seit Wallensteins Abdankung aufs Tiefste heruntergekommen. Grausam rächten sich ihre Ausschweifungen jetzt an ihnen selbst; ein ausgezehrtes verödetes Land konnte ihnen keinen Unterhalt mehr darbieten. Alle Mannszucht war dahin, keine Achtung mehr für die Befehle der Officiere; zusehends schmolz ihre Anzahl durch häufige Desertionen und durch ein allgemeines Sterben, welches die schneidende Kälte in diesem ungewohnten Klima verursachte. Unter diesen Umständen sehnte sich der kaiserliche General nach Ruhe, um seine Truppen durch die Winterquartiere zu erquicken; aber er hatte mit einem Feinde zu thun, für den unter deutschem Himmel gar kein Winter war. Zur Vorsorge hatte Gustav seine Soldaten mit Schafspelzen versehen lassen, um auch die rauheste Jahreszeit über im Felde zu bleiben. Die kaiserlichen Bevollmächtigten, welche wegen eines Waffenstandes zu unterhandeln kamen, erhielten daher die trostlose Antwort: „Die Schweden seyen im Winter wie im Sommer Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen möchten es mit sich halten, wie sie wollten; sie aber gedächten nicht, sich müßig zu verhalten.“ Torquato Conti legte bald darauf sein Commando, wobei wenig Ruhm und nun auch kein Geld mehr zu gewinnen war, nieder.

Bei dieser Ungleichheit mußte sich der Vortheil nothwendiger Weise auf schwedischer Seite befinden.

Unaufhörlich wurden die Kaiserlichen in ihren Winterquartieren beunruhigt, Greifenhagen, ein wichtiger Platz an der Oder, mit Sturm erobert, zuletzt auch die Städte Garz und Pyritz von den Feinden verlassen. Von ganz Pommern waren nur noch Greifswalde, Demmin und Kolberg in ihren Händen, zu deren Belagerung der König ungesäumt die nachdrücklichsten Anstalten machte. Der fliehende Feind nahm seinen Weg nach der Mark Brandenburg, nicht ohne großen Verlust an Artillerie, Bagage und Mannschaft, welche den nacheilenden Schweden in die Hände fielen.

Durch Einnahme der Päße bei Ribnitz und Damgarten hatte sich Gustav den Eingang in das Herzogthum Mecklenburg eröffnet, dessen Unterthanen durch ein vorangeschicktes Manifest aufgefordert wurden, unter die Herrschaft ihrer rechtmäßigen Regenten zurückzukehren und alles, was Wallensteinisch wäre, zu verjagen. Durch Betrug bekamen aber die Kaiserlichen die wichtige Stadt Rostock in ihre Gewalt, welches den König, der seine Macht nicht gern theilen wollte, an fernerem Vorücken hinderte. Vergebens hatten indessen die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, durch die zu Regensburg versammelten Fürsten, bei dem Kaiser fürsprechen lassen; vergebens hatten sie, um den Kaiser durch Unterwürfigkeit zu gewinnen, das Bündniß mit Schweden und jeden Weg der Selbsthülfe verschmäht. Durch die hartnäckige Weigerung des Kaisers zur Verzweiflung gebracht, ergriffen sie jetzt öffentlich die Partei des Königs von Schweden, warben Truppen und übertrugen das Commando darüber dem Herzog Franz Karl von Sachsen-Lauenburg. Dieser bemächtigte

sich auch wirklich einiger festen Plätze an der Elbe, verlor sie aber bald wieder an den kaiserlichen General Pappenheim, der gegen ihn geschickt wurde. Bald darauf, in der Stadt Ratzeburg von Letzterem belagert, sah er sich, nach einem vergeblichen Versuche zu entfliehen, genöthigt sich mit seiner ganzen Mannschaft zu Gefangenen zu ergeben. So verschwand dann aufs Neue die Hoffnung dieser unglücklichen Fürsten zum Wiedereintritt in ihre Lande, und dem siegreichen Arme Gustav Adolphs allein war es aufbehalten, ihnen diese glänzende Gerechtigkeit zu erzeigen.

Die flüchtigen kaiserlichen Schaaren hatten sich in die Mark Brandenburg geworfen, welche sie jetzt zum Schauplatz ihrer Gräuelthaten machten. Nicht zufrieden, die willkürlichsten Schatzungen einzufordern und den Bürger durch Einquartierungen zu drücken, durchwühlten diese Unmenschen auch noch das Innere der Häuser, zerschlugen, erbrachen Alles, was verschlossen war, raubten allen Vorrath, den sie fanden, mißhandelten auf das Entsetzlichste, wer sich zu widersetzen wagte, entehrten das Frauenzimmer, selbst an heiliger Stätte. Und alles dies geschah nicht in Feindes Land — es geschah gegen die Unterthanen eines Fürsten, von welchem der Kaiser nicht beleidigt war, dem er trotz diesem Allem noch zumuthete, die Waffen gegen den König von Schweden zu ergreifen. Der Anblick dieser entsetzlichen Ausschweifungen, welche sie aus Mangel an Ansehen und aus Geldnoth geschehen lassen mußten, erweckte selbst den Unwillen der kaiserlichen Generale, und ihr oberster Chef, Graf von Schaumburg, wollte schamroth das Commando niederlegen.

Zu arm an Soldaten, um sein Land zu vertheidigen, und ohne Hülfe gelassen von dem Kaiser, der zu den beweglichsten Vorstellungen schwieg, befahl endlich der Kurfürst von Brandenburg seinen Unterthanen in einem Edicte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen würde, ohne Schonung zu ermorden. Zu einem solchen Grade war der Gräuel der Mißhandlung und das Elend der Regierung gestiegen, daß dem Landesherrn nur das verzweifelte Mittel übrig blieb, die Selbstrache zu befehlen.

Die Kaiserlichen hatten die Schweden in die Mark Brandenburg nachgezogen, und nur die Weigerung des Kurfürsten, ihm die Festung Küstrin zum Durchmarsche zu öffnen, hatte den König abhalten können, Frankfurt an der Oder zu belagern. Er ging zurück, die Eroberung Pommerns durch Einnahme von Demmin und Kolberg zu vollenden; unterdessen war der Feldmarschall Tilly im Anzuge, die Mark Brandenburg zu vertheidigen.

Dieser General, der sich rühmen konnte, noch keine Schlacht verloren zu haben, der Ueberwinder Mannsfelds, Christians von Braunschweig, des Markgrafen von Baden und des Königs von Dänemark, sollte jetzt an dem König von Schweden einen würdigen Gegner finden. Tilly stammte aus einer edlen Familie in Lüttich und hatte in dem niederländischen Kriege, der damaligen Feldherrnschule, seine Talente ausgebildet. Bald darauf fand er Gelegenheit, seine erlangten Fähigkeiten unter Kaiser Rudolph dem Zweiten in Ungarn zu zeigen, wo er sich schnell

von einer Stufe zur andern emporschwang. Nach geschlossenem Frieden trat er in die Dienste Maximilians von Bayern, der ihn zum Oberfeldherrn mit unumschränkter Gewalt ernannte. Tilly wurde durch seine vortrefflichen Einrichtungen der Schöpfer der bayerischen Kriegsmacht, und ihm vorzüglich hatte Maximilian seine bisherige Ueberlegenheit im Felde zu danken. Nach geendigtem böhmischen Kriege wurde ihm das Commando der liguistischen Truppen, und jetzt, nach Wallensteins Abgang, das Generalat über die ganze kaiserliche Armee übertragen. Eben so streng gegen seine Truppen, eben so blutdürstig gegen den Feind, von eben so finsterer Gemüthsart als Wallenstein, ließ er diesen an Bescheidenheit und Uneigennützigkeit weit hinter sich zurück. Ein blinder Religionseifer und ein blutdürstiger Verfolgungsgeist vereinigten sich mit der natürlichen Wildheit seines Charakters, ihn zum Schrecken der Protestanten zu machen. Ein bizarres und schreckhaftes Aeußeres entsprach dieser Gemüthsart. Klein, hager, mit eingefallenen Wangen, langer Nase, breiter gerunzelter Stirn, starkem Knebelbarte und unten zugespitztem Gesichte, zeigte er sich gewöhnlich in einem spanischen Wamms von hellgrünem Atlaß mit aufgeschlitzten Aermeln, auf dem Kopfe einen kleinen, hoch aufgestutzten Hut, mit einer rothen Straußfeder geziert, die bis auf den Rücken niederwallte. Sein ganzer Anblick erinnerte an den Herzog von Alba, den Zuchtmeister der Flamänder, und es fehlte viel, daß seine Thaten diesen Eindruck auslöschten. So war der Feldherr beschaffen, der sich dem nordischen Helden entgegenstellte.

Tilly war weit entfernt, seinen Gegner gering zu schätzen. „Der König von Schweden," erklärte er auf der Kurfürstenversammlung zu Regensburg, „ist ein Feind von eben so großer Klugheit als Tapferkeit, abgehärtet zum Kriege, in der besten Blüthe seiner Jahre. Seine Anstalten sind vortrefflich, seine Hülfsmittel nicht gering; die Stände seines Reichs sind äußerst willfährig gegen ihn gewesen. Seine Armee, aus Schweden, Deutschen, Livländern, Finnländern, Schotten und Engländern zusammengeflossen, ist zu einer einzigen Nation gemacht durch blinden Gehorsam. Dies ist ein Spieler, gegen welchen nicht verloren zu haben schon überaus viel gewonnen ist."

Die Fortschritte des Königs von Schweden in Brandenburg und Pommern ließen den neuen Generalissimus keine Zeit verlieren, und dringend forderten die dort commandirenden Feldherren seine Gegenwart. In möglichster Schnelligkeit zog er die kaiserlichen Truppen, die durch ganz Deutschland zerstreut waren, an sich; aber es kostete viel Zeit, aus den verödeten und verarmten Provinzen die nöthigen Kriegsbedürfnisse zusammenzubringen. Endlich erschien er in der Mitte des Winters an der Spitze von zwanzigtausend Mann vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberreste der Schaumburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn die Vertheidigung Frankfurts mit einer hinlänglich starken Besatzung, und er selbst wollte nach Pommern eilen, um Demmin zu retten und Kolberg zu entsetzen, welche Stadt von den Schweden schon aufs Aeußerste gebracht war. Aber noch eh' er Brandenburg verließ, hatte sich

Demmin, von dem Herzoge Savelli äußerſt ſchlecht vertheidigt, an den König ergeben, und auch Kolberg ging wegen Hungersnoth nach fünfmonatlicher Belagerung über. Da die Päſſe nach Vorpommern aufs Beſte beſetzt waren und das Lager des Königs bei Schwedt jedem Angriffe Trotz bot, ſo entſagte Tilly ſeinem erſten angreifenden Plane und zog ſich rückwärts nach der Elbe — um Magdeburg zu belagern.

Durch Wegnahme von Demmin ſtand es dem König frei, unaufgehalten ins Mecklenburgiſche zu dringen; aber ein wichtigeres Unternehmen zog ſeine Waffen nach einer andern Gegend. Tilly hatte kaum ſeinen Rückmarſch angetreten, als er ſein Lager zu Schwedt plötzlich aufhob und mit ſeiner ganzen Macht gegen Frankfurt an der Oder anrückte. Dieſe Stadt war ſchlecht befeſtigt, aber durch eine achttauſend Mann ſtarke Beſatzung vertheidigt, größtentheils Ueberreſt jener wüthenden Banden, welche Pommern und Brandenburg gemißhandelt hatten. Der Angriff geſchah mit Lebhaftigkeit, und ſchon am dritten Tage wurde die Stadt mit ſtürmender Hand erobert. Die Schweden, des Sieges gewiß, verwarfen, obgleich die Feinde zweimal Schamade ſchlugen, die Capitulation, um das ſchreckliche Recht der Wiedervergeltung auszuüben. Tilly hatte nämlich gleich nach ſeiner Ankunft in dieſen Gegenden eine ſchwediſche Beſatzung, die ſich verſpätet hatte, in Neubrandenburg aufgehoben und, durch ihren lebhaften Widerſtand gereizt, bis auf den letzten Mann niederhauen laſſen. Dieſer Grauſamkeit erinnerten ſich jetzt die Schweden, als Frankfurt erſtiegen ward. Neubrandenburgiſch Quartier!

antwortete man jedem kaiserlichen Soldaten, der um sein Leben bat, und stieß ihn ohne Barmherzigkeit nieder. Einige tausend wurden erschlagen oder gefangen, Viele ertranken in der Oder, der Ueberrest floh nach Schlesien, die ganze Artillerie gerieth in schwedische Hände. Dem Ungestüm seiner Soldaten nachzugeben, mußte Gustav Adolph eine dreistündige Plünderung erlauben.

Indem dieser König von einem Siege zum andern forteilte, der Muth der protestantischen Stände dadurch wuchs und ihr Widerstand lebhafter wurde, fuhr der Kaiser noch unverändert fort, durch Vollstreckung des Restitutionsedicts und durch übertriebene Zumuthungen an die Stände ihre Geduld aufs Aeußerste zu treiben. Nothgedrungen schritt er jetzt auf den gewaltthätigen Wegen fort, die er anfangs aus Uebermuth betreten hatte; den Verlegenheiten, in welche ihn sein willkürliches Verfahren gestürzt hatte, wußte er jetzt nicht anders als durch eben so willkürliche Mittel zu entgehen. Aber in einem so künstlich organisirten Staatskörper, wie der deutsche ist und immer war, mußte die Hand des Despotismus die unübersehlichsten Zerrüttungen anrichten. Mit Erstaunen sahen die Fürsten unvermerkt die ganze Reichsverfassung umgekehrt, und der eintretende Zustand der Natur führte sie zur Selbsthülfe, dem einzigen Rettungsmittel in dem Zustande der Natur. Endlich hatten doch die offenbaren Schritte des Kaisers gegen die evangelische Kirche von den Augen Johann Georgs die Binde weggezogen, welche ihm so lange die betrügerische Politik dieses Prinzen verbarg. Durch Ausschließung seines Sohnes

von dem Erzſtifte zu Magdeburg hatte ihn Ferdinand perſönlich beleidigt, und der Feldmarſchall von Arnheim, ſein neuer Günſtling und Miniſter, verabſäumte nichts, die Empfindlichkeit ſeines Herrn aufs Höchſte zu treiben. Vormals kaiſerlicher General unter Wallenſteins Commando, und noch immer deſſen eifrig ergebener Freund, ſuchte er ſeinen alten Wohlthäter und ſich ſelbſt an dem Kaiſer zu rächen und den Kurfürſten von Sachſen von dem öſterreichiſchen Intereſſe abzuziehen. Die Erſcheinung der Schweden in Deutſchland mußte ihm die Mittel dazu darbieten. Guſtav Adolph war unüberwindlich, ſobald ſich die proteſtantiſchen Stände mit ihm vereinigten, und nichts beunruhigte den Kaiſer mehr. Kurſachſens Beiſpiel konnte die Erklärung aller übrigen nach ſich ziehen, und das Schickſal des Kaiſers ſchien ſich gewiſſermaßen in den Händen Johann Georgs zu befinden. Der liſtige Günſtling machte dem Ehrgeize ſeines Herrn dieſe ſeine Wichtigkeit fühlbar, und ertheilte ihm den Rath, den Kaiſer durch ein angedrohtes Bündniß mit Schweden in Schrecken zu ſetzen, um von der Furcht dieſes Prinzen zu erhalten, was von der Dankbarkeit deſſelben nicht zu erwarten ſey. Doch hielt er dafür, die Allianz mit Schweden nicht wirklich abzuſchließen, um immer wichtig zu ſeyn und immer freie Hand zu behalten. Er begeiſterte ihn für den ſtolzen Plan (dem nichts als eine verſtändigere Hand zur Vollſtreckung fehlte), die ganze Partei der Proteſtanten an ſich zu ziehen, eine dritte Macht in Deutſchland aufzuſtellen, und in der Mitte zwiſchen Schweden und Oeſterreich die Entſcheidung in den Händen zu tragen.

Dieſer Plan mußte der Eigenliebe Johann Georgs um ſo mehr ſchmeicheln, da es ihm gleich unerträglich war, in die Abhängigkeit von Schweden zu gerathen, und länger unter der Tyrannei des Kaiſers zu bleiben. Nicht mit Gleichgültigkeit konnte er ſich die Führung der deutſchen Angelegenheiten von einem auswärtigen Prinzen entriſſen ſehen, und ſo wenig Fähigkeit er auch beſaß, die erſte Rolle zu ſpielen, ſo wenig ertrug es ſeine Eitelkeit, ſich mit der zweiten zu begnügen. Er beſchloß alſo, von den Progreſſen des ſchwediſchen Königs die möglichſten Vortheile für ſeine eigene Lage zu ziehen, aber unabhängig von dieſem ſeinen eigenen Plan zu verfolgen. Zu dieſem Ende beſprach er ſich mit dem Kurfürſten von Brandenburg, der aus ähnlichen Urſachen gegen den Kaiſer entrüſtet und auf Schweden mißtrauiſch war. Nachdem er ſich auf einem Landtage zu Torgau ſeiner eigenen Landſtände verſichert hatte, deren Beiſtimmung ihm zur Ausführung ſeines Plans unentbehrlich war, ſo lud er alle evangeliſchen Stände des Reichs zu einem Generalconvent ein, welcher am 6ten Februar 1631 zu Leipzig eröffnet werden ſollte. Brandenburg, Heſſen-Kaſſel, mehrere Fürſten, Grafen, Reichsſtände, proteſtantiſche Biſchöfe erſchienen entweder ſelbſt oder durch Bevollmächtigte auf dieſer Verſammlung, welche der ſächſiſche Hofprediger, Dr. Hoe von Hohenegg, mit einer heftigen Kanzelrede eröffnete. Vergebens hatte ſich der Kaiſer bemüht, dieſe eigenmächtige Zuſammenkunft, welche augenſcheinlich auf Selbſthülfe zielte und bei der Anweſenheit der Schweden in Deutſchland höchſt bedenklich war, zu hintertreiben. Die verſammelten Fürſten, von den

Fortschritten Gustav Adolphs belebt, behaupteten ihre Rechte und gingen nach Verlauf zweier Monate mit einem merkwürdigen Schlusse auseinander, der den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzte. Der Inhalt desselben war, den Kaiser in einem gemeinschaftlichen Schreiben um Aufhebung des Restitutionsedictes, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Executionen und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich zu ersuchen — einstweilen aber eine vierzigtausend Mann starke Armee zusammenzubringen, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es ihnen verweigerte.

Ein Umstand kam noch hinzu, der nicht wenig dazu beitrug, die Entschlossenheit der protestantischen Fürsten zu vermehren. Endlich hatte der König von Schweden die Bedenklichkeiten besiegt, welche ihn bisher von einer nähern Verbindung mit Frankreich zurückschreckten, und war am 13ten Jänner dieses 1631sten Jahres in eine förmliche Allianz mit dieser Krone getreten. Nach einem sehr ernsthaften Streite über die künftige Behandlungsart der katholischen Reichsfürsten, welche Frankreich in Schutz nahm, Gustav hingegen das Recht der Wiedervergeltung empfinden lassen wollte, und nach einem minder wichtigen Zanke über den Titel Majestät, den der französische Hochmuth dem schwedischen Stolze verweigerte, gab endlich Richelieu in dem zweiten, Gustav Adolph in dem ersten Artikel nach, und zu Beerwald in der Neumark wurde der Allianztractat unterzeichnet. Beide Mächte verpflichteten sich in demselben, sich wechselseitig und mit gewaffneter Hand zu beschützen, ihre gemeinschaftlichen

Freunde zu vertheidigen, den vertriebenen Reichsfürsten wieder zu ihren Ländern zu helfen, und an den Gränzen, wie in dem Innern Deutschlands, Alles eben so wieder herzustellen, wie es vor dem Ausbruche des Kriegs gewesen war. Zu diesem Ende sollte Schweden eine Armee von dreißigtausend Mann auf eigene Kosten in Deutschland unterhalten, Frankreich hingegen viermalhunderttausend Thaler jährlicher Hülfsgelder den Schweden entrichten. Würde das Glück die Waffen Gustavs begünstigen, so sollten in den eroberten Plätzen die katholische Religion und die Reichsgesetze ihm heilig seyn und gegen beide nichts unternommen werden, allen Ständen und Fürsten in und außer Deutschland, selbst den katholischen, der Zutritt zu diesem Bündnisse offen stehen, kein Theil ohne Wissen und Willen des andern einen einseitigen Frieden mit dem Feinde schließen, das Bündniß selbst fünf Jahre dauern.

So großen Kampf es dem Könige von Schweden gekostet hatte, von Frankreich Sold anzunehmen und einer ungebundenen Freiheit in Führung des Kriegs zu entsagen, so entscheidend war diese französische Allianz für seine Angelegenheiten in Deutschland. Jetzt erst, nachdem er durch die ansehnlichste Macht in Europa gedeckt war, fingen die deutschen Reichsstände an, Vertrauen zu seiner Unternehmung zu fassen, für deren Erfolg sie bisher nicht ohne Ursache gezittert hatten. Jetzt erst wurde er dem Kaiser fürchterlich. Selbst die katholischen Fürsten, welche Oesterreichs Demüthigung wünschten, sahen ihn jetzt mit weniger Mißtrauen in Deutschland Fortschritte machen, weil

ihm das Bündniß mit einer katholischen Macht Schonung gegen ihre Religion auferlegte. So wie Gustav Adolphs Erscheinung die evangelische Religion und deutsche Freiheit gegen die Uebermacht Kaiser Ferdinands beschützte, eben so konnte nunmehr Frankreichs Dazwischenkunft die katholische Religion und deutsche Freiheit gegen eben diesen Gustav Adolph in Schutz nehmen, wenn ihn die Trunkenheit des Glücks über die Schranken der Mäßigung hinwegführen sollte.

Der König von Schweden säumte nicht, die Fürsten des Leipziger Bundes von dem mit Frankreich geschlossenen Tractate zu unterrichten und sie zugleich zu einer nähern Verbindung mit ihm einzuladen. Auch Frankreich unterstützte ihn in diesem Gesuch, und sparte keine Vorstellungen, den Kurfürsten von Sachsen zu bewegen. Gustav Adolph wollte sich mit einer heimlichen Unterstützung begnügen, wenn die Fürsten es jetzt noch für zu gewagt halten sollten, sich öffentlich für seine Partei zu erklären. Mehrere Fürsten machten ihm zu Annehmung seiner Vorschläge Hoffnung, sobald sie nur Luft bekommen sollten; Johann Georg, immer voll Eifersucht und Mißtrauen gegen den König von Schweden, immer seiner eigennützigen Politik getreu, konnte sich zu keiner entscheidenden Erklärung entschließen.

Der Schluß des Leipziger Convents und das Bündniß zwischen Frankreich und Schweden waren zwei gleich schlimme Zeitungen für den Kaiser. Gegen jenen nahm er die Donner seiner kaiserlichen Machtsprüche zu Hülfe, und bloß eine Armee fehlte ihm,

um Frankreich wegen dieſer ſeinen ganzen Unwillen empfinden zu laſſen. Abmahnungsſchreiben ergingen an alle Theilnehmer des Leipziger Bundes, welche ihnen die Truppenwerbung aufs Strengſte unterſagten. Sie antworteten mit heftigen Widerklagen, rechtfertigten ihr Betragen durch das natürliche Recht und fuhren fort, ſich in Rüſtung zu ſetzen.

Die Generale des Kaiſers ſahen ſich unterdeſſen aus Mangel an Truppen und an Geld zu der mißlichen Wahl gebracht, entweder den König von Schweden oder die deutſchen Reichsſtände außer Augen zu laſſen, da ſie mit einer getheilten Macht beiden zugleich nicht gewachſen waren. Die Bewegungen der Proteſtanten zogen ihre Aufmerkſamkeit nach dem Innern des Reichs; die Progreſſen des Königs in der Mark Brandenburg, welcher die kaiſerlichen Erblande ſchon in der Nähe bedrohte, forderten ſie dringend auf, dorthin ihre Waffen zu kehren. Nach Frankfurts Eroberung hatte ſich der König gegen Landsberg an der Warthe gewendet, und Tilly kehrte nun, nach einem zu ſpäten Verſuche, jene Stadt zu retten, nach Magdeburg zurück, die angefangene Belagerung mit Ernſt fortzuſetzen.

Das reiche Erzbisthum, deſſen Hauptſitz die Stadt Magdeburg war, hatten ſchon ſeit geraumer Zeit evangeliſche Prinzen aus dem brandenburgiſchen Hauſe beſeſſen, welche ihre Religion darin einführten. Chriſtian Wilhelm, der letzte Adminiſtrator, war durch ſeine Verbindung mit Dänemark in die Reichsacht verfallen, wodurch das Domcapitel ſich bewogen ſah, um nicht die Rache des Kaiſers gegen das

Erzſtift zu reizen, ihn förmlich ſeiner Würde zu entſetzen. An ſeiner Statt poſtulirte es den Prinzen Johann Auguſt, zweiten Sohn des Kurfürſten von Sachſen, den aber der Kaiſer verwarf, um ſeinem eigenen Sohne, Leopold, dieſes Erzbisthum zuzuwenden. Der Kurfürſt von Sachſen ließ darüber ohnmächtige Klagen an dem kaiſerlichen Hofe erſchallen; Chriſtian Wilhelm von Brandenburg ergriff thätigere Maßregeln. Der Zuneigung des Volks und Magiſtrats zu Magdeburg verſichert und von chimäriſchen Hoffnungen erhitzt, glaubte er ſich im Stande, alle Hinderniſſe zu beſiegen, welche der Ausſpruch des Capitels, die Concurrenz mit zwei mächtigen Mitbewerbern und das Reſtitutionsedict ſeiner Wiederherſtellung entgegenſetzten. Er that eine Reiſe nach Schweden und ſuchte ſich, durch das Verſprechen einer wichtigen Diverſion in Deutſchland, der Unterſtützung Guſtavs zu verſichern. Dieſer König entließ ihn nicht ohne Hoffnung ſeines nachdrücklichen Schutzes, ſchärfte ihm aber dabei ein, mit Klugheit zu verfahren.

Kaum hatte Chriſtian Wilhelm die Landung ſeines Beſchützers in Pommern erfahren, ſo ſchlich er ſich, mit Hülfe einer Verkleidung, in Magdeburg ein. Er erſchien plötzlich in der Rathsverſammlung, erinnerte den Magiſtrat an alle Drangſale, welche Stadt und Land ſeitdem von den kaiſerlichen Truppen erfahren, an die verderblichen Anſchläge Ferdinands, an die Gefahr der evangeliſchen Kirche. Nach dieſem Eingange entdeckte er ihnen, daß der Zeitpunkt ihrer Befreiung erſchienen ſey und daß ihnen Guſtav Adolph ſeine Allianz und allen Beiſtand anbiete. Magdeburg,

eine der wohlhabendsten Städte Deutschlands, genoß unter der Regierung seines Magistrats einer republikanischen Freiheit, welche seine Bürger mit einer heroischen Kühnheit beseelte. Davon hatten sie bereits gegen Wallenstein, der, von ihrem Reichthum angelockt, die übertriebensten Forderungen an sie machte, rühmliche Proben abgelegt, und in einem muthigen Widerstande ihre Rechte behauptet. Ihr ganzes Gebiet hatte zwar die zerstörende Wuth seiner Truppen erfahren, aber Magdeburg selbst entging seiner Rache. Es war also dem Administrator nicht schwer, Gemüther zu gewinnen, denen die erlittenen Mißhandlungen noch in frischem Andenken waren. Zwischen der Stadt und dem Könige von Schweden kam ein Bündniß zu Stande, in welchem Magdeburg dem König ungehinderten Durchzug durch ihr Gebiet und ihre Thore, und die Werbefreiheit auf ihrem Grund und Boden verstattete, und die Gegenversicherung erhielt, bei ihrer Religion und ihren Privilegien aufs Gewissenhafteste geschützt zu werden.

Sogleich zog der Administrator Kriegsvölker zusammen, und fing die Feindseligkeiten voreilig an, ehe Gustav Adolph nahe genug war, ihn mit seiner Macht zu unterstützen. Es glückte ihm, einige kaiserliche Corps in der Nachbarschaft aufzuheben, kleine Eroberungen zu machen und sogar Halle zu überrumpeln. Aber die Annäherung eines kaiserlichen Heeres nöthigte ihn bald, in aller Eilfertigkeit und nicht ohne Verlust den Rückweg nach Magdeburg zu nehmen. Gustav Adolph, obgleich unzufrieden über diese Voreiligkeit, schickte ihm in der Person Dietrichs von Falkenberg einen erfahrenen Officier, um die Kriegsoperationen

zu leiten und dem Administrator mit seinem Rathe beizustehen. Eben diesen Falkenberg ernannte der Magistrat zum Commandanten der Stadt, so lange dieser Krieg dauern würde. Das Heer des Prinzen sah sich von Tag zu Tag durch den Zulauf aus den benachbarten Städten vergrößert, erhielt mehrere Vortheile über die kaiserlichen Regimenter, welche dagegen geschickt wurden, und konnte mehrere Monate einen kleinen Krieg mit vielem Glück unterhalten.

Endlich näherte sich der Graf von Pappenheim, nach beendigtem Zuge gegen den Herzog von Sachsen-Lauenburg, der Stadt, vertrieb in kurzer Zeit die Truppen des Administrators aus allen umliegenden Schanzen, hemmte dadurch alle Communication mit Sachsen, und schickte sich ernstlich an, die Stadt einzuschließen. Bald nach ihm kam auch Tilly, forderte den Administrator in einem drohenden Schreiben auf, sich dem Restitutionsedict nicht länger zu widersetzen, den Befehlen des Kaisers sich zu unterwerfen und Magdeburg zu übergeben. Die Antwort des Prinzen war lebhaft und kühn, und bestimmte den kaiserlichen Feldherrn, ihm den Ernst der Waffen zu zeigen.

Indessen wurde die Belagerung wegen der Fortschritte des Königs von Schweden, die den kaiserlichen Feldherrn von der Stadt abriefen, eine Zeit lang verzögert, und die Eifersucht der in seiner Abwesenheit commandirenden Generale, verschaffte Magdeburg noch auf einige Monate Frist. Am 30sten März 1631 erschien endlich Tilly wieder, um von jetzt an die Belagerung mit Eifer zu betreiben.

In kurzer Zeit waren alle Außenwerke erobert, und

Falkenberg selbst hatte die Besatzungen, welche nicht mehr zu retten waren, zurückgezogen und die Elbbrücke abwerfen lassen. Da es an hinlänglichen Truppen fehlte, diese weitläufige Festung mit den Vorstädten zu vertheidigen, so wurden auch die Vorstädte Sudenburg und Neustadt dem Feinde preisgegeben, der sie sogleich in die Asche legte. Pappenheim trennte sich von Tilly, ging bei Schönebeck über die Elbe, um von der andern Seite die Stadt anzugreifen.

Die Besatzung, durch die vorhergehenden Gefechte in den Außenwerken geschwächt, belief sich nicht über zweitausend Mann Fußvolks und einige Hundert Reiterei: eine sehr schwache Anzahl für eine so große und noch dazu unregelmäßige Festung. Diesen Mangel zu ersetzen, bewaffnete man die Bürger; ein verzweifelter Ausweg, der größern Schaden anrichtete, als er verhütete. Die Bürger, an sich selbst schon sehr mittelmäßige Soldaten, stürzten durch ihre Uneinigkeit die Stadt ins Verderben. Dem Aermern that es weh, daß man ihm allein die Lasten aufwälzte, ihn allein allem Ungemach, allen Gefahren bloßstellte, während der Reiche seine Dienerschaft schickte und sich in seinem Hause gütlich that. Der Unwille brach zuletzt in ein allgemeines Murren aus; Gleichgültigkeit trat an die Stelle des Eifers, Ueberdruß und Nachlässigkeit im Dienste an die Stelle der wachsamen Vorsicht. Diese Trennung der Gemüther, mit der steigenden Noth verbunden, gab nach und nach einer kleinmüthigen Ueberlegung Raum, daß Mehrere schon anfingen, über die Verwegenheit ihres Unternehmens aufgeschreckt zu werden und vor der Allmacht des Kaisers zu erbeben,

gegen welchen man im Streite begriffen sey. Aber der Religionsfanatismus, die feurige Liebe der Freiheit, der unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden Gedanken an Uebergabe; und so sehr man in allem Andern getrennt seyn mochte, so einig war man, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Die Hoffnung der Belagerten, sich entsetzt zu sehen, war auf die höchste Wahrscheinlichkeit gegründet. Sie wußten um die Bewaffnung des Leipziger Bundes, sie wußten um die Annäherung Gustav Adolphs; beiden war die Erhaltung Magdeburgs gleich wichtig, und wenige Tagemärsche konnten den König von Schweden vor ihre Mauern bringen. Alles dieses war dem Grafen Tilly nicht unbekannt, und eben darum eilte er so sehr, sich, auf welche Art es auch seyn möchte, von Magdeburg Meister zu machen. Schon hatte er, der Uebergabe wegen, einen Trompeter mit verschiedenen Schreiben an den Administrator, Commandanten und Magistrat abgesendet, aber zur Antwort erhalten, daß man lieber sterben als sich ergeben würde. Ein lebhafter Ausfall der Bürger zeigte ihm, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey, und die Ankunft des Königs zu Potsdam, die Streifereien der Schweden selbst bis vor Zerbst mußten ihn mit Unruhe, so wie die Einwohner Magdeburgs mit den frohesten Hoffnungen erfüllen. Ein zweiter Trompeter, den er an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Die Belagerer waren unterdessen mit ihren Approchen bis an den Stadtgraben vorgedrungen, und beschossen von den aufgeworfenen Batterien aufs Heftigste Wall und Thürme. Ein Thurm wurde ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern, da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte. Des anhaltenden Bombardirens ungeachtet, hatte der Wall nicht viel gelitten, und die Wirkung der Feuerkugeln, welche die Stadt in Brand stecken sollten, wurde durch vortreffliche Gegenanstalten vereitelt. Aber der Pulvervorrath der Belagerten war bald zu Ende, und das Geschütz der Festung hörte nach und nach auf, den Belagerern zu antworten. Ehe neues Pulver bereitet war, mußte Magdeburg entsetzt seyn, oder es war verloren. Jetzt war die Hoffnung in der Stadt aufs Höchste gestiegen, und mit heftiger Sehnsucht alle Blicke nach der Gegend hingekehrt, von welcher die schwedischen Fahnen wehen sollten. Gustav Adolph hielt sich nahe genug auf, um am dritten Tage vor Magdeburg zu stehen. Die Sicherheit steigt mit der Hoffnung und alles trägt dazu bei, sie zu verstärken. Am 9ten Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen, von mehreren Batterien werden die Stücke abgeführt. Todte Stille im kaiserlichen Lager. Alles überzeugt die Belagerten, daß ihre Rettung nahe sey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt früh Morgens seinen Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langer Arbeit des süßen Schlafs sich zu erfreuen — aber ein theurer Schlaf und ein entsetzliches Erwachen!

Tilly hatte endlich der Hoffnung entsagt, auf dem

bisherigen Wege der Belagerung sich noch vor Ankunft der Schweden der Stadt bemeistern zu können; er beschloß also, sein Lager aufzuheben, zuvor aber noch einen Generalsturm zu wagen. Die Schwierigkeiten waren groß, da keine Bresche noch geschossen und die Festungswerke kaum beschädigt waren. Aber der Kriegsrath, den er versammelte, erklärte sich für den Sturm und stützte sich dabei auf das Beispiel von Mastricht, welche Stadt früh Morgens, da Bürger und Soldaten sich zur Ruhe begeben, mit stürmender Hand überwältigt worden sey. An vier Orten zugleich sollte der Angriff geschehen; die ganze Nacht zwischen dem 9ten und 10ten wurde mit den nöthigen Anstalten zugebracht. Alles war in Bereitschaft und erwartete, der Abrede gemäß, früh um fünf Uhr das Zeichen mit den Kanonen. Dieses erfolgte, aber erst zwei Stunden später, indem Tilly, noch immer zweifelhaft wegen des Erfolgs, noch einmal den Kriegsrath versammelte. Pappenheim wurde beordert, auf die neustädtischen Werke den Angriff zu thun; ein abhängiger Wall und ein trockner, nicht allzu tiefer Graben kamen ihm dabei zu Statten. Der größte Theil der Bürger und Soldaten hatte die Wälle verlassen, und die wenigen Zurückgebliebenen fesselte der Schlaf. So wurde es diesem General nicht schwer, der Erste den Wall zu ersteigen.

Falkenberg, aufgeschreckt durch das Knallen des Musketenfeuers, eilte von dem Rathhause, wo er eben beschäftigt war, den zweiten Trompeter des Tilly abzufertigen, mit einer zusammengerafften Mannschaft nach dem neustädtischen Thore, das der Feind schon

überwältigt hatte. Hier zurückgeschlagen, flog dieser tapfere General nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Partei schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand; schon zu Anfang des Gefechts strecken die feindlichen Kugeln ihn zu Boden. Das heftige Musketenfeuer, das Läuten der Sturmglocken, das überhandnehmende Getöse machen endlich den erwachenden Bürgern die drohende Gefahr bekannt. Eilfertig werfen sie sich in ihre Kleider, greifen zum Gewehr, stürzen in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch war Hoffnung übrig, ihn zurückzutreiben, aber der Commandant getödtet, kein Plan im Angriff, keine Reiterei, in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, werden von Vertheidigern entblößt, um der dringendern Noth in der Stadt zu begegnen. Schnell benutzt der Feind die dadurch entstandene Verwirrung, um auch diese Posten anzugreifen. Der Widerstand ist lebhaft und hartnäckig, bis endlich vier kaiserliche Regimenter, des Walles Meister, den Magdeburgern in den Rücken fallen und so ihre Niederlage vollenden. Ein tapferer Capitän, Namens Schmidt, der in dieser allgemeinen Verwirrung die Entschlossensten noch einmal gegen den Feind führt und glücklich genug ist, ihn bis an das Thor zurückzutreiben, fällt tödtlich verwundet, Magdeburgs letzte Hoffnung mit ihm. Alle Werke sind noch vor Mittag erobert, die Stadt in Feindes Händen.

Zwei Thore werden jetzt von den Stürmenden der Hauptarmee geöffnet, und Tilly läßt einen Theil

seines Fußvolks einmarschiren. Es besetzt sogleich die Hauptstraßen, und das aufgepflanzte Geschütz scheucht alle Bürger in ihre Wohnungen, dort ihr Schicksal zu erwarten. Nicht lange läßt man sie im Zweifel; zwei Worte des Grafen Tilly bestimmen Magdeburgs Geschick. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergeblich Schonung anbefohlen haben; Tilly gab sich auch nicht die Mühe, es zu versuchen. Durch das Stillschweigen seines Generals zum Herrn über das Leben aller Bürger gemacht, stürzte der Soldat in das Innere der Häuser, um ungebunden alle Begierden einer viehischen Seele zu kühlen. Vor manchem deutschen Ohre fand die flehende Unschuld Erbarmen, keines vor dem tauben Grimme der Wallonen aus Pappenheims Heer. Kaum hatte dieses Blutbad seinen Anfang genommen, als alle übrigen Thore aufgingen, die ganze Reiterei und der Croaten fürchterliche Banden gegen die unglückliche Stadt losgelassen wurden.

Eine Würgescene fing jetzt an, für welche die Geschichte keine Sprache und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Geschlecht, nicht Stand, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen. Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter mißhandelt, und das wehrlose Geschlecht hat bloß das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Keine noch so verborgene, keine noch so geheiligte Stätte konnte vor der Alles durchforschenden Habsucht sichern. Dreiundfünfzig Frauensperſonen fand man in einer Kirche

enthauptet. Croaten vergnügten sich, Kinder in die Flammen zu werfen — Pappenheims Wallonen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter zu spießen. Einige liguistische Officiere, von diesem grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Blutbade möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder," war seine Antwort, „ich werde dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben." In ununterbrochener Wuth dauerten diese Gräuel fort, bis endlich Rauch und Flammen der Raubsucht Gränzen setzten. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu brechen, hatte man gleich Anfangs an verschiedenen Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerter, durch stürzende Trümmer, durch das strömende Blut. Die Atmosphäre kochte, und die unerträgliche Glut zwang endlich selbst diese Würger, sich in das Lager zu flüchten. In weniger als zwölf Stunden lag diese volkreiche, feste, große Stadt, eine der schönsten Deutschlands, in der Asche, zwei Kirchen und einige Hütten ausgenommen. Der Administrator, Christian Wilhelm, ward mit drei Bürgermeistern nach vielen empfangenen Wunden gefangen; viele tapfere Officiere und Magistrate hatten fechtend einen beneideten Tod gefunden. Vierhundert der reichsten Bürger entriß die Habsucht der Officiere dem Tode, um ein theures Lösegeld von ihnen zu

erpreſſen. Noch dazu waren es meiſtens Officiere der Ligue, welche dieſe Menſchlichkeit zeigten, und die blinde Mordbegier der kaiſerlichen Soldaten ließ ſie als rettende Engel betrachten.

Kaum hatte ſich die Wuth des Brandes gemindert, als die kaiſerlichen Schaaren mit erneuertem Hunger zurückkehrten, um unter Schutt und Aſche ihren Raub auszuwühlen. Manche erſtickte der Dampf; Viele machten große Beute, da die Bürger ihr Beſtes in die Keller geflüchtet hatten. Am 13ten Mai erſchien endlich Tilly ſelbſt in der Stadt, nachdem die Hauptſtraßen von Schutt und Leichen gereinigt waren. Schauderhaft, gräßlich, empörend war die Scene, welche ſich jetzt der Menſchlichkeit darſtellte! Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herumirrende Kinder, die mit herzzerſchneidendem Geſchrei ihre Eltern ſuchten, Säuglinge, die an den todten Brüſten ihrer Mütter ſaugten! Mehr als ſechstauſend Leichen mußte man in die Elbe werfen, um die Gaſſen zu räumen; eine ungleich größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf dreißigtauſend angegeben.

Der Einzug des Generals, welcher am 14ten erfolgte, machte der Plünderung ein Ende, und was bis dahin gerettet war, blieb leben. Gegen tauſend Menſchen wurden aus der Domkirche gezogen, wo ſie drei Tage und zwei Nächte in beſtändiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly ließ ihnen Pardon ankündigen und Brod unter ſie vertheilen. Den Tag darauf ward in dieſer Domkirche feierliche Meſſe gehalten und unter Abfeurung der Kanonen

das Te Deum angestimmt. Der kaiserliche General durchritt die Straßen, um als Augenzeuge seinem Herrn berichten zu können, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung kein solcher Sieg gesehen worden sey. Und in diesem Vorgeben war nichts Uebertriebenes, wenn man die Größe, den Wohlstand und die Wichtigkeit der Stadt, welche unterging, mit der Wuth ihrer Zerstörer zusammendenkt.

Das Gerücht von Magdeburgs grausenvollem Schicksale verbreitete Frohlocken durch das katholische, Entsetzen und Furcht durch das ganze protestantische Deutschland. Aber Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundesverwandte Stadt hülflos gelassen hatte. Auch der Billigste fand diese Unthätigkeit des Königs unerklärbar, und Gustav Adolph, um nicht unwiederbringlich die Herzen des Volks zu verlieren, zu dessen Befreiung er erschienen war, sah sich gezwungen, in einer eigenen Schutzschrift die Gründe seines Betragens der Welt vorzulegen.

Er hatte eben Landsberg angegriffen und am 16ten April erobert, als er die Gefahr vernahm, in welcher Magdeburg schwebte. Sogleich ward sein Entschluß gefaßt, diese bedrängte Stadt zu befreien, und er setzte sich deßwegen mit seiner ganzen Reiterei und zehn Regimentern Fußvolk nach der Spree in Bewegung. Die Situation, in welcher sich dieser König auf deutschem Boden befand, machte ihm zum unverbrüchlichen Klugheitsgesetze, keinen Schritt vorwärts zu thun, ohne den Rücken frei zu haben. Mit der mißtrauischsten Behutsamkeit mußte er ein Land durchziehen, wo er

von zweideutigen Freunden und mächtigen offenbare
Feinden umgeben war, wo ein einziger übereilter Schri
ihn von seinem Königreich abschneiden konnte. D
Kurfürst von Brandenburg hatte vormals schon sein
Festung Küstrin den flüchtigen Kaiserlichen aufgetha
und den nacheilenden Schweden verschlossen. Soll
Gustav jetzt gegen Tilly verunglücken, so konnte ebe
dieser Kurfürst den Kaiserlichen seine Festungen öffne
und dann war der König, Feinde vor und hinter sic
ohne Rettung verloren. Diesem Zufalle bei gegenwä
tiger Unternehmung nicht ausgesetzt zu seyn, verlang
er, ehe er sich zu der Befreiung Magdeburgs aufmacht
daß ihm von dem Kurfürsten die beiden Festunge
Küstrin und Spandau eingeräumt würden, bis
Magdeburg in Freiheit gesetzt hätte.

Nichts schien gerechter zu seyn, als diese Forderun
Der große Dienst, welchen Gustav Adolph dem Ku
fürsten kürzlich erst durch Vertreibung der Kaiserlich
aus den brandenburgischen Landen geleistet, schien ih
ein Recht an seine Dankbarkeit, das bisherige Betr
gen der Schweden in Deutschland einen Anspruch a
sein Vertrauen zu geben. Aber durch Uebergabe sein
Festungen machte der Kurfürst den König von Schw
den gewissermaßen zum Herrn seines Landes, nicht
gedenken, daß er eben dadurch zugleich mit dem Kais
brach, und seine Staaten der ganzen künftigen Rac
der kaiserlichen Heere bloßstellte. Georg Wilhel
kämpfte lange Zeit einen grausamen Kampf mit si
selbst, aber Kleinmuth und Eigennutz schienen endli
die Oberhand zu gewinnen. Ungerührt von Magd
burgs Schicksal, kalt gegen Religion und deutsc

Freiheit, sah er nichts, als seine eigene Gefahr, und diese Besorglichkeit wurde durch seinen Minister von Schwarzenberg, der einen heimlichen Sold von dem Kaiser zog, aufs Höchste getrieben. Unterdessen näherten sich die schwedischen Truppen Berlin, und der König nahm bei dem Kurfürsten seine Wohnung. Als er die furchtsame Bedenklichkeit dieses Prinzen wahrnahm, konnte er sich des Unwillens nicht enthalten. „Mein Weg geht auf Magdeburg," sagte er, „nicht mir, sondern den Evangelischen zum Besten. Will Niemand mir beistehen, so nehme ich sogleich meinen Rückweg, biete dem Kaiser einen Vergleich an und ziehe wieder nach Stockholm. Ich bin gewiß, der Kaiser soll einen Frieden mit mir eingehen, wie ich ihn immer nur verlangen kann — aber geht Magdeburg verloren und ist der Kaiser der Furcht vor mir erst entledigt, so sehet zu, wie es euch ergehen wird." Diese zu rechter Zeit hingeworfene Drohung, vielleicht auch der Blick auf die schwedische Armee, welche mächtig genug war, dem Könige durch Gewalt zu verschaffen, was man ihm auf dem Wege der Güte verweigerte, brachte endlich den Kurfürsten zum Entschluß, Spandau in seine Hände zu übergeben.

Nun standen dem König zwei Wege nach Magdeburg offen, wovon der eine gegen Abend durch ein erschöpftes und Land mitten durch feindliche Truppen führte, die ihm den Uebergang über die Elbe streitig machen konnten. Der andere, gegen Mittag, ging über Dessau oder Wittenberg, wo er Brücken fand, die Elbe zu passiren, und aus Sachsen Lebensmittel ziehen konnte. Aber dies konnte ohne Einwilligung des Kurfürsten von Sachsen

nicht geschehen, in welchen Gustav ein gegründetes Mißtrauen setzte. Ehe er sich also in Marsch setzte, ließ er diesen Prinzen um einen freien Durchzug und um das Nöthige für seine Truppen gegen baare Bezahlung ersuchen. Sein Verlangen wurde ihm abgeschlagen, und keine Vorstellung konnte den Kurfürsten bewegen, seinem Neutralitätssysteme zu entsagen. Indem man noch im Streit darüber begriffen war, kam die Nachricht von Magdeburgs entsetzlichem Schicksale.

Tilly verkündigte sie mit dem Ton eines Siegers allen protestantischen Fürsten, und verlor keinen Augenblick, den allgemeinen Schrecken aufs Beste zu benutzen. Das Ansehen des Kaisers, durch die bisherigen Progressen Gustavs merklich heruntergebracht, erhob sich furchtbarer als je nach diesem entscheidenden Vorgang, und schnell offenbarte sich diese Veränderung in der gebieterischen Sprache, welche er gegen die protestantischen Reichsstände führte. Die Schlüsse des Leipziger Bundes wurden durch einen Machtspruch vernichtet, der Bund selbst durch ein kaiserliches Decret aufgehoben, allen widersetzlichen Ständen Magdeburgs Schicksal angedroht. Als Vollzieher dieses kaiserlichen Schlusses ließ Tilly sogleich Truppen gegen den Bischof von Bremen marschiren, der ein Mitglied des Leipziger Bundes war und Soldaten geworben hatte. Der in Furcht gesetzte Bischof übergab die letztern sogleich in die Hände des Tilly und unterzeichnete die Cassation der Leipziger Schlüsse. Eine kaiserliche Armee, welche unter dem Commando des Grafen von Fürstenberg zu eben der Zeit aus Italien zurückkam,

verfuhr auf gleiche Art gegen den Administrator von Würtemberg. Der Herzog mußte sich dem Restitutionsedict und allen Decreten des Kaisers unterwerfen, ja noch außerdem zu Unterhaltung der kaiserlichen Truppen einen monatlichen Geldbeitrag von hunderttausend Thalern erlegen. Aehnliche Lasten wurden der Stadt Ulm und Nürnberg, dem ganzen fränkischen und schwäbischen Kreise auferlegt. Schrecklich war die Hand des Kaisers über Deutschland. Die schnelle Uebermacht, welche er durch diesen Vorfall erlangte, mehr scheinbar als in der Wirklichkeit gegründet, führte ihn über die Gränzen der bisherigen Mäßigung hinweg, und verleiteten ihn zu einem gewaltsamen übereilten Verfahren, welches endlich die Unentschlossenheit der deutschen Fürsten zum Vortheil Gustav Adolphs besiegte. So unglücklich also die nächsten Folgen von Magdeburgs Untergang für die Protestanten auch seyn mochten, so wohlthätig waren die spätern. Die erste Ueberraschung machte bald einem thätigen Unwillen Platz; die Verzweiflung gab Kräfte, und die deutsche Freiheit erhob sich aus Magdeburgs Asche.

Unter den Fürsten des Leipziger Bundes waren der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen bei weitem am meisten zu fürchten, und die Herrschaft des Kaisers war in diesen Gegenden nicht befestigt, so lange er diese Beiden nicht entwaffnet sah. Gegen den Landgrafen richtete Tilly seine Waffen zuerst, und brach unmittelbar von Magdeburg nach Thüringen auf. Die sächsisch-ernestinischen und schwarzburgischen Lande wurden auf diesem Zuge äußerst gemißhandelt, Frankenhausen, selbst unter den Augen des Tilly,

von seinen Soldaten ungestraft geplündert und in die Asche gelegt; schrecklich mußte der unglückliche Landmann dafür büßen, daß sein Landesherr die Schweden begünstigte. Erfurt, der Schlüssel zwischen Sachsen und Franken, wurde mit einer Belagerung bedroht, wovon es sich aber durch eine freiwillige Lieferung von Proviant und eine Geldsumme loskaufte. Von da schickte Tilly seine Abgesandten an den Landgrafen von Kassel, mit der Forderung, ungesäumt seine Truppen zu entlassen, dem Leipziger Bunde zu entsagen, kaiserliche Regimenter in sein Land und seine Festungen aufzunehmen, Contributionen zu entrichten, und sich entweder als Freund oder Feind zu erklären. So mußte sich ein deutscher Reichsfürst von einem kaiserlichen Diener behandelt sehen. Aber diese ausschweifende Forderung bekam ein furchtbares Gewicht durch die Heeresmacht, von der sie begleitet wurde, und das noch frische Andenken von Magdeburgs schauderhaftem Schicksal mußte den Nachdruck desselben vergrößern. Um so mehr Lob verdient die Unerschrockenheit, mit welcher der Landgraf diesen Antrag beantwortet: „Fremde Soldaten in seine Festungen und in seine Residenz aufzunehmen, sey er ganz und gar nicht gesonnen — seine Truppen brauche er selbst — gegen einen Angriff würde er sich zu vertheidigen wissen. Fehlte es dem General Tilly an Geld und an Lebensmitteln, so möchte er nur nach München aufbrechen, wo Vorrath an beiden sey.“ Der Einbruch zweier kaiserlichen Schaaren in Hessen war die nächste Folge dieser herausfordernden Antwort; aber der Landgraf wußte ihnen so gut zu begegnen, daß nichts Erhebliches ausgerichtet

wurde. Nachdem aber Tilly selbst im Begriff stand, ihnen mit seiner ganzen Macht nachzufolgen, so würde das unglückliche Land für die Standhaftigkeit seines Fürsten theuer genug haben büßen müssen, wenn nicht die Bewegungen des Königs von Schweden diesen General noch zu rechter Zeit zurückgerufen hätten.

Gustav Adolph hatte den Untergang Magdeburgs mit dem empfindlichsten Schmerz erfahren, der dadurch vergrößert wurde, daß Georg Wilhelm nun, dem Vertrage gemäß, die Festung Spandau zurück verlangte. Der Verlust von Magdeburg hatte die Gründe, um derentwillen dem König der Besitz dieser Festung so wichtig war, eher vermehrt, als vermindert; und je näher die Nothwendigkeit einer entscheidenden Schlacht zwischen ihm und Tilly heranrückte, desto schwerer ward es ihm, der einzigen Zuflucht zu entsagen, welche nach einem unglücklichen Ausgange für ihn übrig war. Nachdem er Vorstellungen und Bitten bei dem Kurfürsten von Brandenburg fruchtlos erschöpft hatte, und die Kaltsinnigkeit desselben vielmehr mit jedem Tag stieg, so schickte er endlich seinem Commandanten den Befehl zu, Spandau zu räumen, erklärte aber zugleich, daß von demselben Tage an der Kurfürst als Feind behandelt werden sollte.

Dieser Erklärung Nachdruck zu geben, erschien er mit seiner ganzen Armee vor Berlin. „Ich will nicht schlechter behandelt seyn, als die Generale des Kaisers," antwortete er den Abgesandten, die der bestürzte Kurfürst in sein Lager schickte. „Euer Herr hat sie in seine Staaten aufgenommen, mit allen Bedürfnissen versorgt, ihnen alle Plätze, welche sie nur wollten,

übergeben, und durch alle diese Gefälligkeiten nicht erhalten können, daß sie menschlicher mit seinem Volke verfahren wären. Alles, was ich von ihm verlangte, ist Sicherheit, eine mäßige Geldsumme und Brod für meine Truppen; dagegen verspreche ich ihm, seine Staaten zu beschützen und den Krieg von ihm zu entfernen. Auf diesen Punkten aber muß ich bestehen, und mein Bruder, der Kurfürst, entschließe sich eilends, ob er mich zum Freunde haben, oder seine Hauptstadt geplündert sehen will." Dieser entschlossene Ton machte Eindruck, und die Richtung der Kanonen gegen die Stadt besiegte alle Zweifel Georg Wilhelms. In wenigen Tagen ward eine Allianz unterzeichnet, in welcher sich der Kurfürst zu einer monatlichen Zahlung von dreißigtausend Thalern verstand, Spandau in den Händen des Königs ließ, und sich anheischig machte, auch Küstrin seinen Truppen zu allen Zeiten zu öffnen. Diese nunmehr entschiedene Verbindung des Kurfürsten von Brandenburg mit den Schweden fand in Wien keine bessere Aufnahme, als der ähnliche Entschluß des Herzogs von Pommern vormals gefunden hatte; aber der ungünstige Wechsel des Glücks, den seine Waffen bald nachher erfuhren, erlaubten dem Kaiser nicht, seine Empfindlichkeit anders als durch Worte zu zeigen.

Das Vergnügen des Königs über diese glückliche Begebenheit wurde bald durch die angenehme Botschaft vergrößert, daß Greifswalde, der einzige feste Platz, den die Kaiserlichen noch in Pommern besaßen, übergegangen und nunmehr das ganze Land von diesen schlimmen Feinden gereinigt sey. Er erschien selbst wieder in diesem Herzogthum, und genoß das entzückende

Schauspiel der allgemeinen Volksfreude, deren Schöpfer er war. Ein Jahr war jetzt verstrichen, daß Gustav Deutschland betreten hatte, und diese Begebenheit wurde in dem ganzen Herzogthume Pommern durch ein allgemeines Dankfest gefeiert. Kurz vorher hatte ihn der Czaar von Moskau durch Gesandte begrüßen, seine Freundschaft erneuern und sogar Hülfstruppen antragen lassen. Zu diesen friedfertigen Gesinnungen der Russen durfte er sich um so mehr Glück wünschen, je wichtiger es ihm war, bei dem gefahrvollen Kriege, dem er entgegenging, durch keinen feindlichen Nachbar beunruhigt zu werden. Nicht lange darauf landete die Königin Maria Eleonora, seine Gemahlin, mit einer Verstärkung von achttausend Schweden in Pommern; und die Ankunft von sechstausend Engländern unter der Anführung des Marquis von Hamilton darf um so weniger übergangen werden, da ihre Ankunft Alles ist, was die Geschichte von den Thaten der Engländer in dem dreißigjährigen Kriege zu berichten hat.

Pappenheim behauptete während des thüringischen Zugs des Tilly das Magdeburgische Gebiet, hatte aber nicht verhindern können, daß die Schweden nicht mehrmalen die Elbe passirten, einige kaiserliche Detachements niederhieben und mehrere Plätze in Besitz nahmen. Er selbst, von der Annäherung des Königs geängstigt, rief den Grafen Tilly auf das Dringendste zurück, und bewog ihn auch wirklich, in schnellen Märschen nach Magdeburg umzukehren. Tilly nahm sein Lager diesseits des Flusses zu Wolmirstädt; Gustav Adolph hatte das seinige auf eben dieser Seite bei

Werben, unweit dem Einfluß der Havel in die Elbe, bezogen. Gleich seine Ankunft in diesen Gegenden verkündigte dem Tilly nichts Gutes. Die Schweden zerstreuten drei seiner Regimenter, welche entfernt von der Hauptarmee in Dörfern postirt standen, nahmen die eine Hälfte ihrer Bagage hinweg und verbrannten die übrige. Umsonst näherte sich Tilly mit seiner Armee auf einen Kanonenschuß weit dem Lager des Königs, um ihm eine Schlacht anzubieten; Gustav, um die Hälfte schwächer als Tilly, vermied sie mit Weisheit; sein Lager war zu fest, um dem Feinde einen gewaltsamen Angriff zu erlauben. Es blieb bei einer bloßen Kanonade und einigen Scharmützeln, in welchen allen die Schweden die Oberhand behielten. Auf seinem Rückzuge nach Wolmirstädt verminderte sich die Armee des Tilly durch häufige Desertionen. Seit dem Blutbade zu Magdeburg floh ihn das Glück.

Desto ununterbrochener begleitete es von nun an den König von Schweden. Während er zu Werben im Lager stand, wurde das ganze Mecklenburg, bis auf wenige Plätze, durch seinen General Tott und den Herzog Adolph Friedrich erobert, und er genoß die königliche Lust, beide Herzoge in ihre Staaten wieder einzusetzen. Er reiste selbst nach Güstrow, wo die Einsetzung vor sich ging, um durch seine Gegenwart den Glanz dieser Handlung zu erheben. Von beiden Herzogen wurde, ihren Erretter in der Mitte und ein glänzendes Gefolge von Fürsten um sich her, ein festlicher Einzug gehalten, den die Freude der Unterthanen zu dem rührendsten Feste machte. Bald nach seiner Zurückkunft nach Werben erschien der Land-

graf von Heſſen-Kaſſel in ſeinem Lager, um ein enges Bündniß auf Vertheidigung und Angriff mit ihm zu ſchließen; der erſte regierende Fürſt in Deutſchland, der ſich von freien Stücken und öffentlich gegen den Kaiſer erklärte, aber auch durch die triftigſten Gründe dazu aufgefordert war. Landgraf Wilhelm machte ſich verbindlich, den Feinden des Königs als ſeinen eigenen zu begegnen, ihm ſeine Städte und ſein ganzes Land aufzuthun, Proviant und alles Nothwendige zu liefern. Dagegen erklärte ſich der König zu ſeinem Freunde und Beſchützer und verſprach, keinen Frieden einzugehen, ohne dem Landgrafen völlige Genugthuung von dem Kaiſer verſchafft zu haben. Beide Theile hielten redlich Wort. Heſſen-Kaſſel beharrte in dieſem langen Kriege bei der ſchwediſchen Allianz bis ans Ende, und es hatte Urſache, ſich im weſtphäliſchen Frieden der ſchwediſchen Freundſchaft zu rühmen.

Tilly, dem dieſer kühne Schritt des Landgrafen nicht lange verborgen blieb, ſchickte den Grafen Fugger mit einigen Regimentern gegen ihn; zugleich verſuchte er, die heſſiſchen Unterthanen durch aufrühreriſche Briefe gegen ihren Herrn zu empören. Seine Briefe fruchteten eben ſo wenig, als ſeine Regimenter, welche ihm nachher in der Breitenfelder Schlacht ſehr zur Unzeit fehlten — und die heſſiſchen Landſtände konnten keinen Augenblick zweifelhaft ſeyn, ob ſie den Beſchützer ihres Eigenthums dem Räuber deſſelben vorziehen ſollten.

Aber weit mehr als Heſſen-Kaſſel beunruhigte den kaiſerlichen General die zweideutige Geſinnung des Kurfürſten von Sachſen, der, des kaiſerlichen Verbots

ungeachtet, seine Rüstungen fortsetzte und den Leipziger Bund aufrechthielt. Jetzt, in dieser Nähe des Königs von Schweden, da es in kurzer Zeit zu einer entscheidenden Schlacht kommen mußte, schien es ihm äußerst bedenklich, Kursachsen in Waffen stehen zu lassen, jeden Augenblick bereit, sich für den Feind zu erklären. Eben hatte sich Tilly mit fünfundzwanzigtausend Mann alter Truppen verstärkt, welche ihm Fürstenberg zuführte, und voll Zuversicht auf seine Macht glaubte er, den Kurfürsten entweder durch das bloße Schrecken seiner Ankunft entwaffnen, oder doch ohne Mühe überwinden zu können. Ehe er aber sein Lager bei Wolmirstädt verließ, forderte er ihn durch eine eigene Gesandtschaft auf, sein Land den kaiserlichen Truppen zu öffnen, seine eigenen zu entlassen, oder mit der kaiserlichen Armee zu vereinigen und in Gemeinschaft mit ihr den König von Schweden aus Deutschland zu verjagen. Er brachte ihm in Erinnerung, daß Kursachsen bisher unter allen deutschen Ländern am meisten geschont worden sey, und bedrohte ihn im Weigerungsfalle mit der schrecklichsten Verheerung.

Tilly hatte zu diesem gebieterischen Antrage den ungünstigsten Zeitpunkt gewählt. Die Mißhandlung seiner Religions- und Bundesverwandten, Magdeburgs Zerstörung, die Ausschweifungen der Kaiserlichen in der Lausitz, Alles kam zusammen, den Kurfürsten gegen den Kaiser zu entrüsten. Gustav Adolphs Nähe, wie wenig Recht er auch an den Schutz dieses Fürsten haben mochte, belebte ihn mit Muth. Er verbat sich die kaiserlichen Einquartierungen, und erklärte seinen standhaften Entschluß, in Rüstung zu bleiben.

„So sehr es ihm auch auffallen müsse (setzte er hinzu), die kaiserliche Armee zu einer Zeit gegen seine Lande in Anmarsch zu sehen, wo diese Armee genug zu thun hätte, den König von Schweden zu verfolgen, so erwarte er dennoch nicht, anstatt der versprochenen und wohlverdienten Belohnungen mit Undank und mit dem Ruin seines Landes bezahlt zu werden." Den Abgesandten des Tilly, welche prächtig bewirthet wurden, gab er eine noch verständlichere Antwort auf den Weg. „Meine Herren," sagte er, „ich sehe wohl, daß man gesonnen ist, das lange gesparte sächsische Confect endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabei allerlei Nüsse und Schauessen aufzutragen, die hart zu beißen sind, und sehen Sie sich wohl vor, daß Sie sich die Zähne nicht daran ausbeißen."

Jetzt brach Tilly aus seinem Lager auf, rückte vor bis nach Halle unter fürchterlichen Verheerungen, und ließ von hier aus seinen Antrag an den Kurfürsten in noch dringenderm und drohenderm Ton erneuern. Erinnert man sich der ganzen bisherigen Denkungsart dieses Fürsten, der durch eigene Neigung und durch die Eingebungen seiner bestochenen Minister dem Interesse des Kaisers, selbst auf Unkosten seiner heiligsten Pflichten, ergeben war, den man bisher mit so geringem Aufwand von Kunst in Unthätigkeit erhalten, so muß man über die Verblendung des Kaisers oder seiner Minister erstaunen, ihrer bisherigen Politik gerade in dem bedenklichsten Zeitpunkte zu entsagen und durch ein gewaltthätiges Verfahren diesen so leicht zu lenkenden Fürsten aufs Aeußerste zu bringen. Oder war eben dieses die Absicht des Tilly? War es ihm darum

zu thun, einen zweideutigen Freund in einen offenbaren Feind zu verwandeln, um dadurch der Schonung überhoben zu seyn, welche der geheime Befehl des Kaisers ihm bisher gegen die Länder dieses Fürsten aufgelegt hatte? War es vielleicht gar die Absicht des Kaisers, den Kurfürsten zu einem feindseligen Schritt zu reizen, um seiner Verbindlichkeit dadurch quitt zu seyn und eine beschwerliche Rechnung mit guter Art zerreißen zu können? so müßte man nicht weniger über den verwegenen Uebermuth des Tilly erstaunen, der kein Bedenken trug, im Angesicht eines furchtbaren Feindes sich einen neuen zu machen, und über die Sorglosigkeit eben dieses Feldherrn, die Vereinigung beider ohne Widerstand zu gestatten.

Johann Georg, durch den Eintritt des Tilly in seine Staaten zur Verzweiflung gebracht, warf sich, nicht ohne großes Widerstreben, dem König von Schweden in die Arme.

Gleich nach Abfertigung der ersten Gesandtschaft des Tilly hatte er seinen Feldmarschall von Arnheim aufs Eilfertigste in Gustavs Lager gesendet, diesen langen vernachlässigten Monarchen um schleunige Hülfe anzugehen. Der König verbarg die innere Zufriedenheit, welche ihm diese sehnlich gewünschte Entwickelung gewährte. „Mir thut es leid um den Kurfürsten," gab er dem Abgesandten mit verstelltem Kaltsinn zur Antwort. „Hätte er meine wiederholten Vorstellungen geachtet, so würde sein Land keinen Feind gesehen haben und auch Magdeburg würde noch stehen. Jetzt, da die höchste Noth ihm keinen andern Ausweg mehr übrig läßt, jetzt wendet man sich an den König von

Schweden. Aber melden Sie ihm, daß ich weit entfernt sey, um des Kurfürsten von Sachsen willen mich und meine Bundesgenossen ins Verderben zu stürzen. Und wer leistet mir für die Treue eines Prinzen Gewähr, dessen Minister in österreichischem Solde stehen, und der mich verlassen wird, sobald ihm der Kaiser schmeichelt und seine Armee von den Gränzen zurückzieht? Tilly hat seitdem durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrößert, welches mich aber nicht hindern soll, ihm herzhaft entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß."

Der sächsische Minister wußte auf diese Vorwürfe nichts zu antworten, als daß es am besten gethan sey, geschehene Dinge in Vergessenheit zu begraben. Er drang in den König, sich über die Bedingungen zu erklären, unter welchen er Sachsen zu Hülfe kommen wollte, und verbürgte sich im voraus für die Gewährung derselben. „Ich verlange," erwiederte Gustav, „daß mir der Kurfürst die Festung Wittenberg einräume, mir seinen ältesten Prinzen als Geisel übergebe, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahle und mir die Verräther in seinem Ministerium ausliefere. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beistand zu leisten."

„Nicht nur Wittenberg," rief der Kurfürst, als ihm diese Antwort hinterbracht wurde, und trieb seinen Minister in das schwedische Lager zurück; „nicht bloß Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geisel übergeben; und wenn ihm das noch nicht genug ist, so will ich mich selbst ihm darbieten. Eilen Sie zurück

und sagen ihm, daß ich bereit sey, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, seiner Armee den verlangten Sold zu bezahlen, und Leben und Vermögen an die gute Sache zu setzen."

Der König hatte die neuen Gesinnungen Johann Georgs nur auf die Probe stellen wollen; von dieser Aufrichtigkeit gerührt, nahm er seine harten Forderungen zurück. „Das Mißtrauen," sagte er, „welches man in mich setzte, als ich Magdeburg zu Hülfe kommen wollte, hat das meinige erweckt; das jetzige Vertrauen des Kurfürsten verdient, daß ich es erwiedere. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee einen monatlichen Sold entrichtet, und ich hoffe, ihn auch für diese Ausgabe schadlos zu halten."

Gleich nach geschlossener Allianz ging der König über die Elbe, und vereinigte sich schon am folgenden Tage mit den Sachsen. Anstatt diese Vereinigung zu hindern, war Tilly gegen Leipzig vorgerückt, welches er aufforderte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. In Hoffnung eines schleunigen Entsatzes machte der Commandant, Hans von der Pforta, Anstalt, sich zu vertheidigen, und ließ zu dem Ende die hallische Vorstadt in die Asche legen. Aber der schlechte Zustand der Festungswerke machte den Widerstand vergeblich, und schon am zweiten Tage wurden die Thore geöffnet. Im Hause eines Todtengräbers, dem einzigen, welches in der hallischen Vorstadt stehen geblieben war, hatte Tilly sein Quartier genommen; hier unterzeichnete er die Capitulation, und hier wurde auch der Angriff des Königs von Schweden beschlossen. Beim Anblick der abgemalten Schädel und Gebeine, mit

denen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte, entfärbte sich Tilly. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

Unterdessen wurde zu Torgau von dem König von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen, in Beisein des Kurfürsten von Brandenburg, großer Kriegsrath gehalten. Eine Entschließung sollte jetzt gefaßt werden, welche das Schicksal Deutschlands und der evangelischen Religion, das Glück vieler Völker und das Loos ihrer Fürsten unwiderruflich bestimmte. Die Bangigkeit der Erwartung, die auch die Brust des Helden vor jeder großen Entscheidung beklemmt, schien jetzt die Seele Gustav Adolphs in einem Augenblick zu umwölken. „Wenn wir uns jetzt zu einer Schlacht entschließen," sagte er, „so steht nicht weniger als eine Krone und zwei Kurhüte auf dem Spiele. Das Glück ist wandelbar, und der unerforschliche Rathschluß des Himmels kann, unserer Sünden wegen, dem Feinde den Sieg verleihen. Zwar möchte meine Krone, wenn sie meine Armee und mich selbst auch verlöre, noch eine Schanze zum Besten haben. Weit entlegen, durch eine ansehnliche Flotte beschützt, in ihren Gränzen wohl verwahrt, und durch ein streitbares Volk vertheidigt, würde sie wenigstens vor dem Aergsten gesichert seyn. Wo aber Rettung für euch, denen der Feind auf dem Nacken liegt, wenn das Treffen verunglücken sollte?"

Gustav Adolph zeigte das bescheidene Mißtrauen eines Helden, den das Bewußtseyn seiner Stärke gegen die Größe der Gefahr nicht verblendet; Johann Georg die Zuversicht eines Schwachen, der einen

Helden an seiner Seite weiß. Voll Ungeduld, seine Lande von zwei beschwerlichen Armeen baldmöglichst befreit zu sehen, brannte er nach einer Schlacht, in welcher keine alte Lorbeern für ihn zu verlieren waren. Er wollte mit seinen Sachsen allein gegen Leipzig vorrücken und mit Tilly schlagen. Endlich trat Gustav Adolph seiner Meinung bei, und beschlossen war es, ohne Aufschub den Feind anzugreifen, ehe er die Verstärkungen, welche die Generale Altringer und Tiefenbach ihm zuführten, an sich gezogen hätte. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte über die Mulda, der Kurfürst von Brandenburg reiste wieder in sein Land.

Früh Morgens am 7ten September 1631 bekamen die feindlichen Armeen einander zu Gesichte. Tilly, entschlossen, die herbeieilenden Hülfstruppen zu erwarten, nachdem er versäumt hatte, die sächsische Armee vor ihrer Vereinigung mit den Schweden niederzuwerfen, hatte unweit Leipzig ein festes und vortheilhaftes Lager bezogen, wo er hoffen konnte, zu keiner Schlacht gezwungen zu werden. Das ungestüme Anhalten Pappenheims vermochte ihn endlich doch, sobald die feindlichen Armeen im Anzug begriffen waren, seine Stellung zu verändern und sich linker Hand gegen die Hügel hin zu ziehen, welche sich vom Dorfe Wahren bis nach Lindenthal erheben. Am Fuß dieser Anhöhen war seine Armee in einer einzigen Linie ausgebreitet; seine Artillerie, auf den Hügeln vertheilt, konnte die ganze große Ebene von Breitenfeld bestreichen. Von daher näherte sich in zwei Colonnen die schwedisch-sächsische Armee, und hatte bei

Podelwitz, einem vor der Tilly'schen Fronte liegenden Dorfe, die Lober zu passiren. Um ihr den Uebergang über diesen Bach zu erschweren, wurde Pappenheim mit zweitausend Küraſſieren gegen sie beordert, doch erst nach langem Widerstreben des Tilly, und mit dem ausdrücklichen Befehl, ja keine Schlacht anzufangen. Dieses Verbots ungeachtet, wurde Pappenheim mit dem schwedischen Vortrabe handgemein, aber nach einem kurzen Widerstand zum Rückzug genöthigt. Um den Feind aufzuhalten, steckte er Podelwitz in Brand, welches jedoch die beiden Armeen nicht hinderte, vorzurücken und ihre Schlachtordnung zu machen.

Zur Rechten stellten sich die Schweden, in zwei Treffen abgetheilt, das Fußvolk in der Mitte, in kleine Bataillons zerstückelt, welche leicht zu bewegen und, ohne die Ordnung zu stören, der schnellsten Wendungen fähig waren; die Reiterei auf den Flügeln, auf ähnliche Art in kleine Schwadronen abgesondert und durch mehrere Haufen Musketiers unterbrochen, welche ihre schwache Anzahl verbergen und die feindlichen Reiter herunter schießen sollten. In der Mitte commandirte der Oberste Teufel, auf dem linken Flügel Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten, dem Grafen Pappenheim gegenüber.

Die Sachsen standen durch einen breiten Zwischenraum von den Schweden getrennt; eine Veranstaltung Gustavs, welche der Ausgang rechtfertigte. Den Plan der Schlachtordnung hatte der Kurfürst selbst mit seinem Feldmarschall entworfen, und der König sich bloß begnügt, ihn zu genehmigen. Sorgfältig,

schien es, wollte er die schwedische Tapferkeit von der sächsischen absondern, und das Glück vermengte sie nicht.

Unter den Anhöhen gegen Abend breitete sich der Feind aus in einer langen unübersehbaren Linie, welche weit genug reichte, das schwedische Heer zu überflügeln; das Fußvolk in große Bataillons abgetheilt, die Reiterei in eben so große unbehülfliche Schwadronen. Sein Geschütz hatte er hinter sich auf den Anhöhen, und so stand er unter dem Gebiete seiner eigenen Kugeln, die über ihn hinweg ihren Bogen machten. Aus dieser Stellung des Geschützes, wenn anders dieser ganzen Nachricht zu trauen ist, sollte man beinahe schließen, daß Tilly's Absicht vielmehr gewesen sey, den Feind zu erwarten, als anzugreifen, da diese Anordnung es ihm unmöglich machte, in die feindlichen Glieder einzubrechen, ohne sich in das Feuer seiner eigenen Kanonen zu stürzen. Tilly selbst befehligte das Mittel, Pappenheim den linken Flügel, den rechten der Graf von Fürstenberg. Sämmtliche Truppen des Kaisers und der Ligue betrugen an diesem Tage nicht über vierunddreißig bis fünfunddreißigtausend Mann; von gleicher Stärke war die vereinigte Armee der Schweden und Sachsen.

Aber wäre auch eine Million der andern gegenüber gestanden — es hätte diesen Tag blutiger, nicht wichtiger, nicht entscheidender machen können. Dieser Tag war es, um dessentwillen Gustav das baltische Meer durchschiffte, auf entlegener Erde der Gefahr nachjagte, Krone und Leben dem untreuen Glück anvertraute. Die zwei größten Heerführer ihrer Zeit, beide bis hieher unüberwunden, sollen jetzt in einem

lange vermiedenen Kampfe mit einander ihre letzte Probe beſtehen; einer von beiden muß ſeinen Ruhm auf dem Schlachtfelde zurücklaſſen. Beide Hälften von Deutſchland haben mit Furcht und Zittern dieſen Tag herannahen ſehen; bang erwartet die ganze Mitwelt den Ausſchlag deſſelben, und die ſpäte Nachwelt wird ihn ſegnen oder beweinen.

Die Entſchloſſenheit, welche den Grafen Tilly ſonſt nie verließ, fehlte ihm an dieſem Tage. Kein feſter Vorſatz, mit dem König zu ſchlagen, eben ſo wenig Standhaftigkeit, es zu vermeiden. Wider ſeinen Willen riß ihn Pappenheim dahin. Nie gefühlte Zweifel kämpften in ſeiner Bruſt, ſchwarze Ahnungen umwölkten ſeine immer freie Stirn. Der Geiſt von Magdeburg ſchien über ihm zu ſchweben.

Ein zweiſtündiges Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht. Der Wind wehte von Abend und trieb aus dem friſch beackerten, ausgedörrten Gefilde dicke Wolken von Staub und Pulverrauch den Schweden entgegen. Dies bewog den König, ſich unvermerkt gegen Norden zu ſchwenken, und die Schnelligkeit, mit der ſolches ausgeführt war, ließ dem Feinde nicht Zeit, es zu verhindern.

Endlich verließ Tilly ſeine Hügel und wagte den erſten Angriff auf die Schweden; aber von der Heftigkeit ihres Feuers wendete er ſich zur Rechten und fiel in die Sachſen mit ſolchem Ungeſtüm, daß ihre Glieder ſich trennten und Verwirrung das ganze Heer ergriff. Der Kurfürſt ſelbſt beſann ſich erſt in Eilenburg wieder; wenige Regimenter hielten noch eine Zeit lang auf dem Schlachtfelde Stand und retteten durch ihren

männlichen Widerstand die Ehre der Sachsen. Kaum sah man diese in Unordnung gerathen, so stürzten die Croaten zur Plünderung, und Eilboten wurden schon abgefertigt, die Zeitung des Siegs zu München und Wien zu verkündigen.

Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Graf Pappenheim mit der ganzen Stärke seiner Reiterei, aber ohne ihn zum Wanken zu bringen. Hier commandirte der König selbst, und unter ihm der General Banner. Siebenmal erneuerte Pappenheim seinen Angriff, und siebenmal schlug man ihn zurück. Er entfloh mit einem großen Verlust und überließ das Schlachtfeld dem Sieger.

Unterdessen hatte Tilly den Ueberrest der Sachsen niedergeworfen und brach nunmehr in den linken Flügel der Schweden mit seinen siegenden Truppen. Diesem Flügel hatte der König, sobald sich die Verwirrung unter dem sächsischen Heere entdeckte, mit schneller Besonnenheit drei Regimenter zur Verstärkung gesendet, um die Flanke zu decken, welche die Flucht der Sachsen entblößte. Gustav Horn, der hier das Commando führte, leistete den feindlichen Küraſſiers einen herzhaften Widerstand, den die Vertheilung des Fußvolks zwischen den Schwadronen nicht wenig unterstützte. Schon fing der Feind an zu ermatten, als Gustav Adolph erschien, dem Treffen den Ausschlag zu geben. Der linke Flügel der Kaiserlichen war geschlagen, und seine Truppen, die jetzt keinen Feind mehr hatten, konnten anderswo besser gebraucht werden. Er schwenkte sich also mit seinem rechten Flügel und dem Hauptcorps zur Linken und griff die Hügel

an, auf welche das feindliche Geſchütz gepflanzt war. In kurzer Zeit war es in ſeinen Händen, und der Feind mußte jetzt das Feuer ſeiner eigenen Kanonen erfahren.

Auf ſeiner Flanke das Feuer des Geſchützes, von vorne den fürchterlichen Andrang der Schweden, trennte ſich das nie überwundene Heer. Schneller Rückzug war Alles, was dem Tilly nun übrig blieb; aber der Rückzug ſelbſt mußte mitten durch den Feind genommen werden. Verwirrung ergriff jetzt die ganze Armee, vier Regimenter ausgenommen grauer verſuchter Soldaten, welche nie von einem Schlachtfelde geflohen waren und es auch jetzt nicht wollten. In geſchloſſenen Gliedern drangen ſie mitten durch die ſiegende Armee und erreichten fechtend ein kleines Gehölz, wo ſie aufs neue Fronte gegen die Schweden machten und bis zu einbrechender Nacht, bis ſie auf ſechshundert geſchmolzen waren, Widerſtand leiſteten. Mit ihnen entfloh der ganze Ueberreſt des Tilly'ſchen Heers, und die Schlacht war entſchieden.

Mitten unter Verwundeten und Todten warf Guſtav Adolph ſich nieder, und die erſte feurigſte Siegesfreude ergoß ſich in einem glühenden Gebete. Den flüchtigen Feind ließ er, ſo weit das tiefe Dunkel der Nacht es verſtattete, durch ſeine Reiterei verfolgen. Das Geläute der Sturmglocken brachte in allen umliegenden Dörfern das Landvolk in Bewegung, und verloren war der Unglückliche, der dem ergrimmten Bauer in die Hände fiel. Mit dem übrigen Heere lagerte ſich der König zwiſchen dem Schlachtfeld und Leipzig, da es nicht möglich war, die Stadt noch in

derſelben Nacht anzugreifen. Siebentauſend waren von den Feinden auf dem Platze geblieben, über fünftauſend theils gefangen, theils verwundet. Ihre ganze Artillerie, ihr ganzes Lager war erobert, über hundert Fahnen und Standarten erbeutet. Von den Sachſen wurden zweitauſend, von den Schweden nicht über ſiebenhundert vermißt. Die Niederlage der Kaiſerlichen war ſo groß, daß Tilly auf ſeiner Flucht nach Halle und Halberſtadt nicht über ſechshundert Mann, Papenheim nicht über vierzehnhundert zuſammen bringen konnte. So ſchnell war dieſes furchtbare Heer zergangen, welches noch kürzlich ganz Italien und Deutſchland in Schrecken geſetzt hatte.

Tilly ſelbſt dankte ſeine Rettung nur dem Ungefähr. Obgleich von vielen Wunden ermattet, wollte er ſich einem ſchwediſchen Rittmeiſter, der ihn einholte, nicht gefangen geben, und ſchon war dieſer im Begriff, ihn zu tödten, als ein Piſtolenſchuß ihn noch zu rechter Zeit zu Boden ſtreckte. Aber ſchrecklicher als Todesgefahr und Wunden war ihm der Schmerz, ſeinen Ruhm zu überleben und an einem einzigen Tage die Arbeit eines ganzen langen Lebens zu verlieren. Nichts waren jetzt alle ſeine vergangenen Siege, da ihm der einzige entging, der jenen allen erſt die Krone aufſetzen ſollte. Nichts blieb ihm übrig von ſeinen glänzenden Kriegsthaten, als die Flüche der Menſchheit, von denen ſie begleitet waren. Von dieſem Tage an gewann Tilly ſeine Heiterkeit nicht wieder, und das Glück kehrte nicht mehr zu ihm zurück. Selbſt ſeinen letzten Troſt, die Rache, entzog ihm das ausdrückliche Verbot ſeines Herrn, kein

entſcheidendes Treffen mehr zu wagen. — Drei Fehler ſind es vorzüglich, denen das Unglück dieſes Tages beigemeſſen wird: daß er ſein Geſchütz hinter die Armee auf die Hügel pflanzte, daß er ſich nachher von dieſen Hügeln entfernte und daß er den Feind ungehindert ſich in Schlachtordnung ſtellen ließ. Aber wie bald waren dieſe Fehler, ohne die kaltblütige Beſonnenheit, ohne das überlegene Genie ſeines Gegners verbeſſert — Tilly entfloh eilig von Halle nach Halberſtadt, wo er ſich kaum Zeit nahm, die Heilung von ſeinen Wunden abzuwarten, und gegen die Weſer eilte, ſich mit den kaiſerlichen Beſatzungen in Niederſachſen zu verſtärken.

Der Kurfürſt von Sachſen hatte nicht geſäumt, ſogleich nach überſtandener Gefahr im Lager des Königs zu erſcheinen. Der König dankte ihm, daß er zur Schlacht gerathen hätte, und Johann Georg, überraſcht von dieſem gütigen Empfang, verſprach ihm in der erſten Freude — die römiſche Königskrone. Gleich den folgenden Tag rückte Guſtav gegen Merſeburg, nachdem er es dem Kurfürſten überlaſſen hatte, Leipzig wieder zu erobern. Fünftauſend Kaiſerliche, welche ſich wieder zuſammengezogen hatten und ihm unterwegs in die Hände fielen, wurden theils niedergehauen, theils gefangen, und die meiſten von dieſen traten in ſeinen Dienſt. Merſeburg ergab ſich ſogleich; bald darauf wurde Halle erobert, wo ſich der Kurfürſt von Sachſen nach der Einnahme von Leipzig bei dem Könige einfand, um über den künftigen Operationsplan das Weitere zu berathſchlagen.

Erfochten war der Sieg, aber nur eine weiſe

Benutzung konnte ihn entſcheidend machen. Die kaiſerliche Armee war aufgerieben, Sachſen ſah keinen Feind mehr, und der flüchtige Tilly hatte ſich nach Braunſchweig gezogen. Ihn bis dahin zu verfolgen, hätte den Krieg in Niederſachſen erneuert, welches von den Drangſalen des vorhergehenden Krieges kaum erſtanden war. Es wurde alſo beſchloſſen, den Krieg in die feindlichen Lande zu wälzen, welche, unvertheidigt und offen bis nach Wien, den Sieger einluden. Man konnte zur Rechten in die Länder der katholiſchen Fürſten fallen, man konnte zur Linken in die kaiſerlichen Erbſtaaten dringen und den Kaiſer ſelbſt in ſeiner Reſidenz zittern machen. Beides wurde erwählt, und jetzt war die Frage, wie die Rollen vertheilt werden ſollten. Guſtav Adolph, an der Spitze einer ſiegenden Armee, hätte von Leipzig bis Prag, Wien und Preßburg wenig Widerſtand gefunden. Böhmen, Mähren, Oeſterreich, Ungarn waren von Vertheidigern entblößt, die unterdrückten Proteſtanten dieſer Länder nach einer Veränderung lüſtern; der Kaiſer ſelbſt nicht mehr ſicher in ſeiner Burg; in dem Schrecken des erſten Ueberfalls hätte Wien ſeine Thore geöffnet. Mit den Staaten, die er dem Feind entzog, vertrockneten dieſem auch die Quellen, aus denen der Krieg beſtritten werden ſollte, und bereitwillig hätte ſich Ferdinand zu einem Frieden verſtanden, der einen furchtbaren Feind aus dem Herzen ſeiner Staaten entfernte. Einem Eroberer hätte dieſer kühne Kriegsplan geſchmeichelt, und vielleicht auch ein glücklicher Erfolg ihn gerechtfertigt. Guſtav Adolph, eben ſo vorſichtig als kühn, und mehr Staatsmann als

Eroberer, verwarf ihn, weil er einen höheren Zweck zu verfolgen fand, weil er dem Glück und der Tapferkeit allein den Ausschlag nicht anvertrauen wollte.

Erwählte Gustav den Weg nach Böhmen, so mußte Franken und der Oberrhein dem Kurfürsten von Sachsen überlassen werden. Aber schon fing Tilly an, aus den Trümmern seiner geschlagenen Armee, aus den Besatzungen in Niedersachsen und den Verstärkungen, die ihm zugeführt wurden, ein neues Heer an der Weser zusammen zu ziehen, an dessen Spitze er wohl schwerlich lange säumen konnte, den Feind aufzusuchen. Einem so erfahrenen General durfte kein Arnheim entgegen gestellt werden, von dessen Fähigkeiten die Leipziger Schlacht ein sehr zweideutiges Zeugniß ablegte. Was halfen aber dem König noch so rasche und glänzende Fortschritte in Böhmen und Oesterreich, wenn Tilly in den Reichslanden wieder mächtig wurde, wenn er den Muth der Katholischen durch neue Siege belebte und die Bundesgenossen des Königs entwaffnete? Wozu diente es ihm, den Kaiser aus seinen Erbstaaten vertrieben zu haben, wenn Tilly eben diesem Kaiser Deutschland eroberte? Konnte er hoffen, den Kaiser mehr zu bedrängen, als vor zwölf Jahren der böhmische Aufruhr gethan hatte, der doch die Standhaftigkeit dieses Prinzen nicht erschütterte, der seine Hülfsquellen nicht erschöpfte, aus dem er nur desto furchtbarer erstand?

Weniger glänzend, aber weit gründlicher waren die Vortheile, welche er von einem persönlichen Einfall in die liguistischen Länder zu erwarten hatte. Entscheidend war hier seine gewaffnete Ankunft. Eben waren die

Fürſten, des Reſtitutionsedicts wegen, auf einem Reichstage zu Frankfurt verſammelt, wo Ferdinand alle Künſte ſeiner argliſtigen Politik in Bewegung ſetzte, die in Furcht geſetzten Proteſtanten zu einem ſchnellen und nachtheiligen Vergleich zu bereden. Nur die Annäherung ihres Beſchützers konnte ſie zu einem ſtandhaften Widerſtand ermuntern und die Anſchläge des Kaiſers zernichten. Guſtav Adolph konnte hoffen, alle dieſe mißvergnügten Fürſten durch ſeine ſiegreiche Gegenwart zu vereinigen, die übrigen durch das Schrecken ſeiner Waffen von dem Kaiſer zu trennen. Hier, im Mittelpunkte Deutſchlands, zerſchnitt er die Nerven der kaiſerlichen Macht, die ſich ohne den Beiſtand der Ligue nicht behaupten konnte. Hier konnte er Frankreich, einen zweideutigen Bundesgenoſſen, in der Nähe bewachen; und wenn ihm zu Erreichung eines geheimen Wunſches die Freundſchaft der katholiſchen Kurfürſten wichtig war, ſo mußte er ſich vor allen Dingen zum Herrn ihres Schickſals machen, um durch eine großmüthige Schonung ſich einen Anſpruch auf ihre Dankbarkeit zu erwerben.

Er erwählte alſo für ſich ſelbſt den Weg nach Franken und dem Rhein und überließ dem Kurfürſten von Sachſen die Eroberung Böhmens.

Zweiter Theil.

Drittes Buch.

Die glorreiche Schlacht Guſtav Adolphs bei Leipzig hatte in dem ganzen nachfolgenden Betragen dieſes Monarchen, ſo wie in der Denkart ſeiner Feinde und Freunde, eine große Veränderung bewirkt. Er hatte ſich jetzt mit dem größten Heerführer ſeiner Zeit gemeſſen, er hatte die Kraft ſeiner Taktik und den Muth ſeiner Schweden an dem Kern der kaiſerlichen Truppen, den geübteſten Europens, verſucht und in dieſem Wettkampf überwunden. Von dieſem Augenblicke an ſchöpfte er eine feſte Zuverſicht zu ſich ſelbſt, und Zuverſicht iſt die Mutter großer Thaten. Man bemerkt fortan in allen Kriegsunternehmungen des ſchwediſchen Königs einen kühnern und ſicherern Schritt, mehr Entſchloſſenheit auch in den mißlichſten Lagen, eine ſtolzere Sprache gegen ſeine Feinde, mehr Selbſtgefühl gegen ſeine Bundesgenoſſen, und in ſeiner Milde ſelbſt mehr die Herablaſſung des Gebieters. Seinem natürlichen Muth kam der andächtige Schwung ſeiner Einbildung zu Hülfe; gern verwechſelte er ſeine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tilly's Niederlage ein entſcheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil ſeiner Gegner, in ſich ſelbſt aber ein Werkzeug

der göttlichen Rache. Seine Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schooße gesehen hatte. Der kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme hatten schon seit undenklichen Zeiten die Länderſucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Gränzen dieses weitläuftigen Staatskörpers gestürmt hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruch verschont geblieben. Von jeher genoß dieses Reich das zweideutige Vorrecht, nur sein eigener Feind zu seyn und von außen unüberwunden zu bleiben. Auch jetzt war es bloß die Uneinigkeit seiner Glieder und ein unduldsamer Glaubenseifer, was dem schwedischen Eroberer die Brücke in seine innersten Staaten baute. Aufgelöst war längst schon das Band unter den Ständen, wodurch allein das Reich unbezwinglich war, und von Deutschland selbst entlehnte Gustav Adolph die Kräfte, womit er Deutschland sich unterwürfig machte. Mit so viel Klugheit als Muth benutzte er, was ihm die Gunst des Augenblicks darbot, und gleich geschickt im Cabinet, wie im Felde, zerriß er die Fallstricke einer hinterlistigen Staatskunst, wie er die Mauern der Städte mit dem Donner seines Geschützes zu Boden stürzte. Unaufgehalten verfolgte er seine Siege von einer Gränze Deutschlands zur andern, ohne den Ariadnischen Faden zu verlieren, der ihn sicher zurückleiten konnte, und an

den Ufern des Rheins, wie an der Mündung des Lechs hörte er niemals auf, seinen Erbländern nahe zu bleiben.

Die Bestürzung des Kaisers und der katholischen Ligue über die Niederlage des Tilly bei Leipzig konnte kaum größer seyn, als das Erstaunen und die Verlegenheit der schwedischen Bundesgenossen über das unerwartete Glück des Königs. Es war größer, als man berechnet, größer als man gewünscht hatte. Vernichtet war auf einmal das furchtbare Heer, das seine Fortschritte gehemmt, seinem Ehrgeiz Schranken gesetzt, ihn von ihrem guten Willen abhängig gemacht hatte. Einzig, ohne Nebenbuhler, ohne einen ihm gewachsenen Gegner, stand er jetzt da in der Mitte von Deutschland; nichts konnte seinen Lauf aufhalten, nichts seine Anmaßungen beschränken, wenn die Trunkenheit des Glücks ihn zum Mißbrauch versuchen sollte. Hatte man anfangs vor der Uebermacht des Kaisers gezittert, so war jetzt nicht viel weniger Grund vorhanden, von dem Ungestüm eines fremden Eroberers Alles für die Reichsverfassung, von dem Religionseifer eines protestantischen Königs Alles für die katholische Kirche Deutschlands zu fürchten. Das Mißtrauen und die Eifersucht einiger von den verbundenen Mächten, durch die größere Furcht vor dem Kaiser auf eine Zeit lang eingeschläfert, erwachte bald wieder, und kaum hatte Gustav Adolph durch seinen Muth und sein Glück ihr Vertrauen gerechtfertigt, so wurde von ferne schon an dem Umsturz seiner Entwürfe gearbeitet. In beständigem Kampfe mit der Hinterlist der Feinde und dem Mißtrauen seiner eigenen Bundesverwandten mußte er seine Siege

erringen; aber ſein entſchloſſener Muth, ſeine tiefdringende Klugheit machte ſich durch alle dieſe Hinderniſſe Bahn. Indem der glückliche Erfolg ſeiner Waffen ſeine mächtigern Alliirten, Frankreich und Sachſen, beſorglich machte, belebte er den Muth der Schwächern, die ſich jetzt erſt erdreiſteten, mit ihren wahren Geſinnungen an das Licht zu treten und öffentlich ſeine Partei zu ergreifen. Sie, welche weder mit Guſtav Adolphs Größe wetteifern, noch durch ſeine Ehrbegier leiden konnten, erwarteten deſto mehr von der Großmuth dieſes mächtigen Freundes, der ſie mit dem Raub ihrer Feinde bereicherte und gegen die Unterdrückung der Mächtigen in Schutz nahm. Seine Stärke verbarg ihre Unmacht, und unbedeutend für ſich ſelbſt, erlangten ſie ein Gewicht durch ihre Vereinigung mit dem ſchwediſchen Helden. Dies war der Fall mit den meiſten Reichsſtädten und überhaupt mit den ſchwächern proteſtantiſchen Ständen. Sie waren es, die den König in das Innere von Deutſchland führten und die ihm den Rücken deckten, die ſeine Heere verſorgten, ſeine Truppen in ihre Feſtungen aufnahmen, in ſeinen Schlachten ihr Blut für ihn verſpritzten. Seine ſtaatskluge Schonung des deutſchen Stolzes, ſein leutſeliges Betragen, einige glänzende Handlungen der Gerechtigkeit, ſeine Achtung für die Geſetze, waren eben ſo viele Feſſeln, die er dem beſorglichen Geiſte der deutſchen Proteſtanten anlegte, und die ſchreienden Barbareien der Kaiſerlichen, der Spanier und der Lothringer wirkten kräftig mit, ſeine und ſeiner Truppen Mäßigung in das günſtigſte Licht zu ſetzen.

Wenn Guſtav Adolph ſeinem eigenen Genie das

Meiſte zu danken hatte, ſo darf man doch nicht in Abrede ſeyn, daß das Glück und die Lage der Umſtände ihn nicht wenig begünſtigten. Er hatte zwei große Vortheile auf ſeiner Seite, die ihm ein entſcheidendes Uebergewicht über den Feind verſchafften. Indem er den Schauplatz des Kriegs in die liguiſtiſchen Länder verſetzte, die junge Mannſchaft derſelben an ſich zog, ſich mit Beute bereicherte und über die Einkünfte der geflüchteten Fürſten als über ſein Eigenthum ſchaltete, entzog er dem Feinde alle Hülfsmittel, ihm mit Nachdruck zu widerſtehen, und ſich ſelbſt machte er es dadurch möglich, einen koſtbaren Krieg mit wenigem Aufwand zu unterhalten. Wenn ferner ſeine Gegner, die Fürſten der Ligue, unter ſich ſelbſt getheilt, von ganz verſchiedenem, oft ſtreitendem Intereſſe geleitet, ohne Einſtimmigkeit und eben darum auch ohne Nachdruck handelten; wenn es ihren Feldherren an Vollmacht, ihren Truppen an Gehorſam, ihren zerſtreuten Heeren an Zuſammenhang fehlte; wenn der Heerführer von dem Geſetzgeber und Staatsmann getrennt war: ſo war hingegen in Guſtav Adolph Beides vereinigt, er die einzige Quelle, aus welcher alle Autorität floß, das einzige Ziel, auf welches der handelnde Krieger die Augen richtete, er allein die Seele ſeiner ganzen Partei, der Schöpfer des Kriegsplans und zugleich der Vollſtrecker deſſelben. In ihm erhielt alſo die Sache der Proteſtanten eine Einheit und Harmonie, welche durchaus der Gegenpartei mangelte. Kein Wunder, daß, von ſolchen Vortheilen begünſtigt, an der Spitze einer ſolchen Armee, mit einem ſolchen Genie begabt, ſie zu gebrauchen, und von einer ſolchen

politiſchen Klugheit geleitet, Guſtav Adolph unwiderſtehlich war.

In der einen Hand das Schwert, in der andern die Gnade, ſieht man ihn jetzt Deutſchland von einem Ende zum andern als Eroberer, Geſetzgeber und Richter durchſchreiten, in nicht viel mehr Zeit durchſchreiten, als ein Anderer gebraucht hätte, es auf einer Luſtreiſe zu beſehen; gleich dem gebornen Landesherrn werden ihm von Städten und Feſtungen die Schlüſſel entgegen getragen. Kein Schloß iſt ihm unerſteiglich, kein Strom hemmt ſeine ſiegreiche Bahn, oft ſiegt er ſchon durch ſeinen gefürchteten Namen. Längs dem ganzen Mainſtrom ſieht man die ſchwediſchen Fahnen aufgepflanzt, die untere Pfalz iſt frei, die Spanier und Lothringer ſind über den Rhein und die Moſel gewichen. Ueber die kurmainziſchen, würzburgiſchen und bambergiſchen Lande haben ſich Schweden und Heſſen wie eine reißende Flut ergoſſen, und drei flüchtige Biſchöfe büßen, ferne von ihren Sitzen, ihre unglückliche Ergebenheit gegen den Kaiſer. Die Reihe trifft endlich auch den Anführer der Ligue, Maximilian, auf ſeinem eigenen Boden das Elend zu erfahren, das er Andern bereitet hatte. Weder das abſchreckende Schickſal ſeiner Bundesgenoſſen, noch die gütlichen Anerbietungen Guſtavs, der mitten im Laufe ſeiner Eroberungen die Hände zum Frieden bot, hatten die Hartnäckigkeit dieſes Prinzen beſiegen können. Ueber den Leichnam des Tilly, der ſich wie ein bewachender Cherub vor den Eingang derſelben ſtellt, wälzt ſich der Krieg in die bayeriſchen Lande. Gleich den Ufern des Rheins, wimmeln jetzt die Ufer des Lechs und

der Donau von schwedischen Kriegern; in seine festen Schlösser verkrochen, überläßt der geschlagene Kurfürst seine entblößten Staaten dem Feinde, den die gesegneten, von keinem Krieg noch verheerten Fluren zum Raube, und die Religionswuth des bayerischen Landmanns zu gleichen Gewaltthaten einladen. München selbst öffnet seine Thore dem unüberwindlichen König, und der flüchtige Pfalzgraf Friedrich der Fünfte tröstet sich einige Augenblicke in der verlassenen Residenz seines Nebenbuhlers über den Verlust seiner Länder.

Indem Gustav Adolph in den südlichen Gränzen des Reichs seine Eroberungen ausbreitet und mit unaufhaltsamer Gewalt jeden Feind vor sich niederwirft, werden von seinen Bundesgenossen und Feldherren ähnliche Triumphe in den übrigen Provinzen erfochten. Niedersachsen entzieht sich dem kaiserlichen Joche; die Feinde verlassen Mecklenburg; von allen Ufern der Weser und Elbe weichen die österreichischen Garnisonen. In Westphalen und am obern Rhein macht sich Landgraf Wilhelm von Hessen, in Thüringen die Herzoge von Weimar, in Kur-Trier die Franzosen furchtbar; ostwärts wird beinahe das ganze Königreich Böhmen von den Sachsen bezwungen. Schon rüsten sich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkt der österreichischen Lande will sich ein gefährlicher Aufruhr entzünden. Trostlos blickt Kaiser Ferdinand an allen Höfen Europens umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beistand zu stärken. Umsonst ruft er die Waffen der Spanier herbei, welche die niederländische Tapferkeit jenseits des

Rheins beschäftiget; umsonst strebt er, den römischen Hof und die ganze katholische Kirche zu seiner Rettung aufzubieten. Der beleidigte Papst spottet mit gepräng-vollen Processionen und eitlen Anathemen der Verlegenheit Ferdinands, und statt des geforderten Geldes zeigt man ihm Mantua's verwüstete Fluren.

Von allen Enden seiner weitläuftigen Monarchie umfangen ihn feindliche Waffen; mit den voran liegenden liguistischen Staaten, welche der Feind überschwemmt hat, sind alle Brustwehren eingestürzt, hinter welchen sich die österreichische Macht so lange Zeit sicher wußte, und das Kriegsfeuer lodert schon nahe an den unvertheidigten Gränzen. Entwaffnet sind seine eifrigsten Bundesgenossen; Maximilian von Bayern, seine mächtigste Stütze, kaum noch fähig, sich selbst zu vertheidigen. Seine Armeen, durch Desertion und wiederholte Niederlagen geschmolzen und durch ein langes Mißgeschick muthlos, haben unter geschlagenen Generalen jenes kriegerische Ungestüm verlernt, das, eine Frucht des Siegs, im voraus den Sieg versichert. Die Gefahr ist die höchste; nur ein außerordentliches Mittel kann die kaiserliche Macht aus ihrer tiefen Erniedrigung reißen. Das dringendste Bedürfniß ist ein Feldherr, und den Einzigen, von dem die Wiederherstellung des vorigen Ruhms zu erwarten steht, hat die Kabale des Neides von der Spitze der Armee hinweggerissen. So tief sank der so furchtbare Kaiser herab, daß er mit seinem beleidigten Diener und Unterthan beschämende Verträge errichten, und dem hochmüthigen Friedland eine Gewalt, die er ihm schimpflich raubte, schimpflicher jetzt aufdringen muß. Ein neuer Geist

fängt jetzt an, den halb erstorbenen Körper der österreichischen Macht zu beseelen, und die schnelle Umwandlung der Dinge verräth die feste Hand, die sie leitet. Dem unumschränkten König von Schweden steht jetzt ein gleich unumschränkter Feldherr gegenüber, ein siegreicher Held dem siegreichen Helden. Beide Kräfte ringen wieder in zweifelhaftem Streit, und der Preis des Krieges, zur Hälfte schon von Gustav Adolph erfochten, wird einem neuen und schwereren Kampfe unterworfen. Im Angesicht Nürnbergs lagern sich zwei Gewitter tragende Wolken, beide kämpfende Armeen drohend gegen einander; beide sich mit fürchtender Achtung betrachtend, beide nach dem Augenblicke dürstend, beide vor dem Augenblick zagend, der sie im Sturme mit einander vermengen wird. Europens Augen heften sich mit Furcht und Neugier auf diesen wichtigen Schauplatz, und das geängstigte Nürnberg erwartet schon, einer noch entscheidendern Feldschlacht, als sie bei Leipzig geliefert ward, den Namen zu geben. Auf einmal bricht sich das Gewölke, das Kriegsgewitter verschwindet aus Franken, um sich in Sachsens Ebenen zu entladen. Ohnweit Lützen fällt der Donner nieder, der Nürnberg bedrohte, und die schon halb verlorne Schlacht wird durch den königlichen Leichnam gewonnen. Das Glück, das ihn auf seinem ganzen Laufe nie verlassen hatte, begnadigt den König auch im Tode noch mit der seltenen Gunst, in der Fülle seines Ruhms und in der Reinigkeit seines Namens zu sterben. Durch einen zeitigen Tod flüchtete ihn sein schützender Genius vor dem unvermeidlichen Schicksal der Menschheit, auf der Höhe des Glücks die

Bescheidenheit, in der Fülle der Macht die Gerechtigkeit zu verlernen. Es ist uns erlaubt, zu zweifeln, ob er bei längerem Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten Eroberer zollt. Bei dem frühen Fall ihres großen Führers fürchtet man den Untergang der ganzen Partei — aber der weltregierenden Macht ist kein einzelner Mann unersetzlich. Zwei große Staatsmänner, Axel Oxenstierna in Deutschland und in Frankreich Richelieu, übernehmen das Steuer des Krieges, das dem sterbenden Helden entfällt; über ihn hinweg wandelt das unempfindliche Schicksal, und noch sechzehn volle Jahre lodert die Kriegsflamme über dem Staube des längst Vergessenen.

Man erlaube mir, in einer kurzen Uebersicht den siegreichen Marsch Gustav Adolphs zu verfolgen, den ganzen Schauplatz, auf welchem er allein handelnder Held ist, mit schnellen Blicken zu durcheilen, und dann erst, wenn, durch das Glück der Schweden aufs Aeußerste gebracht und durch eine Reihe von Unglücksfällen gebeugt, Oesterreich von der Höhe seines Stolzes zu erniedrigenden und verzweifelten Hülfsmitteln herab steigt, den Faden der Geschichte zu dem Kaiser zurück zu führen.

Nicht sobald ward der Kriegsplan zwischen dem König von Schweden und dem Kurfürsten von Sachsen zu Halle entworfen, und für den letztern der Angriff auf Böhmen, für Gustav Adolph der Einfall in die liguistischen Länder bestimmt, nicht sobald die Allianzen mit den benachbarten Fürsten von Weimar

und von Anhalt geschlossen und zu Wiedereroberung des Magdeburgischen Stiftes die Vorkehrungen gemacht, als sich der König zu seinem Einmarsch in das Reich in Bewegung setzte. Keinem verächtlichen Feinde ging er jetzt entgegen. Der Kaiser war noch mächtig im Reich; durch ganz Franken, Schwaben und die Pfalz waren kaiserliche Besatzungen ausgebreitet, denen jeder bedeutende Ort erst mit dem Schwert in der Hand entrissen werden mußte. Am Rhein erwarteten ihn die Spanier, welche alle Lande des vertriebenen Pfalzgrafen überschwemmt hatten, alle festen Plätze besetzt hielten, ihm jeden Uebergang über diesen Strom streitig machten. Hinter seinem Rücken war Tilly, der schon neue Kräfte sammelte; bald sollte auch ein lothringisches Hülfsheer zu dessen Fahnen stoßen. In der Brust jedes Papisten setzte sich ihm ein erbitterter Feind, Religionshaß, entgegen; und doch ließen ihn seine Verhältnisse mit Frankreich nur mit halber Freiheit gegen die Katholischen handeln. Gustav Adolph übersah alle diese Hinderniſſe, aber auch die Mittel sie zu besiegen. Die kaiserliche Kriegsmacht lag in Besatzungen zerstreut, und er hatte den Vortheil, sie mit vereinigter Macht anzugreifen. War ihm der Religionsfanatismus der Römischkatholischen und die Furcht der kleinern Reichsstände vor dem Kaiser entgegen, so konnte er von der Freundschaft der Protestanten und von ihrem Haß gegen die österreichische Unterdrückung thätigen Beistand erwarten. Die Ausschweifungen der kaiserlichen und spanischen Truppen hatten ihm in diesen Gegenden nachdrücklich vorgearbeitet; längst schon schmachteten der mißhandelte Landmann und Bürger

nach einem Befreier, und Manchem ſchien es ſchon Erleichterung, das Joch umzutauſchen. Einige Agenten waren bereits vorangeſchickt worden, die wichtigern Reichsſtädte, vorzüglich Nürnberg und Frankfurt, auf ſchwediſche Seite zu neigen. Erfurt war der erſte Platz, an deſſen Beſitze dem König gelegen war und den er nicht unbeſetzt hinter dem Rücken laſſen durfte. Ein gütlicher Vertrag mit der proteſtantiſch geſinnten Bürgerſchaft öffnete ihm ohne Schwertſtreich die Thore der Stadt und der Feſtung. Hier, wie in jedem wichtigen Platze, der nachher in ſeine Hände fiel, ließ er ſich von den Einwohnern Treue ſchwören und verſicherte ſich derſelben durch eine hinlängliche Beſatzung. Seinem Alliirten, dem Herzog Wilhelm von Weimar, wurde das Commando eines Heeres übergeben, das in Thüringen geworben werden ſollte. Der Stadt Erfurt wollte er auch ſeine Gemahlin anvertrauen und verſprach, ihre Freiheiten zu vermehren. In zwei Colonnen durchzog nun die ſchwediſche Armee über Gotha und Arnſtadt den Thüringer Wald, entriß im Vorübergehen die Grafſchaft Henneberg den Händen der Kaiſerlichen und vereinigte ſich am dritten Tage vor Königshofen, an der Gränze von Franken.

Franz, Biſchof von Würzburg, der erbittertſte Feind der Proteſtanten und das eifrigſte Mitglied der katholiſchen Ligue, war auch der Erſte, der die ſchwere Hand Guſtav Adolphs fühlte. Einige Drohworte waren genug, ſeine Gränzfeſtung Königshofen, und mit ihr den Schlüſſel zu der ganzen Provinz, den Schweden in die Hände zu liefern. Beſtürzung ergriff auf die Nachricht dieſer ſchnellen Eroberung alle katho-

lischen Stände des Kreises; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zagten in ihrer Burg. Schon sahen sie ihre Stühle wanken, ihre Kirchen entweiht, ihre Religion im Staube. Die Bosheit seiner Feinde hatte von dem Verfolgungsgeist und der Kriegsmanier des schwedischen Königs und seiner Truppen die schrecklichsten Schilderungen verbreitet, welche zu widerlegen weder die wiederholtesten Versicherungen des Königs, noch die glänzendsten Beispiele der Menschlichkeit und Duldung nie ganz vermögend gewesen sind. Man fürchtete, von einem Andern zu leiden, was man in ähnlichem Fall selbst auszuüben sich bewußt war. Viele der reichsten Katholiken eilten schon jetzt, ihre Güter, ihre Gewissen und Personen vor dem blutdürstigen Fanatismus der Schweden in Sicherheit zu bringen. Der Bischof selbst gab seinen Unterthanen das Beispiel. Mitten in dem Feuerbrande, den sein bigotter Eifer entzündet hatte, ließ er seine Länder im Stich und flüchtete nach Paris, um wo möglich das französische Ministerum gegen den gemeinschaftlichen Religionsfeind zu empören.

Die Fortschritte, welche Gustav Adolph unterdessen in dem Hochstifte machte, waren ganz dem glücklichen Anfange gleich. Von der kaiserlichen Besatzung verlassen, ergab sich ihm Schweinfurt und bald darauf Würzburg; der Marienberg mußte mit Sturm erobert werden. In diesem unüberwindlich geglaubten Ort hatte man einen großen Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsmunition geflüchtet, welches alles dem Feind in die Hände fiel. Ein sehr angenehmer Fund war für den König die Bücherſammlung der Jesuiten, die er nach Upsala bringen ließ, ein noch weit

angenehmerer für seine Soldaten der reichlich gefüllte Weinkeller des Prälaten. Seine Schätze hatte der Bischof noch zu rechter Zeit geflüchtet. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte bald das ganze Bisthum; Alles unterwarf sich den Schweden. Der König ließ sich von allen Unterthanen des Bischofs die Huldigung leisten, und stellte wegen Abwesenheit des rechtmäßigen Regenten eine Landesregierung auf, welche zur Hälfte mit Protestanten besetzt wurde. An jedem katholischen Orte, den Gustav Adolph unter seine Botmäßigkeit brachte, schloß er der protestantischen Religion die Kirchen auf, doch ohne den Papisten den Druck zu vergelten, unter welchem sie seine Glaubensbrüder so lange gehalten hatten. Nur an denen, die sich ihm mit dem Degen in der Hand widersetzten, wurde das schreckliche Recht des Kriegs ausgeübt; für einzelne Gräuelthaten, welche sich eine gesetzlose Soldateska in der blinden Wuth des ersten Angriffs erlaubt, kann man den menschenfreundlichen Führer nicht verantwortlich machen. Dem Friedfertigen und Wehrlosen widerfuhr eine gnädige Behandlung. Es war Gustav Adolphs heiligstes Gesetz, das Blut der Feinde, wie der Seinigen, zu sparen.

Gleich auf die erste Nachricht des schwedischen Einbruchs hatte der Bischof von Würzburg, unangesehen der Traktaten, die er, um Zeit zu gewinnen, mit dem König von Schweden anknüpfte, den Feldherrn der Ligue flehentlich aufgefordert, dem bedrängten Hochstift zu Hülfe zu eilen. Dieser geschlagene General hatte unterdessen die Trümmer seiner zerstreuten Armee an der Weser zusammengezogen, durch die kaiserlichen Garnisonen in Nieder-

ſachſen verſtärkt und ſich in Heſſen mit ſeinen beiden Untergeneralen Altringer und Fugger vereinigt. An der Spitze dieſer anſehnlichen Kriegsmacht brannte Graf Tilly vor Ungeduld, die Schande ſeiner erſten Niederlage durch einen glänzenden Sieg wieder auszulöſchen. In ſeinem Lager bei Fulda, wohin er mit dem Heere gerückt war, harrte er ſehnſuchtsvoll auf Erlaubniß von dem Herzog von Bayern, mit Guſtav Adolph zu ſchlagen. Aber die Ligue hatte außer der Armee des Tilly keine zweite mehr zu verlieren, und Maximilian war viel zu behutſam, das ganze Schickſal ſeiner Partei auf den Glückswurf eines neuen Treffens zu ſetzen. Mit Thränen in den Augen empfing Tilly die Befehle ſeines Herrn, welche ihn zur Unthätigkeit zwangen. So wurde der Marſch dieſes Generals nach Franken verzögert, und Guſtav Adolph gewann Zeit, das ganze Hochſtift zu überſchwemmen. Umſonſt, daß ſich Tilly nachher zu Aſchaffenburg durch zwölftauſend Lothringer verſtärkte und mit einer überlegenen Macht zum Entſatze der Stadt Würzburg herbei eilte. Stadt und Citadelle waren bereits in der Schweden Gewalt, und Maximilian von Bayern wurde, vielleicht nicht ganz unverdienter Weiſe, durch die allgemeine Stimme beſchuldigt, den Ruin des Hochſtifts durch ſeine Bedenklichkeiten beſchleunigt zu haben. Gezwungen, eine Schlacht zu vermeiden, begnügte ſich Tilly, den Feind am fernern Vorrücken zu verhindern; aber nur ſehr wenig Plätze konnte er dem Ungeſtüm der Schweden entreißen. Nach einem vergeblichen Verſuch, eine Truppenverſtärkung in die von den Kaiſerlichen ſchwach beſetzte Stadt Hanau zu werfen,

deren Beſitz dem König einen zu großen Vortheil gab, ging er bei Seligenſtadt über den Main und richtete ſeinen Lauf nach der Bergſtraße, um die pfälziſchen Lande gegen den Andrang des Siegers zu ſchützen.

Graf Tilly war nicht der einzige Feind, den Guſtav Adolph in Franken auf ſeinem Wege fand und vor ſich her trieb. Auch Herzog Karl von Lothringen, durch den Unbeſtand ſeines Charakters, ſeine eiteln Entwürfe und ſein ſchlechtes Glück in den Jahrbüchern des damaligen Europens berüchtigt, hatte ſeinen kleinen Arm gegen den ſchwediſchen Helden aufgehoben, um ſich bei Kaiſer Ferdinand dem Zweiten den Kurhut zu verdienen. Taub gegen die Vorſchriften einer vernünftigen Staatskunſt, folgte er bloß den Eingebungen einer ſtürmiſchen Ehrbegierde, reizte durch Unterſtützung des Kaiſers Frankreich, ſeinen furchtbaren Nachbar, und entblößte, um auf fernem Boden ein ſchimmerndes Phantom, das ihn doch immer floh, zu verfolgen, ſeine Erblande, welche ein franzöſiſches Kriegsheer gleich einer reißenden Flut überſchwemmte. Gern gönnte man ihm in Oeſterreich die Ehre, ſich, gleich den übrigen Fürſten der Ligue, für das Wohl des Erzhauſes zu Grunde zu richten. Von eiteln Hoffnungen trunken, brachte dieſer Prinz ein Heer von ſiebzehntauſend Mann zuſammen, das er in eigener Perſon gegen die Schweden ins Feld führen wollte. Wenn es gleich dieſen Truppen an Mannszucht und Tapferkeit gebrach, ſo reizten ſie doch durch einen glänzenden Aufputz die Augen; und ſo ſehr ſie im Angeſicht des Feindes ihre Bravour verbargen, ſo freigebig ließen ſie ſolche an dem wehrloſen Bürger

und Landmann aus, zu deren Vertheidigung sie gerufen waren. Gegen den kühnen Muth und die furchtbare Disciplin der Schweden konnte diese zierlich geputzte Armee nicht lange Stand halten. Ein panischer Schrecken ergriff sie, als die schwedische Reiterei gegen sie ansprengte, und mit leichter Mühe waren sie aus ihren Quartieren im Würzburgischen verscheucht. Das Unglück einiger Regimenter verursachte ein allgemeines Ausreißen unter den Truppen, und der schwache Ueberrest eilte, sich in einigen Städten jenseits des Rheins vor der nordischen Tapferkeit zu verbergen. Ein Spott der Deutschen und mit Schande bedeckt, sprengte ihr Anführer über Straßburg nach Hause, mehr als zu glücklich, den Zorn seines Ueberwinders, der ihn vorher aus dem Felde schlug, und dann erst wegen seiner Feindseligkeiten zur Rechenschaft setzte, durch einen demüthigen Entschuldigungsbrief zu besänftigen. Ein Bauer aus einem rheinischen Dorfe, sagt man, erdreistete sich, dem Pferde des Herzogs, als er auf seiner Flucht vorbeigeritten kam, einen Schlag zu versetzen. „Frisch zu, Herr," sagte der Bauer, „Ihr müßt schneller laufen, wenn Ihr vor dem großen Schweden-König ausreißt."

Das unglückliche Beispiel seines Nachbars hatte dem Bischof von Bamberg klügere Maßregeln eingegeben. Um die Plünderung seiner Lande zu verhüten, kam er dem König mit Anerbietungen des Friedens entgegen, welche aber bloß dazu dienen sollten, den Lauf seiner Waffen so lange, bis Hülfe herbei käme, zu verzögern. Gustav Adolph, selbst viel zu redlich, um bei einem Andern Arglist zu befürchten, nahm

bereitwillig die Erbietungen des Biſchofs an, und nannte ſchon die Bedingungen, unter welchen er das Hochſtift mit jeder feindlichen Behandlung verſchonen wollte. Er zeigte ſich um ſo mehr dazu geneigt, da ohnehin ſeine Abſicht nicht war, mit Bambergs Eroberung die Zeit zu verlieren und ſeine übrigen Entwürfe ihn nach den Rheinländern riefen. Die Eilfertigkeit, mit der er die Ausführung dieſer Entwürfe verfolgte, brachte ihn um die Geldſummen, welche er durch ein längeres Verweilen in Franken dem ohnmächtigen Biſchof leicht hätte abängſtigen können; denn dieſer ſchlaue Prälat ließ die Unterhandlung fallen, ſobald ſich das Kriegsgewitter von ſeinen Gränzen entfernte. Kaum hatte ihm Guſtav Adolph den Rücken zugewendet, ſo warf er ſich dem Grafen Tilly in die Arme, und nahm die Truppen des Kaiſers in die nämlichen Städte und Feſtungen auf, welche er kurz zuvor dem Könige zu öffnen ſich bereitwillig gezeigt hatte. Aber er hatte den Ruin ſeines Bisthums durch dieſen Kunſtgriff nur auf kurze Zeit verzögert; ein ſchwediſcher Feldherr, der in Franken zurückgelaſſen ward, übernahm es, den Biſchof dieſer Treuloſigkeit wegen zu züchtigen, und das Bisthum wurde eben dadurch zu einem unglücklichen Schauplatz des Kriegs, welchen Freund und Feind auf gleiche Weiſe verwüſteten.

Die Flucht der Kaiſerlichen, deren drohende Gegenwart den Entſchließungen der fränkiſchen Stände bisher Zwang angethan hatte, und das menſchenfreundliche Betragen des Königs machten den Adel ſowohl als den Bürgern dieſes Kreiſes Muth, ſich den Schweden

günſtig zu bezeigen. Nürnberg übergab ſich feierlich dem Schutze des Königs; die fränkiſche Ritterſchaft wurde von ihm durch ſchmeichelhafte Manifeſte gewonnen, in denen er ſich herabließ, ſich wegen ſeiner feindlichen Erſcheinung in ihrem Lande zu entſchuldigen. Der Wohlſtand Frankens, und die Gewiſſenhaftigkeit, welche der ſchwediſche Krieger bei ſeinem Verkehr mit den Eingebornen zu beobachten pflegte, brachte den Ueberfluß in das königliche Lager. Die Gunſt, in welche ſich Guſtav Adolph bei dem Adel des ganzen Kreiſes zu ſetzen gewußt hatte, die Bewunderung und Ehrfurcht, welche ihm ſeine glänzenden Thaten ſelbſt bei dem Feind erweckten, die reiche Beute, die man ſich im Dienſt eines ſtets ſiegreichen Königs verſprach, kamen ihm bei der Truppenwerbung ſehr zu Statten, die der Abgang ſo vieler Beſatzungen von dem Hauptheere nothwendig machte. Aus allen Gegenden des Frankenlandes eilte man haufenweiſe herbei, ſobald nur die Trommel gerührt wurde.

Der König hatte auf die Einnahme Frankens nicht viel mehr Zeit verwenden können, als es überhaupt gebraucht hatte, es zu durcheilen, die Unterwerfung des ganzen Kreiſes zu vollenden und das Eroberte zu behaupten, wurde Guſtav Horn, einer ſeiner tüchtigſten Generale, mit einem achttauſend Mann ſtarken Kriegsheere zurückgelaſſen. Er ſelbſt eilte mit der Hauptarmee, die durch die Werbungen in Franken verſtärkt war, gegen den Rhein, um ſich dieſer Gränze des Reichs gegen die Spanier zu verſichern, die geiſtlichen Kurfürſten zu entwaffnen und in dieſen wohlhabenden Ländern neue Hülfsquellen zur Fortſetzung

des Kriegs zu eröffnen. Er folgte dem Lauf des Mainſtroms; Seligenſtadt, Aſchaffenburg, Steinheim, alles Land an beiden Ufern des Fluſſes ward auf dieſem Zuge zur Unterwerfung gebracht; ſelten erwarteten die kaiſerlichen Beſatzungen ſeine Ankunft, niemals behaupteten ſie ſich. Schon einige Zeit vorher war es einem ſeiner Oberſten geglückt, die Stadt und Citadelle Hanau, auf deren Erhaltung Graf Tilly ſo bedacht geweſen war, den Kaiſerlichen durch einen Ueberfall zu entreißen; froh, von dem unerträglichen Druck dieſer Soldateska befreit zu ſeyn, unterwarf ſich der Graf bereitwillig dem gelindern Joche des ſchwediſchen Königs.

Auf die Stadt Frankfurt war jetzt das vorzüglichſte Augenmerk Guſtav Adolphs gerichtet, deſſen Maxime es überhaupt auf deutſchem Boden war, ſich durch die Freundſchaft und den Beſitz der wichtigern Städte den Rücken zu decken. Frankfurt war eine von den erſten Reichsſtädten geweſen, die er ſchon von Sachſen aus zu ſeinem Empfange hatte vorbereiten laſſen, und nun ließ er es von Offenbach aus durch neue Abgeordnete abermals auffordern, ihm den Durchzug zu geſtatten und Beſatzung einzunehmen. Gerne wäre dieſe Reichsſtadt mit der bedenklichen Wahl zwiſchen dem König von Schweden und dem Kaiſer verſchont geblieben; denn welche Partei ſie auch ergriff, ſo hatte ſie für ihre Privilegien und ihren Handel zu fürchten. Schwer konnte der Zorn des Kaiſers auf ſie fallen, wenn ſie ſich voreilig dem König von Schweden unterwarf und dieſer nicht mächtig genug bleiben ſollte, ſeine Anhänger in Deutſchland zu ſchützen. Aber noch weit verderblicher für ſie war der

Unwille eines unwiderſtehlichen Siegers, der mit einer furchtbaren Armee ſchon gleichſam vor ihren Thoren ſtand und ſie auf Unkoſten ihres ganzen Handels und Wohlſtandes für ihre Widerſetzlichkeit züchtigen konnte. Umſonſt führte ſie durch ihre Abgeordneten zu ihrer Entſchuldigung die Gefahren an, welche ihre Meſſen, ihre Privilegien, vielleicht ihre Reichsfreiheit ſelbſt bedrohten, wenn ſie durch Ergreifung der ſchwediſchen Partei den Zorn des Kaiſers auf ſich laden ſollte. Guſtav Adolph ſtellte ſich verwundert, daß die Stadt Frankfurt in einer ſo äußerſt wichtigen Sache, als die Freiheit des ganzen Deutſchlands und das Schickſal der proteſtantiſchen Kirche ſey, von ihren Jahrmärkten ſpreche, und für zeitliche Vortheile die große Angelegenheit des Vaterlandes und ihres Gewiſſens hintanſetze. Er habe, ſetzte er drohend hinzu, von der Inſel Rügen an bis zu allen Feſtungen und Städten am Main den Schlüſſel gefunden und werde ihn auch zu der Stadt Frankfurt zu finden wiſſen. Das Beſte Deutſchlands und die Freiheit der proteſtantiſchen Kirche ſeyen allein der Zweck ſeiner gewaffneten Ankunft, und bei dem Bewußtſeyn einer ſo gerechten Sache ſey er ſchlechterdings nicht geſonnen, ſich durch irgend ein Hinderniß in ſeinem Lauf aufhalten zu laſſen. Er ſehe wohl, daß ihm die Frankfurter nichts als die Finger reichen wollten, aber die ganze Hand müſſe er haben, um ſich daran halten zu können. Den Deputirten der Stadt, welche dieſe Antwort zurück brachten, folgte er mit ſeiner ganzen Armee auf dem Fuße nach und erwartete in völliger Schlachtordnung vor Sachſenhauſen die letzte Erklärung des Raths.

Wenn die Stadt Frankfurt Bedenken getragen hatte, ſich den Schweden zu unterwerfen, ſo war es bloß aus Furcht vor dem Kaiſer geſchehen; ihre eigene Neigung ließ die Bürger keinen Augenblick zweifelhaft zwiſchen dem Unterdrücker der deutſchen Freiheit und dem Beſchützer derſelben. Die drohenden Zurüſtungen, unter welchen Guſtav Adolph ihre Erklärung jetzt forderte, konnten die Strafbarkeit ihres Abfalls in den Augen des Kaiſers vermindern und den Schritt, den ſie gern thaten, durch den Schein einer erzwungenen Handlung beſchönigen. Jetzt alſo öffnete man dem König von Schweden die Thore, der ſeine Armee in prachtvollem Zuge und bewundernswürdiger Ordnung mitten durch dieſe Kaiſerſtadt führte. Sechshundert Mann blieben in Sachſenhauſen zur Beſatzung zurück; der König ſelbſt rückte mit der übrigen Armee noch an demſelben Abend gegen die Mainziſche Stadt Höchſt an, welche vor einbrechender Nacht ſchon erobert war.

Während daß Guſtav Adolph längs dem Mainſtrom Eroberungen machte, krönte das Glück die Unternehmungen ſeiner Generale und Bundesverwandten auch im nördlichen Deutſchland. Roſtock, Wismar und Dömitz, die einzigen noch übrigen feſten Oerter im Herzogthum Mecklenburg, welche noch unter dem Joche kaiſerlicher Beſatzungen ſeufzten, wurden von dem rechtmäßigen Beſitzer, Herzog Johann Albrecht, unter der Leitung des ſchwediſchen Feldherrn Achatius Tott, bezwungen. Umſonſt verſuchte es der kaiſerliche General Wolf, Graf von Mannsfeld, den Schweden das Stift Halberſtadt, von welchem ſie ſogleich

nach dem Leipziger Siege Beſitz genommen, wieder zu entreißen; er mußte bald darauf auch das Stift Magdeburg in ihren Händen laſſen. Ein ſchwediſcher General, Banner, der mit einem achttauſend Mann ſtarken Heere an der Elbe zurück geblieben war, hielt die Stadt Magdeburg auf das Engſte eingeſchloſſen, und hatte ſchon mehrere kaiſerliche Regimenter niedergeworfen, welche zum Entſatz dieſer Stadt herbei geſchickt worden. Der Graf von Mannsfeld vertheidigte ſie zwar in Perſon mit ſehr vieler Herzhaftigkeit; aber zu ſchwach an Mannſchaft, um dem zahlreichen Heere der Belagerer lange Widerſtand leiſten zu können, dachte er ſchon auf die Bedingungen, unter welchen er die Stadt übergeben wollte, als der General Pappenheim zu ſeinem Entſatz herbeikam und die feindlichen Waffen anderswo beſchäftigte. Dennoch wurde Magdeburg, oder vielmehr die ſchlechten Hütten, die aus den Ruinen dieſer großen Stadt traurig hervorblickten, in der Folge von den Kaiſerlichen freiwillig geräumt, und gleich darauf von den Schweden in Beſitz genommen.

Auch die Stände des niederſächſiſchen Kreiſes wagten es, nach den glücklichen Unternehmungen des Königs ihr Haupt wieder von dem Schlage zu erheben, den ſie in dem unglücklichen däniſchen Kriege durch Wallenſtein und Tilly erlitten hatten. Sie hielten zu Hamburg eine Zuſammenkunft, auf welcher die Errichtung von drei Regimentern verabredet wurde, mit deren Hülfe ſie ſich der äußerſt drückenden kaiſerlichen Beſatzungen zu entledigen hofften. Dabei ließ es der Biſchof von Bremen, ein Verwandter des ſchwediſchen Königs, noch nicht bewenden; er brachte

auch für ſich beſonders Truppen zuſammen und ängſtigte mit denſelben wehrloſe Pfaffen und Mönche, hatte aber das Unglück, durch den kaiſerlichen General, Grafen von Gronsfeld, bald entwaffnet zu werden. Auch Georg, Herzog von Lüneburg, vormals Oberſter in Ferdinands Dienſten, ergriff jetzt Guſtav Adolphs Partei und warb einige Regimenter für dieſen Monarchen, wodurch die kaiſerlichen Truppen in Niederſachſen zu nicht geringem Vortheil des Königs beſchäftigt wurden.

Noch weit wichtigere Dienſte aber leiſtete dem König Landgraf Wilhelm von Heſſen-Kaſſel, deſſen ſiegreiche Waffen einen großen Theil von Weſtphalen und Niederſachſen, das Stift Fulda und ſelbſt das Kurfürſtenthum Köln zittern machten. Man erinnert ſich, daß unmittelbar nach dem Bündniß, welches der Landgraf im Lager zu Werben mit Guſtav Adolph geſchloſſen hatte, zwei kaiſerliche Generale, von Fugger und Altringer, von dem Grafen Tilly nach Heſſen beordert wurden, den Landgrafen wegen ſeines Abfalls vom Kaiſer zu züchtigen. Aber mit männlichem Muthe hatte dieſer Fürſt den Waffen des Feindes, ſo wie ſeine Landſtände den Aufruhr predigenden Manifeſten des Grafen Tilly widerſtanden, und bald befreite ihn die Leipziger Schlacht von dieſen verwüſtenden Schaaren. Er benutzte ihre Entfernung mit eben ſo viel Muth als Entſchloſſenheit, eroberte in kurzer Zeit Bach, Münden und Höxter, und ängſtigte durch ſeine ſchleunigen Fortſchritte das Stift Fulda, Paderborn und alle an Heſſen gränzenden Stifter. Die in Furcht geſetzten Staaten eilten, durch

eine zeitige Unterwerfung seinen Fortschritten Gränzen zu setzen, und entgingen der Plünderung durch beträchtliche Geldsummen, die sie ihm freiwillig entrichteten. Nach diesen glücklichen Unternehmungen vereinigte der Landgraf sein siegreiches Heer mit der Hauptarmee Gustav Adolphs, und er selbst fand sich zu Frankfurt bei diesem Monarchen ein, um den ferneren Operationsplan mit ihm zu verabreden.

Mehrere Prinzen und auswärtige Gesandten waren mit ihm in dieser Stadt erschienen, um der Größe Gustav Adolphs zu huldigen, seine Gunst anzuflehen, oder seinen Zorn zu besänftigen. Unter diesen war der merkwürdigste der vertriebene König von Böhmen und Pfalzgraf, Friedrich der Fünfte, der aus Holland dahin geeilt war, sich seinem Rächer und Beschützer in die Arme zu werfen. Gustav Adolph erwies ihm die unfruchtbare Ehre, ihn als ein gekröntes Haupt zu begrüßen, und bemühte sich, ihm durch eine edle Theilnahme sein Unglück zu erleichtern. Aber so viel sich auch Friedrich von der Macht und dem Glück seines Beschützers versprach, so viel er auf die Gerechtigkeit und Großmuth desselben baute, so weit entfernt war dennoch die Hoffnung zur Wiederherstellung dieses Unglücklichen in seinen verlornen Ländern. Die Unthätigkeit und die widersinnige Politik des englischen Hofes hatte den Eifer Gustav Adolphs erkältet, und eine Empfindlichkeit, über die er nicht ganz Meister werden konnte, ließ ihn hier den glorreichen Beruf eines Beschützers der Unterdrückten vergessen, den er bei seiner Erscheinung im deutschen Reiche so laut angekündigt hatte. Auch den Landgrafen Georg von

Heſſen-Darmſtadt hatte die Furcht vor der unwiderſtehlichen Macht und der nahen Rache des Königs herbeigelockt und zu einer zeitigen Unterwerfung bewogen. Die Verbindungen, in welchen dieſer Fürſt mit dem Kaiſer ſtand, und ſein geringer Eifer für die proteſtantiſche Sache waren dem König kein Geheimniß; aber er begnügte ſich, einen ſo ohnmächtigen Feind zu verſpotten. Da der Landgraf ſich ſelbſt und die politiſche Lage Deutſchlands wenig genug kannte, um ſich, eben ſo unwiſſend als dreiſt, zum Mittler zwiſchen beiden Parteien aufzuwerfen, ſo pflegte ihn Guſtav Adolph ſpottweiſe nur den Friedensſtifter zu nennen. Oft hörte man ihn ſagen, wenn er mit dem Landgrafen ſpielte und ihm Geld abgewann: „Er freue ſich doppelt des gewonnenen Geldes, weil es kaiſerliche Münze ſey.“ Landgraf Georg dankte es bloß ſeiner Verwandtſchaft mit dem Kurfürſten von Sachſen, den Guſtav Adolph zu ſchonen Urſache hatte, daß ſich dieſer Monarch mit Uebergabe ſeiner Feſtung Rüſſelsheim und mit der Zuſage begnügte, eine ſtrenge Neutralität in dieſem Kriege zu beobachten. Auch die Grafen des Weſterwaldes und der Wetterau waren in Frankfurt bei dem König erſchienen, um ein Bündniß mit ihm zu errichten und ihm gegen die Spanier ihren Beiſtand anzubieten, der ihm in der Folge ſehr nützlich war. Die Stadt Frankfurt ſelbſt hatte alle Urſache, ſich der Gegenwart des Monarchen zu rühmen, der durch ſeine königliche Autorität ihren Handel in Schutz nahm und die Sicherheit der Meſſen, die der Krieg ſehr geſtört hatte, durch die nachdrücklichſten Vorkehrungen wieder herſtellte.

Die ſchwediſche Armee war jetzt durch zehntauſend Heſſen verſtärkt, welche Landgraf Wilhelm von Kaſſel dem König zugeführt hatte. Schon hatte Guſtav Adolph Königſtein angreifen laſſen, Koſtheim und Flörsheim ergaben ſich ihm nach einer kurzen Belagerung, er beherrſchte den ganzen Mainſtrom, und zu Höchſt wurden in aller Eile Fahrzeuge gezimmert, um die Truppen über den Rhein zu ſetzen. Dieſe Anſtalten erfüllten den Kurfürſten von Mainz, Anſelm Caſimir, mit Furcht, und er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß er der Nächſte ſey, den der Sturm des Krieges bedrohte. Als ein Anhänger des Kaiſers und eines der thätigſten Mitglieder der katholiſchen Ligue, hatte er kein beſſeres Loos zu hoffen, als ſeine beiden Amtsbrüder, die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, bereits betroffen hatte. Die Lage ſeiner Länder am Rheinſtrome machte es dem Feinde zur Nothwendigkeit, ſich ihrer zu verſichern, und überdem war dieſer geſegnete Strich Landes für das bedürftige Heer eine unüberwindliche Reizung. Aber zu wenig mit ſeinen Kräften und dem Gegner bekannt, den er vor ſich hatte, ſchmeichelte ſich der Kurfürſt, Gewalt dnrch Gewalt abzutreiben und durch die Feſtigkeit ſeiner Wälle die ſchwediſche Tapferkeit zu ermüden. Er ließ in aller Eile die Feſtungswerke ſeiner Reſidenzſtadt ausbeſſern, verſah ſie mit Allem, was ſie fähig machte, eine lange Belagerung auszuhalten, und nahm noch überdies zweitauſend Spanier in ſeine Mauern auf, welche ein ſpaniſcher General, Don Philipp von Sylva, commandirte. Um den ſchwediſchen Fahrzeugen die Annäherung unmöglich zu machen, ließ er die Mündung des Mains

durch viele eingeschlagene Pfähle verrammeln, auch große Steinmassen und ganze Schiffe in dieser Gegend versenken. Er selbst flüchtete sich, in Begleitung des Bischofs von Worms, mit seinen besten Schätzen nach Köln, und überließ Stadt und Land der Raubgier einer tyrannischen Besatzung. Alle diese Vorkehrungen, welche weniger wahren Muth als ohnmächtigen Trotz verriethen, hielten die schwedische Armee nicht ab, gegen Mainz vorzurücken und die ernstlichsten Anstalten zum Angriff der Stadt zu machen. Während daß sich ein Theil der Truppen in dem Rheingau verbreitete, Alles, was sich von Spaniern dort fand, niedermachte und übermäßige Contributionen erpreßte, ein anderer die katholischen Oerter des Westerwaldes und der Wetterau brandschatzte, hatte sich die Hauptarmee schon bei Cassel, Mainz gegenüber, gelagert und Herzog Bernhard von Weimar sogar am jenseitigen Rheinufer den Mäusethurm und das Schloß Ehrenfels erobert. Schon beschäftigte sich Gustav Adolph ernstlich damit, den Rhein zu passiren und die Stadt von der Landseite einzuschließen, als ihn die Fortschritte des Grafen Tilly in Franken eilfertig von dieser Belagerung abriefen, und dem Kurfürsten eine, obgleich nur kurze, Ruhe verschafften.

Die Gefahr der Stadt Nürnberg, welche Graf Tilly während der Abwesenheit Gustav Adolphs am Rheinstrom Miene machte zu belagern und im Fall eines Widerstandes mit dem schrecklichen Schicksal Magdeburgs bedrohte, hatte den König von Schweden zu diesem schnellen Aufbruch von Mainz bewogen. Um sich nicht zum zweiten Male vor ganz Deutschland den

Vorwürfen und der Schande auszusetzen, eine bundesverwandte Stadt der Willkür eines grausamen Feindes geopfert zu haben, machte er sich in beschleunigten Märschen auf, diese wichtige Reichsstadt zu entsetzen; aber schon zu Frankfurt erfuhr er den herzhaften Widerstand der Nürnberger und den Abzug des Tilly, und säumte jetzt keinen Augenblick, seine Absichten auf Mainz zu verfolgen. Da es ihm bei Cassel mißlungen war, unter den Kanonen der Belagerten den Uebergang über den Rhein zu gewinnen, so richtete er jetzt, um von einer andern Seite der Stadt beizukommen, seinen Lauf nach der Bergstraße, bemächtigte sich auf diesem Wege jedes wichtigen Platzes, und erschien zum zweiten Mal an den Ufern des Rheins bei Stockstadt zwischen Gernsheim und Oppenheim. Die ganze Bergstraße hatten die Spanier verlassen, aber das jenseitige Rheinufer suchten sie noch mit vieler Hartnäckigkeit zu vertheidigen. Sie hatten zu diesem Ende alle Fahrzeuge aus der Nachbarschaft zum Theil verbrannt, zum Theil in die Tiefe versenkt, und standen jenseits des Stroms zum furchtbarsten Angriff gerüstet, wenn etwa der König an diesem Ort den Uebergang wagen würde.

Der Muth des Königs setzte ihn bei dieser Gelegenheit einer sehr großen Gefahr aus, in feindliche Hände zu gerathen. Um das jenseitige Ufer zu besichtigen, hatte er sich in einem kleinen Nachen über den Fluß gewagt; kaum aber war er gelandet, so überfiel ihn ein Haufen spanischer Reiter, aus deren Händen ihn nur die eilfertigste Rückkehr befreite. Endlich gelang es ihm, durch Vorschub etlicher benachbarten

Schiffer ſich einiger Fahrzeuge zu bemächtigen, auf deren zweien er den Grafen von Brahe mit dreihundert Schweden überſetzen ließ. Nicht ſo bald hatte dieſer Zeit gewonnen, ſich am jenſeitigen Ufer zu verſchanzen, als er von vierzehn Compagnien ſpaniſcher Dragoner und Küraſſiere überfallen wurde. So groß die Ueberlegenheit des Feindes war, ſo tapfer wehrte ſich Brahe mit ſeiner kleinen Schaar, und ſein heldenmüthiger Widerſtand verſchaffte dem König Zeit, ihn in eigener Perſon mit friſchen Truppen zu unterſtützen. Nun ergriffen die Spanier, nach einem Verluſt von ſechshundert Todten, die Flucht; Einige eilten, die feſte Stadt Oppenheim, Andere Mainz zu gewinnen. Ein marmorner Löwe auf einer hohen Säule, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert, auf dem Kopf eine Sturmhaube tragend, zeigte noch ſiebenzig Jahre nachher dem Wanderer die Stelle, wo der unſterbliche König den Hauptſtrom Germaniens paſſirte.

Gleich nach dieſer glücklichen Action ſetzte Guſtav Adolph das Geſchütz und den größten Theil der Truppen über den Fluß und belagerte Oppenheim, welches nach einer verzweifelten Gegenwehr am 8ten December 1631 mit ſtürmender Hand erſtiegen ward. Fünfhundert Spanier, welche dieſen Ort ſo herzhaft vertheidigt hatten, wurden insgeſammt ein Opfer der ſchwediſchen Furie. Die Nachricht von Guſtavs Uebergang über den Rheinſtrom erſchreckte alle Spanier und Lothringer, welche das jenſeitige Land beſetzt und ſich hinter dieſem Fluſſe vor der Rache der Schweden geborgen geglaubt hatten. Schnelle Flucht war jetzt ihre einzige Sicherheit; jeder nicht ganz haltbare Ort ward

aufs Eilfertigſte verlaſſen. Nach einer langen Reihe von Gewaltthätigkeiten gegen den wehrloſen Bürger räumten die Lothringer die Stadt Worms, welche ſie noch vor ihrem Abzuge mit muthwilliger Grauſamkeit mißhandelten. Die Spanier eilten, ſich in Frankenthal einzuſchließen, in welcher Stadt ſie ſich Hoffnung machten, den ſiegreichen Waffen Guſtav Adolphs zu trotzen.

Der König verlor nunmehr keine Zeit, ſeine Abſichten auf die Stadt Mainz auszuführen, in welche ſich der Kern der ſpaniſchen Truppen geworfen hatte. Indem er jenſeits des Rheinſtroms gegen dieſe Stadt anrückte, hatte ſich der Landgraf von Heſſen-Kaſſel dieſſeits des Fluſſes derſelben genähert, und auf dem Wege dahin mehrere feſte Plätze unter ſeine Botmäßigkeit gebracht. Die belagerten Spanier, obgleich von beiden Seiten eingeſchloſſen, zeigten anfänglich viel Muth und Entſchloſſenheit, das Aeußerſte zu erwarten, und ein ununterbrochenes, heftiges Bombenfeuer regnete mehrere Tage lang in das ſchwediſche Lager, welches dem Könige manchen braven Soldaten koſtete. Aber dieſes muthvollen Widerſtandes ungeachtet gewannen die Schweden immer mehr Boden und waren dem Stadtgraben ſchon ſo nahe gerückt, daß ſie ſich ernſtlich zum Sturm anſchickten. Jetzt ſank den Belagerten der Muth. Mit Recht zitterten ſie vor dem wilden Ungeſtüm des ſchwediſchen Soldaten, wovon der Marienberg bei Würzburg ein ſchreckhaftes Zeugniß ablegte. Ein fürchterliches Loos erwartete die Stadt Mainz, wenn ſie im Sturm erſtiegen werden ſollte, und leicht konnte der Feind ſich verſucht fühlen,

Magdeburgs schauderhaftes Schicksal an dieser reichen und prachtvollen Residenz eines katholischen Fürsten zu rächen. Mehr um die Stadt, als um ihr eigenes Leben zu schonen, capitulirte am vierten Tage die spanische Besatzung, und erhielt von der Großmuth des Königs ein sicheres Geleit bis nach Luxemburg; doch stellte sich der größte Theil derselben, wie bisher schon von mehreren geschehen war, unter schwedische Fahnen.

Am 13ten December 1631 hielt der König von Schweden seinen Einzug in die eroberte Stadt und nahm im Palast des Kurfürsten seine Wohnung. Achtzig Kanonen fielen als Beute in seine Hände, und mit achtzigtausend Gulden mußte die Bürgerschaft die Plünderung abkaufen. Von dieser Schatzung waren die Juden und die Geistlichkeit ausgeschlossen, welche noch für sich besonders große Summen zu entrichten hatten. Die Bibliothek des Kurfürsten nahm der König als sein Eigenthum zu sich und schenkte sie seinem Reichskanzler Oxenstierna, der sie dem Gymnasium zu Westeräs abtrat; aber das Schiff, das sie nach Schweden bringen sollte, scheiterte, und die Ostsee verschlang diesen unersetzlichen Schatz.

Nach dem Verlust der Stadt Mainz hörte das Unglück nicht auf, die Spanier in den Gegenden des Rheins zu verfolgen. Kurz vor Eroberung jener Stadt hatte der Landgraf von Hessen-Kassel Falkenstein und Reifenberg eingenommen; die Festung Königstein ergab sich den Hessen; der Rheingraf Otto Ludwig, einer von den Generalen des Königs, hatte das Glück, neun spanische Schwadronen zu schlagen, die gegen Franken-

thal im Anzuge waren, und ſich der wichtigſten Städte am Rheinſtrom von Boppart bis Bacharach zu bemächtigen. Nach Einnahme der Feſtung Braunfels, welche die wetterauiſchen Grafen mit ſchwediſcher Hülfe zu Stande brachten, verloren die Spanier jeden Platz in der Wetterau, und in der ganzen Pfalz konnten ſie, außer Frankenthal, nur ſehr wenige Städte retten. Landau und Kronweißenburg erklärten ſich laut für die Schweden. Speyer bot ſich an, Truppen zum Dienſt des Königs zu werben. Mannheim ging durch die Beſonnenheit des jungen Herzogs Bernhard von Weimar und durch die Nachläſſigkeit des dortigen Commandanten verloren, der auch dieſes Unglücks wegen zu Heidelberg vor das Kriegsgericht gefordert und enthauptet ward.

Der König hatte den Feldzug bis tief in den Winter verlängert, und wahrſcheinlich war ſelbſt die Rauhigkeit der Jahreszeit mit eine Urſache der Ueberlegenheit geweſen, welche der ſchwediſche Soldat über den Feind behauptete. Jetzt aber bedurften die erſchöpften Truppen der Erholung in den Winterquartieren, welche ihnen Guſtav Adolph auch bald nach Eroberung der Stadt Mainz in der umliegenden Gegend bewilligte. Er ſelbſt benutzte die Ruhe, welche die Jahreszeit ſeinen kriegeriſchen Operationen auflegte, dazu, die Geſchäfte des Kabinets mit ſeinem Reichskanzler abzuthun, der Neutralität wegen mit dem Feind Unterhandlungen zu pflegen, und einige politiſche Streitigkeiten mit einer bundesverwandten Macht zu beendigen, zu denen ſein bisheriges Betragen den Grund gelegt hatte. Zu ſeinem Winteraufenthalt und

zum Mittelpunkt dieſer Staatsgeſchäfte erwählte er die Stadt Mainz, gegen die er überhaupt eine größere Neigung blicken ließ, als ſich mit dem Intereſſe der deutſchen Fürſten und mit dem kurzen Beſuche vertrug, den er dem Reiche hatte abſtatten wollen. Nicht zufrieden, die Stadt auf das Stärkſte befeſtigt zu haben, ließ er auch ihr gegenüber, in dem Winkel, den der Main mit dem Rheine macht, eine neue Citadelle anlegen, die nach ihrem Stifter Guſtavsburg genannt, aber unter dem Namen Pfaffenraub, Pfaffenzwang bekannter geworden iſt.

Indem Guſtav Adolph ſich Meiſter vom Rhein machte, und die drei angränzenden Kurfürſtenthümer mit ſeinen ſiegreichen Waffen bedrohte, wurde in Paris und Saint-Germain von ſeinen wachſamen Feinden jeder Kunſtgriff der Politik in Bewegung geſetzt, ihm den Beiſtand Frankreichs zu entziehen, und ihn, wo möglich, mit dieſer Macht in Krieg zu verwickeln. Er ſelbſt hatte durch die unerwartete und zweideutige Wendung ſeiner Waffen gegen den Rheinſtrom ſeine Freunde ſtutzen gemacht und ſeinen Gegnern die Mittel dargereicht, ein gefährliches Mißtrauen in ſeine Abſichten zu erregen. Nachdem er das Hochſtift Würzburg und den größten Theil Frankens ſeiner Macht unterworfen hatte, ſtand es bei ihm, durch das Hochſtift Bamberg und durch die obere Pfalz in Bayern und Oeſterreich einzubrechen; und die Erwartung war ſo allgemein als natürlich, daß er nicht ſäumen würde, den Kaiſer und den Herzog von Bayern im Mittelpunkt ihrer Macht anzugreifen, und durch Ueberwältigung dieſer beiden Hauptfeinde den Krieg auf das

Schnellste zu endigen. Aber zu nicht geringem Erstaunen beider streitender Theile verließ Gustav Adolph die von der allgemeinen Meinung ihm vorgezeichnete Bahn, und anstatt seine Waffen zur Rechten zu kehren, wendete er sie zur Linken, um die minder schuldigen und minder zu fürchtenden Fürsten des Kurrheins seine Macht empfinden zu lassen, indem er seinen zwei wichtigsten Gegnern Frist gab, neue Kräfte zu sammeln. Nichts als die Absicht, durch Vertreibung der Spanier vor allen Dingen den unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich den Fünften wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen, konnte diesen überraschenden Schritt erklärlich machen, und der Glaube an die nahe Wiederherstellung Friedrichs brachte anfangs auch wirklich den Argwohn seiner Freunde und die Verleumdungen seiner Gegner zum Schweigen. Jetzt aber war die untere Pfalz fast durchgängig von Feinden gereinigt, und Gustav Adolph fuhr fort, neue Eroberungsplane am Rhein zu entwerfen; er fuhr fort, die eroberte Pfalz dem rechtmäßigen Besitzer zurückzuhalten. Vergebens erinnerte der Abgesandte des Königs von England den Eroberer an das, was die Gerechtigkeit von ihm forderte und sein eigenes feierlich ausgestelltes Versprechen ihm zur Ehrenpflicht machte. Gustav Adolph beantwortete diese Aufforderung mit bittern Klagen über die Unthätigkeit des englischen Hofes, und rüstete sich lebhaft, seine sieghaften Fahnen mit Nächstem im Elsaß und selbst in Lothringen auszubreiten.

Jetzt wurde das Mißtrauen gegen den schwedischen Monarchen laut, und der Haß seiner Gegner zeigte

ſich äußerſt geſchäftig, die nachtheiligſten Gerüchte von ſeinen Abſichten zu verbreiten. Schon längſt hatte der Miniſter Ludwigs des Dreizehnten, Richelieu, der Annäherung des Königs gegen die franzöſiſchen Gränzen mit Unruhe zugeſehen, und das mißtrauiſche Gemüth ſeines Herrn öffnete ſich nur allzuleicht den ſchlimmen Muthmaßungen, welche darüber angeſtellt wurden. Frankreich war um eben dieſe Zeit in einen bürgerlichen Krieg mit dem proteſtantiſchen Theil ſeiner Bürger verwickelt, und die Furcht war in der That nicht ganz grundlos, daß die Annäherung eines ſiegreichen Königs von ihrer Partei ihren geſunkenen Muth neu beleben und ſie zu dem gewaltſamſten Widerſtande aufmuntern möchte. Dies konnte geſchehen, auch wenn Guſtav Adolph auf das Weiteſte davon entfernt war, ihnen Hoffnung zu machen, und an ſeinem Bundesgenoſſen, dem König von Frankreich, eine wirkliche Untreue zu begehen. Aber der rachgierige Sinn des Biſchofs von Würzburg, der den Verluſt ſeiner Länder am franzöſiſchen Hofe zu verſchmerzen ſuchte, die giftvolle Beredſamkeit der Jeſuiten und der geſchäftige Eifer des bayeriſchen Miniſters ſtellten dieſes gefährliche Verſtändniß zwiſchen den Hugenotten und dem König von Schweden als ganz erwieſen dar, und wußten den furchtſamen Geiſt Ludwigs mit den ſchrecklichſten Beſorgniſſen zu beſtürmen. Nicht bloß thörichte Politiker, auch manche nicht unverſtändige Katholiken glaubten in vollem Ernſt, der König werde mit Nächſtem in das innerſte Frankreich eindringen, mit den Hugenotten gemeine Sache machen und die katholiſche Religion in dem Königreich

umstürzen. Fanatische Eiferer sahen ihn schon mit einer Armee über die Alpen klimmen und den Statthalter Christi selbst in Italien entthronen. So leicht sich Träumereien dieser Art von selbst widerlegten, so war dennoch nicht zu läugnen, daß Gustav durch seine Kriegsunternehmungen am Rhein dem Argwohn seiner Gegner eine gefährliche Blöße gab, und einigermaßen den Verdacht rechtfertigte, als ob er seine Waffen weniger gegen den Kaiser und den Herzog von Bayern, als gegen die katholische Religion überhaupt habe richten wollen.

Das allgemeine Geschrei des Unwillens, welches die katholischen Höfe, von den Jesuiten aufgereizt, gegen Frankreichs Verbindungen mit den Feinden der Kirche erhoben, bewog endlich den Cardinal von Richelieu, für die Sicherstellung seiner Religion einen entscheidenden Schritt zu thun, und die katholische Welt zugleich von dem ernstlichen Religionseifer Frankreichs und von der eigennützigen Politik der geistlichen Reichsstände zu überführen. Ueberzeugt, daß die Absichten des Königs von Schweden, so wie seine eigenen, nur auf die Demüthigung des Hauses Oesterreich gerichtet seyen, trug er kein Bedenken, den liguistischen Fürsten von Seiten Schwedens eine vollkommene Neutralität zu versprechen, sobald sie sich der Allianz mit dem Kaiser entschlagen und ihre Truppen zurückziehen würden. Welchen Entschluß nun die Fürsten faßten, so hatte Richelieu seinen Zweck erreicht. Durch ihre Trennung von der österreichischen Partei wurde Ferdinand den vereinigten Waffen Frankreichs und Schwedens wehrlos bloßgestellt, und Gustav

Adolph, von allen ſeinen übrigen Feinden in Deutſchland befreit, konnte ſeine ungetheilte Macht gegen die kaiſerlichen Erbländer kehren. Unvermeidlich war dann der Fall des öſterreichiſchen Hauſes, und dieſes letzte große Ziel aller Beſtrebungen Richelieu's ohne Nachtheil der Kirche errungen. Ungleich mißlicher hingegen war der Erfolg, wenn die Fürſten der Ligue auf ihrer Weigerung beſtehen und dem öſterreichiſchen Bündniß noch fernerhin getreu bleiben ſollten. Dann aber hatte Frankreich vor dem ganzen Europa ſeine katholiſche Geſinnung erwieſen und ſeinen Pflichten als Glied der römiſchen Kirche ein Genüge gethan. Die Fürſten der Ligue erſchienen dann allein als die Urheber alles Unglücks, welches die Fortdauer des Kriegs über das katholiſche Deutſchland unausbleiblich verhängen mußte; ſie allein waren es, die durch ihre eigenſinnige Anhänglichkeit an den Kaiſer die Maßregeln ihres Beſchützers vereitelten, die Kirche in die äußerſte Gefahr und ſich ſelbſt ins Verderben ſtürzten.

Richelieu verfolgte dieſen Plan um ſo lebhafter, je mehr er durch die wiederholten Aufforderungen des Kurfürſten von Bayern um franzöſiſche Hülfe ins Gedränge gebracht wurde. Man erinnert ſich, daß dieſer Fürſt ſchon ſeit der Zeit, als er Urſache gehabt hatte, ein Mißtrauen in die Geſinnungen des Kaiſers zu ſetzen, in ein geheimes Bündniß mit Frankreich getreten war, wodurch er ſich den Beſitz der pfälziſchen Kurwürde gegen eine künftige Sinnesänderung Ferdinands zu verſichern hoffte. So deutlich auch ſchon der Urſprung dieſes Tractats zu erkennen gab, gegen welchen Feind er errichtet worden, ſo dehnte ihn

Maximilian jetzt, willkürlich genug, auch auf die Angriffe des Königs von Schweden aus und trug kein Bedenken, dieſelbe Hülfleiſtung, welche man ihm bloß gegen Oeſterreich zugeſagt hatte, auch gegen Guſtav Adolph, den Alliirten der franzöſiſchen Krone, zu fordern. Durch dieſe widerſprechende Allianz mit zwei einander entgegengeſetzten Mächten in Verlegenheit geſetzt, wußte ſich Richelieu nur dadurch zu helfen, daß er den Feindſeligkeiten zwiſchen Beiden ein ſchleuniges Ende machte; und eben ſo wenig geneigt, Bayern preiszugeben, als, durch ſeinen Vertrag mit Schweden außer Stand geſetzt, es zu ſchützen, verwendete er ſich mit ganzem Eifer für die Neutralität, als das einzige Mittel, ſeinen doppelten Verbindungen ein Genüge zu leiſten. Ein eigener Bevollmächtigter, Marquis von Breze, wurde zu dieſem Ende an den König von Schweden nach Mainz abgeſchickt, ſeine Geſinnungen über dieſen Punkt zu erforſchen und für die alliirten Fürſten günſtige Bedingungen von ihm zu erhalten. Aber ſo wichtige Urſachen Ludwig der Dreizehnte hatte, dieſe Neutralität zu Stande gebracht zu ſehen, ſo triftige Gründe hatte Guſtav Adolph, das Gegentheil zu wünſchen. Durch zahlreiche Proben überzeugt, daß der Abſcheu der liguiſtiſchen Fürſten vor der proteſtantiſchen Religion unüberwindlich, ihr Haß gegen die ausländiſche Macht der Schweden unauslöſchlich, ihre Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich unvertilgbar ſey, fürchtete er ihre offenbare Feindſchaft weit weniger, als er einer Neutralität mißtraute, die mit ihrer Neigung ſo ſehr im Widerſpruche ſtand. Da er ſich überdies durch ſeine Lage auf deutſchem

Boden genöthigt ſah, auf Koſten der Feinde den Krieg fortzuſetzen, ſo verlor er augenſcheinlich, wenn er, ohne neue Freunde dadurch zu gewinnen, die Zahl ſeiner öffentlichen Feinde verminderte. Kein Wunder alſo, wenn Guſtav Adolph wenig Neigung blicken ließ, die Neutralität der katholiſchen Fürſten, wodurch ihm ſo wenig geholfen war, durch Aufopferung ſeiner errungenen Vortheile zu erkaufen.

Die Bedingungen, unter welchen er dem Kurfürſten von Bayern die Neutralität bewilligte, waren drückend und dieſen Geſinnungen gemäß. Er forderte von der katholiſchen Ligue eine gänzliche Unthätigkeit, Zurückziehung ihrer Truppen von der kaiſerlichen Armee, aus den eroberten Plätzen, aus allen proteſtantiſchen Ländern. Noch außerdem wollte er die liguiſtiſche Kriegsmacht auf eine geringe Anzahl herabgeſetzt wiſſen. Alle ihre Länder ſollten den kaiſerlichen Armeen verſchloſſen ſeyn und dem Haus Oeſterreich weder Mannſchaft noch Lebensmittel und Munition aus denſelben geſtattet werden. So hart das Geſetz war, welches der Ueberwinder den Ueberwundenen auflegte, ſo ſchmeichelte ſich der franzöſiſche Mediateur noch immer, den Kurfürſten von Bayern zu Annehmung deſſelben vermögen zu können. Dieſes Geſchäft zu erleichtern, hatte ſich Guſtav Adolph bewegen laſſen, dem letztern einen Waffenſtillſtand auf vierzehn Tage zu bewilligen. Aber zur nämlichen Zeit, als dieſer Monarch durch den franzöſiſchen Agenten wiederholte Verſicherungen von dem guten Fortgang dieſer Unterhandlung erhielt, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief des Kurfürſten an den General Pappenheim in

Westphalen die Treulosigkeit dieses Prinzen, der bei der ganzen Negociation nichts gesucht hatte, als Zeit zur Vertheidigung zu gewinnen. Weit davon entfernt, sich durch einen Vergleich mit Schweden in seinen Kriegsunternehmungen Fesseln anlegen zu lassen, beschleunigte vielmehr der hinterlistige Fürst seine Rüstung und benutzte die Muße, die ihm der Feind ließ, desto nachdrücklichere Anstalten zur Gegenwehr zu treffen. Diese ganze Neutralitätsunterhandlung zerriß also fruchtlos und hatte zu nichts gedient, als die Feindseligkeit zwischen Bayern und Schweden mit desto größerer Erbitterung zu erneuern.

Tilly's vermehrte Macht, womit dieser Feldherr Franken zu überschwemmen drohte, forderte den König dringend nach diesem Kreise; zuvor aber mußten die Spanier von dem Rheinstrom vertrieben und ihnen der Weg versperrt werden, von den Niederlanden aus die deutschen Provinzen zu bekriegen. In dieser Absicht hatte Gustav Adolph bereits den Kurfürsten von Trier, Philipp von Zeltern, die Neutralität unter der Bedingung angeboten, daß ihm die Trierische Festung Hermannstein eingeräumt und den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch Koblenz bewilligt würde. Aber so ungern der Kurfürst seine Länder in spanischen Händen sah, so viel weniger konnte er sich entschließen, sie dem verdächtigen Schutz eines Ketzers zu übergeben, und den schwedischen Eroberer zum Herrn seines Schicksals zu machen. Da er sich jedoch außer Stand sah, gegen zwei so furchtbare Mitbewerber seine Unabhängigkeit zu behaupten, so suchte er unter den mächtigen Flügeln Frankreichs Schutz gegen beide. Mit gewohnter

Staatsklugheit hatte Richelieu die Verlegenheit dieses Fürsten benutzt, Frankreichs Macht zu vergrößern und ihm einen wichtigen Alliirten an Deutschlands Gränze zu erwerben. Eine zahlreiche französische Armee sollte die Trierischen Lande decken und die Festung Ehrenbreitstein französische Besatzung einnehmen. Aber die Absicht, welche den Kurfürsten zu diesem gewagten Schritte vermocht hatte, wurde nicht ganz erfüllt; denn die gereizte Empfindlichkeit Gustav Adolphs ließ sich nicht eher besänftigen, als bis auch den schwedischen Truppen ein freier Durchzug durch die Trierischen Lande gestattet wurde.

Indem dieses mit Trier und Frankreich verhandelt wurde, hatten die Generale des Königs das ganze Erzstift Mainz von dem Ueberreste der spanischen Garnisonen gereinigt und Gustav Adolph selbst durch die Einnahme von Kreuznach die Eroberung dieses Landstrichs vollendet. Das Eroberte zu beschützen, mußte der Reichskanzler Oxenstierna mit einem Theile der Armee an dem mittleren Rheinstrome zurückbleiben, und das Hauptheer setzte sich unter Anführung des Königs in Marsch, auf fränkischem Boden den Feind aufzusuchen.

Um den Besitz dieses Kreises hatten unterdessen Graf Tilly und der schwedische General von Horn, den Gustav Adolph mit achttausend Mann darin zurückließ, mit abwechselndem Kriegsglück gestritten, und das Hochstift Bamberg besonders war zugleich der Preis und der Schauplatz ihrer Verwüstungen. Von seinen übrigen Entwürfen an den Rheinstrom gerufen, überließ der König seinem Feldherrn die Züchtigung des

Biſchofs, der durch ſein treuloſes Betragen ſeinen Zorn gereizt hatte, und die Thätigkeit des Generals rechtfertigte die Wahl des Monarchen. In kurzer Zeit unterwarf er einen großen Theil des Bisthums den ſchwediſchen Waffen, und die Hauptſtadt ſelbſt, von der kaiſerlichen Beſatzung im Stich gelaſſen, lieferte ihm ein ſtürmender Angriff in die Hände. Dringend forderte nun der verjagte Biſchof den Kurfürſten von Bayern zum Beiſtand auf, der ſich endlich bewegen ließ, Tilly's Unthätigkeit zu verkürzen. Durch den Befehl ſeines Herrn zur Wiedereinſetzung des Biſchofs bevollmächtigt, zog dieſer General ſeine durch die Oberpfalz zerſtreuten Truppen zuſammen und näherte ſich Bamberg mit einem zwanzigtauſend Mann ſtarken Heere. Guſtav Horn, feſt entſchloſſen ſeine Eroberung gegen dieſe überlegene Macht zu behaupten, erwartete hinter den Wällen Bambergs den Feind, mußte ſich aber durch den bloßen Vortrab des Tilly entreißen ſehen, was er der ganzen verſammelten Armee gehofft hatte ſtreitig zu machen. Eine Verwirrung unter ſeinen Truppen, die keine Geiſtesgegenwart des Feldherrn zu verbeſſern vermochte, öffnete dem Feinde die Stadt, daß Truppen, Bagage und Geſchütz nur mit Mühe gerettet werden konnten. Bambergs Wiedereroberung war die Frucht dieſes Sieges; aber den ſchwediſchen General, der ſich in guter Ordnung über den Mainſtrom zurückzog, konnte Graf Tilly, aller angewandten Geſchwindigkeit ungeachtet, nicht mehr einholen. Die Erſcheinung des Königs in Franken, welchem Guſtav Horn den Reſt ſeiner Truppen bei Kitzingen zuführte, ſetzte ſeinen Eroberungen ein ſchnelles Ziel, und zwang ihn,

durch einen zeitigen Rückzug für seine eigene Rettung zu sorgen.

Zu Aschaffenburg hatte der König allgemeine Heerschau über seine Truppen gehalten, deren Anzahl nach der Vereinigung mit Gustav Horn, Banner und Herzog Wilhelm von Weimar auf beinahe vierzigtausend stieg. Nichts hemmte seinen Marsch durch Franken; denn Graf Tilly, viel zu schwach, einen so sehr überlegenen Feind zu erwarten, hatte sich in schnellen Märschen gegen die Donau gezogen. Böhmen und Bayern lagen jetzt dem Könige gleich nahe, und in der Ungewißheit, wohin dieser Eroberer seinen Lauf richten würde, konnte Maximilian nicht sogleich eine Entschließung fassen. Der Weg, welchen man Tilly jetzt nehmen ließ, mußte die Wahl des Königs und das Schicksal beider Provinzen entscheiden. Gefährlich war es, bei der Annäherung eines so furchtbaren Feindes Bayern unvertheidigt zu lassen, um Oesterreichs Gränzen zu schirmen; gefährlicher noch, durch Aufnahme des Tilly in Bayern zugleich auch den Feind in dies Land zu rufen und es zum Schauplatz eines verwüstenden Kampfes zu machen. Die Sorge des Landesvaters siegte endlich über die Bedenklichkeiten des Staatsmanns, und Tilly erhielt Befehl, was auch daraus erfolgen möchte, Bayerns Gränzen mit seiner Macht zu vertheidigen.

Mit triumphirender Freude empfing die Reichsstadt Nürnberg den Beschützer protestantischer Religion und deutscher Freiheit, und der schwärmerische Enthusiasmus der Bürger ergoß sich bei seinem Anblick in rührende Aeußerungen des Jubels und der Bewun-

derung. Guſtav ſelbſt konnte ſein Erſtaunen nicht unterdrücken, ſich hier in dieſer Stadt im Mittelpunkt Deutſchlands zu ſehen, bis wohin er nie gehofft hatte ſeine Fahnen auszubreiten. Der edle ſchöne Anſtand ſeiner Perſon vollendete den Eindruck ſeiner glorreichen Thaten, und die Herablaſſung, womit er die Begrüßungen dieſer Reichsſtadt erwiederte, hatte ihm in wenig Augenblicken alle Herzen erobert. In Perſon beſtätigte er jetzt das Bündniß, das er noch an den Ufern des Belts mit derſelben errichtet hatte, und verband alle Bürger zu einem glühenden Thateneifer und brüderlicher Eintracht gegen den gemeinſchaftlichen Feind. Nach einem kurzen Aufenthalt in Nürnbergs Mauern folgte er ſeiner Armee gegen die Donau, und ſtand vor der Gränzfeſtung Donauwörth, ehe man einen Feind da vermuthete. Eine zahlreiche bayeriſche Beſatzung vertheidigte dieſen Platz und der Anführer derſelben, Rudolph Maximilian, Herzog von Sachſen-Lauenburg, zeigte anfangs die muthigſte Entſchloſſenheit, ſich bis zur Ankunft des Tilly zu halten. Bald aber zwang ihn der Ernſt, mit welchem Guſtav Adolph die Belagerung anfing, auf einen ſchnellen und ſichern Abzug zu denken, den er auch unter dem heftigſten Feuer des ſchwediſchen Geſchützes glücklich ins Werk richtete.

Die Einnahme Donauwörths öffnete dem König das jenſeitige Ufer der Donau, und nur der kleine Lechſtrom trennte ihn noch von Bayern. Dieſe nahe Gefahr ſeiner Länder weckte die ganze Thätigkeit Maximilians, und ſo leicht er es bis jetzt dem Feind gemacht hatte, bis an die Schwelle ſeiner Staaten zu

dringen, ſo entſchloſſen zeigte er ſich nun, ihm den letzten Schritt zu erſchweren. Jenſeits des Lechs, bei der kleinen Stadt Rain, bezog Tilly ein wohlbefeſtigtes Lager, welches von drei Flüſſen umgeben, jedem Angriffe Trotz bot. Alle Brücken über den Lech hatte man abgeworfen, die ganze Länge des Stroms bis Augsburg durch ſtarke Beſatzungen vertheidigt und ſich dieſer Reichsſtadt ſelbſt, welche längſt ſchon ihre Ungeduld blicken ließ, dem Beiſpiel Nürnbergs und Frankfurts zu folgen, durch Einführung einer bayeriſchen Garniſon und Entwaffnung der Bürger verſichert. Der Kurfürſt ſelbſt ſchloß ſich mit allen Truppen, die er hatte aufbringen können, in das Tilly'ſche Lager ein, gleich als ob an dieſem einzigen Poſten alle ſeine Hoffnungen hafteten und das Glück der Schweden an dieſer äußerſten Gränzmauer ſcheitern ſollte.

Bald erſchien Guſtav Adolph am Ufer, den bayeriſchen Verſchanzungen gegenüber, nachdem er ſich das ganze Augsburgiſche Gebiet dieſſeits des Lechs unterworfen und ſeinen Truppen eine reiche Zufuhr aus dieſem Landſtrich geöffnet hatte. Es war im Märzmonat, wo dieſer Strom von häufigen Regengüſſen und von dem Schnee der tyroliſchen Gebirge zu einer ungewöhnlichen Höhe ſchwillt, und zwiſchen ſteilen Ufern mit reißender Schnelligkeit fluthet. Ein gewiſſes Grab öffnete ſich dem waghälſigen Stürmer in ſeinen Wellen, und am entgegenſtehenden Ufer zeigten ihm die feindlichen Kanonen ihre mörderiſchen Schlünde. Ertrotzt er dennoch mitten durch die Wuth des Waſſers und des Feuers den faſt unmöglichen Uebergang, ſo erwartet die ermatteten Truppen ein friſcher und

muthiger Feind in einem unüberwindlichen Lager, und nach Erholung ſchmachtend, finden ſie eine Schlacht. Mit erſchöpfter Kraft müſſen ſie die feindlichen Schanzen erſteigen, deren Feſtigkeit jedes Angriffs zu ſpotten ſcheint. Eine Niederlage an dieſem Ufer erlitten, führt ſie unvermeidlich zum Untergang; denn derſelbe Strom, der ihnen die Bahn zum Siege erſchwert, verſperrt ihnen alle Wege zur Flucht, wenn das Glück ſie verlaſſen ſollte.

Der ſchwediſche Kriegsrath, den der Monarch jetzt verſammelte, machte das ganze Gewicht dieſer Gründe geltend, um die Ausführung eines ſo gefahrvollen Unternehmens zu hindern. Auch die Tapferſten zagten, und eine ehrwürdige Schaar im Dienſte grau gewordener Krieger erröthete nicht, ihre Beſorgniſſe zu geſtehen. Aber der Entſchluß des Königs war gefaßt. „Wie?“ ſagte er zu Guſtav Horn, der das Wort für die Uebrigen führte: „Ueber die Oſtſee, über ſo „viele große Ströme Deutſchlands hätten wir geſetzt, „und vor einem Bache, vor dieſem Lech hier, ſollten „wir ein Unternehmen aufgeben?“ Er hatte bereits bei Beſichtigung der Gegend, die er mit mancher Lebensgefahr anſtellte, die Entdeckung gemacht, daß das diesſeitige Ufer über das jenſeitige merklich hervorrage, und die Wirkung des ſchwediſchen Geſchützes vorzugsweiſe vor dem des Feindes begünſtige. Mit ſchneller Beſonnenheit wußte er dieſen Umſtand zu nützen. Unverzüglich ließ er an der Stelle, wo ſich das linke Ufer des Lechs gegen das rechte zu krümmte, drei Batterien aufwerfen, von welchen zweiundſiebenzig Feldſtücke ein kreuzweiſes Feuer gegen den Feind unterhielten. Während

daß dieſe wüthende Kanonade die Bayern von dem jenſeitigen Ufer entfernte, ließ er in größter Eilfertigkeit über den Lech eine Brücke ſchlagen; ein dicker Dampf, aus angezündetem Holz und naſſem Stroh in Einem fort unterhalten, entzog das aufſteigende Werk lange Zeit den Augen der Feinde, indem zugleich der faſt ununterbrochene Donner des Geſchützes das Getöſe der Zimmerärte unhörbar machte. Er ſelbſt ermunterte durch ſein eigenes Beiſpiel den Eifer der Truppen und brannte mit eigener Hand über ſechzig Kanonen ab. Mit gleicher Lebhaftigkeit wurde dieſe Kanonade zwei Stunden lang von den Bayern, wiewohl mit ungleichem Vortheil, erwiedert, da die hervorragenden Batterien der Schweden das jenſeitige niedere Ufer beherrſchten und die Höhe des ihrigen ihnen gegen das feindliche Geſchütz zur Bruſtwehr diente. Umſonſt ſtrebten die Bayern, die feindlichen Werke vom Ufer aus zu zerſtören; das überlegene Geſchütz der Schweden verſcheuchte ſie, und ſie mußten die Brücke, faſt unter ihren Augen, vollendet ſehen. Tilly that an dieſem ſchrecklichen Tage das Aeußerſte, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch ſo drohende Gefahr konnte ihn von dem Ufer abhalten. Endlich fand ihn der Tod, den er ſuchte. Eine Falconetkugel zerſchmetterte ihm das Bein, und bald nach ihm ward auch Altringer, ſein gleich tapferer Streitgenoſſe, am Kopfe gefährlich verwundet. Von der begeiſternden Gegenwart dieſer beiden Führer verlaſſen, wankten endlich die Bayern, und wider ſeine Neigung wurde ſelbſt Maximilian zu einem kleinmüthigen Entſchluß fortgeriſſen. Von den Vorſtellungen des ſterbenden

Tilly beſiegt, deſſen gewohnte Feſtigkeit der annähernde Tod überwältigt hatte, gab er voreilig ſeinen unüberwindlichen Poſten verloren, und eine von den Schweden entdeckte Furt, durch welche die Reiterei im Begriff war den Uebergang zu wagen, beſchleunigte ſeinen muthloſen Abzug. Noch in derſelben Nacht brach er, ehe noch ein feindlicher Soldat über den Lechſtrom geſetzt hatte, ſein Lager ab, und ohne dem Könige Zeit zu laſſen, ihn auf ſeinem Marſch zu beunruhigen, hatte er ſich in beſter Ordnung nach Neuburg und Ingolſtadt gezogen. Mit Befremdung ſah Guſtav Adolph, der am folgenden Tage den Uebergang vollführte, das feindliche Lager leer, und die Flucht des Kurfürſten erregte ſeine Verwunderung noch mehr, als er die Feſtigkeit des verlaſſenen Lagers entdeckte. „Wär' „ich der Bayer geweſen," rief er erſtaunt aus, „nimmermehr — und hätte mir auch eine Stückkugel Bart „und Kinn weggenommen — nimmermehr würde ich „einen Poſten, wie dieſer da, verlaſſen und dem Feinde „meine Staaten geöffnet haben."

Jetzt alſo lag Bayern dem Sieger offen, und die Kriegsfluth, die bis jetzt nur an den Gränzen dieſes Landes geſtürmt hatte, wälzte ſich zum erſten Male über ſeine lang verſchonten geſegneten Fluren. Bevor ſich aber der König an Eroberung dieſes feindlich geſinnten Landes wagte, entriß er erſt die Reichsſtadt Augsburg dem bayeriſchen Joche, nahm ihre Bürger in Pflichten, und verſicherte ſich ihrer Treue durch eine zurückgelaſſene Beſatzung. Darauf rückte er in beſchleunigten Märſchen gegen Ingolſtadt an, um durch Einnahme dieſer wichtigen Feſtung, welche der Kurfürſt

mit einem großen Theile seines Heeres deckte, seine Eroberungen in Bayern zu sichern und festen Fuß an der Donau zu fassen.

Bald nach seiner Ankunft vor Ingolstadt beschloß der verwundete Tilly in den Mauern dieser Stadt seine Laufbahn, nachdem er alle Launen des untreuen Glücks erfahren hatte. Von der überlegenen Feldherrngröße Gustav Adolphs zermalmt, sah er am Abend seiner Tage alle Lorbeern seiner frühern Siege dahinwelken und befriedigte durch eine Kette von Widerwärtigkeiten die Gerechtigkeit des Schicksals und Magdeburgs zürnende Manen. In ihm verlor die Armee des Kaisers und der Ligue einen unersetzlichen Führer, die katholische Religion den eifrigsten ihrer Vertheidiger, und Maximilian von Bayern den treusten seiner Diener, der seine Treue durch den Tod versiegelte und die Pflichten des Feldherrn auch noch sterbend erfüllte. Sein letztes Vermächtniß an den Kurfürsten war die Ermahnung, die Stadt Regensburg zu besetzen, um Herr der Donau und mit Böhmen in Verbindung zu bleiben.

Mit der Zuversicht, welche die Frucht so vieler Siege zu seyn pflegt, unternahm Gustav Adolph die Belagerung der Stadt, und hoffte durch das Ungestüm des ersten Angriffs ihren Widerstand zu besiegen. Aber die Festigkeit ihrer Werke und die Tapferkeit der Besatzung setzten ihm Hindernisse entgegen, die er seit der Breitenfelder Schlacht nicht zu bekämpfen gehabt hatte, und wenig fehlte, daß die Wälle von Ingolstadt nicht das Ziel seiner Thaten wurden. Beim Recognosciren der Festung streckte ein

Vierundzwanzigpfünder ſein Pferd unter ihm in den Staub, daß er zu Boden ſtürzte, und kurz darauf ward ſein Liebling, der junge Markgraf von Baden, durch eine Stückkugel von ſeiner Seite weggeriſſen. Mit ſchneller Faſſung erhob ſich der König wieder und beruhigte ſein erſchrockenes Volk, indem er ſogleich auf einem andern Pferde ſeinen Weg fortſetzte.

Die Beſitznehmung der Bayern von Regensburg, welche Reichsſtadt der Kurfürſt, dem Rath des Tilly gemäß, durch Liſt überraſchte und durch eine ſtarke Beſatzung in ſeinen Feſſeln hielt, änderte ſchnell den Kriegsplan des Königs. Er ſelbſt hatte ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, dieſe proteſtantiſch geſinnte Reichsſtadt in ſeine Gewalt zu bekommen, und an ihr eine nicht minder ergebene Bundesgenoſſin als an Nürnberg, Augsburg und Frankfurt zu finden. Die Unterjochung derſelben durch die Bayern entfernte auf lange Zeit die Erfüllung ſeines vornehmſten Wunſches, ſich der Donau zu bemächtigen und ſeinem Gegner alle Hülfe von Böhmen aus abzuſchneiden. Schnell verließ er Ingolſtadt, an deſſen Wällen er Zeit und Volk fruchtlos verſchwendete, und drang in das Innerſte von Bayern, um den Kurfürſten zur Beſchützung ſeiner Staaten herbeizulocken und ſo die Ufer der Donau von ihren Vertheidigern zu entblößen.

Das ganze Land bis München lag dem Eroberer offen. Moosburg, Landshut, das ganze Stift Freyſingen unterwarfen ſich ihm; nichts konnte ſeinen Waffen widerſtehen. Fand er aber gleich keine ordentliche Kriegsmacht auf ſeinem Wege, ſo hatte er in der Bruſt jedes Bayern einen deſto unverſöhnlichern

Feind, den Religionsfanatismus, zu bekämpfen. Soldaten, die nicht an den Papſt glaubten, waren auf dieſem Boden eine neue, eine unerhörte Erſcheinung; der blinde Eifer der Pfaffen hatte ſie dem Landmann als Ungeheuer, als Kinder der Hölle, und ihren Anführer als den Antichriſt abgeſchildert. Kein Wunder, wenn man ſich von allen Pflichten der Natur und der Menſchlichkeit gegen dieſe Satansbrut losſprach und zu den ſchrecklichſten Gewaltthaten ſich berechtigt glaubte. Wehe dem ſchwediſchen Soldaten, der einem Haufen dieſer Wilden einzeln in die Hände fiel! Alle Martern, welche die erfinderiſche Wuth nur erdenken mag, wurden an dieſen unglücklichen Schlachtopfern ausgeübt, und der Anblick ihrer verſtümmelten Körper entflammte die Armee zu einer ſchrecklichen Wiedervergeltung. Nur Guſtav Adolph befleckte durch keine Handlung der Rache ſeinen Heldencharakter, und das ſchlechte Vertrauen der Bayern zu ſeinem Chriſtenthum, weit entfernt ihn von den Vorſchriften der Menſchlichkeit gegen dieſes unglückliche Volk zu entbinden, machte es ihm vielmehr zu der heiligſten Pflicht, durch eine deſto ſtrengere Mäßigung ſeinen Glauben zu ehren.

Die Annäherung des Königs verbreitete Schrecken und Furcht in der Hauptſtadt, die, von Vertheidigern entblößt und von den vornehmſten Einwohnern verlaſſen, bei der Großmuth des Siegers allein ihre Rettung ſuchte. Durch eine unbedingte freiwillige Unterwerfung hoffte ſie ſeinen Zorn zu beſänftigen, und ſchickte ſchon bis Freyſingen Deputirte voraus, ihm ihre Thorſchlüſſel zu Füßen zu legen. Wie ſehr auch der König durch die Unmenſchlichkeit der Bayern und

durch die feindſelige Geſinnung ihres Herrn zu einem grauſamen Gebrauch ſeiner Eroberungsrechte gereizt, wie dringend er, ſelbſt von Deutſchen, beſtürmt wurde, Magdeburgs Schickſal an der Reſidenz ihres Zerſtörers zu ahnden, ſo verachtete doch ſein großes Herz dieſe niedrige Rache, und die Werthloſigkeit des Feindes entwaffnete ſeinen Grimm. Zufrieden mit dem edleren Triumph, den Pfalzgrafen Friedrich mit ſiegreichem Pomp in die Reſidenz deſſelben Fürſten zu führen, der das vornehmſte Werkzeug ſeines Falls und der Räuber ſeiner Staaten war, erhöhte er die Pracht ſeines Einzugs durch den ſchönen Glanz der Mäßigung und der Milde.

Der König fand in München nur einen verlaſſenen Palaſt, denn die Schätze des Kurfürſten hatte man nach Werfen geflüchtet. Die Pracht des kurfürſtlichen Schloſſes ſetzte ihn in Erſtaunen, und er fragte den Aufſeher, der ihm die Zimmer zeigte, nach dem Namen des Baumeiſters. „Es iſt kein anderer,“ verſetzte dieſer, „als der Kurfürſt ſelbſt.“ — „Ich möchte ihn haben, dieſen Baumeiſter,“ erwiederte der König, „um ihn nach Stockholm zu ſchicken.“ — „Davor,“ antwortete jener, „wird ſich der Baumeiſter zu hüten wiſſen.“ — Als man das Zeughaus durchſuchte, fanden ſich bloße Laffetten, zu denen die Kanonen fehlten. Die letztern hatte man ſo künſtlich unter dem Fußboden eingeſcharrt, daß ſich keine Spur davon zeigte, und ohne die Verrätherei eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. „Stehet auf von den Todten,“ rief der König, „und kommet zum Gericht!“ — Der Boden ward aufgeriſſen, und man entdeckte gegen hundert und vierzig

Stücke, manche von außerordentlicher Größe, welche größtentheils aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet waren. Ein Schatz von dreißigtausend Ducaten in Golde, der in einem der größern versteckt war, machte das Vergnügen vollkommen, womit dieser kostbare Fund den König überraschte.

Aber eine weit willkommnere Erscheinung würde die bayerische Armee selbst ihm gewesen seyn, welche aus ihren Verschanzungen hervorzulocken, er ins Herz von Bayern gedrungen war. In dieser Erwartung sah sich der König betrogen. Kein Feind erschien, keine noch so dringende Aufforderung seiner Unterthanen konnte den Kurfürsten vermögen, den letzten Ueberrest seiner Macht in einer Feldschlacht aufs Spiel zu setzen. In Regensburg eingeschlossen, harrte er auf die Hülfe, welche ihm der Herzog von Friedland von Böhmen aus zuführen sollte, und versuchte einstweilen, bis der erwartete Beistand erschien, durch Erneuerung der Neutralitäts-Unterhandlungen seinen Feind außer Thätigkeit zu setzen. Aber das zu oft gereizte Mißtrauen des Monarchen vereitelte diesen Zweck, und die vorsätzliche Zögerung Wallensteins ließ Bayern unterdessen den Schweden zum Raub werden.

So weit war Gustav Adolph von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung fortgeschritten, ohne auf seinem Weg einen Feind zu finden, der ihm gewachsen gewesen wäre. Ein Theil von Bayern und Schwaben, Frankens Bisthümer, die untere Pfalz, das Erzstift Mainz lagen bezwungen hinter ihm; bis an die Schwelle der österreichischen Monarchie hatte ein nie unterbrochenes Glück ihn begleitet, und ein glänzender Erfolg

den Operationsplan gerechtfertigt, den er ſich nach dem Breitenfelder Sieg vorgezeichnet hatte. Wenn er ihm gleich nicht, wie er wünſchte, gelungen war, die gehoffte Vereinigung unter den proteſtantiſchen Reichsſtänden durchzuſetzen, ſo hatte er doch die Glieder der katholiſchen Ligue entwaffnet oder geſchwächt, den Krieg größtentheils auf ihre Koſten beſtritten, die Hülfsquellen des Kaiſers vermindert, den Muth der ſchwächern Stände geſtärkt und durch die gebrandſchatzten Länder der kaiſerlichen Alliirten einen Weg nach den öſterreichiſchen Staaten gefunden. Wo er durch die Gewalt der Waffen keinen Gehorſam erpreſſen konnte, da leiſtete ihm die Freundſchaft der Reichsſtädte, die er durch die vereinigten Bande der Politik und Religion an ſich zu feſſeln gewußt hatte, die wichtigſten Dienſte, und er konnte, ſo lange er die Ueberlegenheit im Felde behielt, Alles von ihrem Eifer erwarten. Durch ſeine Eroberungen am Rhein waren die Spanier von der Unterpfalz abgeſchnitten, wenn ihnen der niederländiſche Krieg auch noch Kräfte ließ, Theil an dem deutſchen zu nehmen; auch der Herzog von Lothringen hatte nach ſeinem verunglückten Feldzuge die Neutralität vorgezogen. Noch ſo viele längs ſeines Zuges durch Deutſchland zurückgelaſſene Beſatzungen hatten ſein Heer nicht vermindert, und noch eben ſo friſch, als es dieſen Zug angetreten hatte, ſtand es jetzt mitten in Bayern, entſchloſſen und gerüſtet, den Krieg in das Innerſte von Oeſterreich zu wälzen.

Während daß Guſtav Adolph den Krieg im Reiche mit ſolcher Ueberlegenheit führte, hatte das Glück ſeinen Bundesgenoſſen, den Kurfürſten von

Sachſen, auf einem andern Schauplatz nicht weniger begünſtigt. Man erinnert ſich, daß bei der Berathſchlagung, welche nach der Leipziger Schlacht zwiſchen beiden Fürſten zu Halle angeſtellt worden, die Eroberung Böhmens dem Kurfürſten von Sachſen zum Antheil fiel, indem der König für ſich ſelbſt den Weg nach den liguiſtiſchen Ländern erwählte. Die erſte Frucht, welche der Kurfürſt von dem Siege bei Breitenfeld erntete, war die Wiedereroberung von Leipzig, worauf in kurzer Zeit die Befreiung des ganzen Kreiſes von den kaiſerlichen Beſatzungen folgte. Durch die Mannſchaft verſtärkt, welche von der feindlichen Garniſon zu ihm übertrat, richtete der ſächſiſche General von Arnheim ſeinen Marſch nach der Lauſitz, welche Provinz ein kaiſerlicher General, Rudolph von Tiefenbach, mit einer Armee überſchwemmt hatte, den Kurfürſten von Sachſen wegen ſeines Uebertritts zu der Partei des Feindes zu züchtigen. Schon hatte er in dieſer ſchlecht vertheidigten Provinz die gewöhnlichen Verwüſtungen angefangen, mehrere Städte erobert und Dresden ſelbſt durch ſeine drohende Annäherung erſchreckt. Aber dieſe reißenden Fortſchritte hemmte plötzlich ein ausdrücklicher wiederholter Befehl des Kaiſers, alle ſächſiſchen Beſitzungen mit Krieg zu verſchonen.

Zu ſpät erkannte Ferdinand die fehlerhafte Politik, die ihn verleitet hatte, den Kurfürſten von Sachſen aufs Aeußerſte zu bringen, und dem König von Schweden dieſen wichtigen Bundesgenoſſen gleichſam mit Gewalt zuzuführen. Was er durch einen unzeitigen Trotz verdarb, wollte er jetzt durch eine eben ſo übel angebrachte Mäßigung wieder gut machen, und

er beging einen zweiten Fehler, indem er den ersten verbessern wollte. Seinem Feind einen so mächtigen Alliirten zu rauben, erneuerte er durch Vermittelung der Spanier die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten, und, den Fortgang derselben zu erleichtern, mußte Tiefenbach sogleich alle sächsischen Länder verlassen. Aber diese Demüthigung des Kaisers, weit entfernt die gehoffte Wirkung hervorzubringen, entdeckte dem Kurfürsten nur die Verlegenheit seines Feindes und seine eigene Wichtigkeit, und ermunterte ihn vielmehr, die errungenen Vortheile desto lebhafter zu verfolgen. Wie konnte er auch, ohne sich durch den schändlichsten Undank verächtlich zu machen, einem Alliirten entsagen, dem er die heiligsten Versicherungen seiner Treue gegeben, dem er für die Rettung seiner Staaten, ja selbst seines Kurhuts verpflichtet war?

Die sächsische Armee, des Zugs nach der Lausitz überhoben, nahm also ihren Weg nach Böhmen, wo ein Zusammenfluß günstiger Ereigniße ihr im voraus den Sieg zu versichern schien. Noch immer glimmte in diesem Königreiche, dem ersten Schauplatz dieses verderblichen Kriegs, das Feuer der Zwietracht unter der Asche, und durch den fortgesetzten Bruch der Tyrannei wurde dem Unwillen der Nation mit jedem Tage neue Nahrung gegeben. Wohin man die Augen richtete, zeigte dieses unglückliche Land Spuren der traurigsten Veränderung. Ganze Ländereien hatten ihre Besitzer gewechselt und seufzten unter dem verhaßten Joche katholischer Herren, welche die Gunst des Kaisers und der Jesuiten mit dem Raube der vertriebenen Protestanten bekleidet hatte. Andere hatten das

Elend benutzt, die eingezogenen Güter der Verwiesenen um geringe Preise an sich zu kaufen. Das Blut der vornehmsten Freiheitsverfechter war auf Henkerbühnen verspritzt worden, und welche durch eine zeitige Flucht dem Verderben entrannen, irrten ferne von ihrer Heimat im Elend umher, während daß die geschmeidigen Sklaven des Despotismus ihr Erbe verschwelgten. Unerträglicher als der Druck dieser kleinen Tyrannen war der Gewissenszwang, welcher die ganze protestantische Partei dieses Königreichs ohne Unterschied belastete. Keine Gefahr von außen, keine noch so ernstliche Widersetzung der Nation, keine noch so abschreckende Erfahrung hatte dem Bekehrungseifer der Jesuiten ein Ziel setzen können: wo der Weg der Güte nichts fruchtete, bediente man sich soldatischer Hülfe, die Verirrten in den Schafstall der Kirche zurück zu ängstigen. Am härtesten traf dieses Schicksal die Bewohner des Joachimsthals, im Gränzgebirge zwischen Böhmen und Meißen. Zwei kaiserliche Commissarien, durch eben so viele Jesuiten und fünfzehn Musketiere unterstützt, zeigten sich in diesem friedlichen Thale, das Evangelium den Ketzern zu predigen. Wo die Beredtsamkeit der Erstern nicht zulangte, suchte man durch gewaltsame Einquartierung der Letztern in die Häuser, durch angedrohte Verbannung, durch Geldstrafen seinen Zweck durchzusetzen. Aber für diesmal siegte die gute Sache, und der herzhafte Widerstand dieses kleinen Volks nöthigte den Kaiser, sein Bekehrungsmandat schimpflich zurückzunehmen. Das Beispiel des Hofes diente den Katholiken des Königreichs zur Richtschnur ihres Betragens und rechtfertigte alle Arten der Unter-

drückung, welche ihr Uebermuth gegen die Protestanten auszuüben versucht war. Kein Wunder, wenn diese schwer verfolgte Partei einer Veränderung günstig wurde und ihrem Befreier, der sich jetzt an der Gränze zeigte, mit Sehnsucht entgegen sah.

Schon war die sächsische Arme im Anzuge gegen Prag. Aus allen Plätzen, vor denen sie erschien, waren die kaiserlichen Besatzungen gewichen. Schlöckenau, Tetschen, Außig, Leutmeritz fielen schnell nach einander in Feindes Hand, jeder katholische Ort wurde der Plünderung preisgegeben. Schrecken ergriff alle Papisten des Königreichs, und eingedenk der Mißhandlung, welche sie an den Evangelischen ausgeübt hatten, wagten sie es nicht, die rächende Ankunft eines protestantischen Heeres zu erwarten. Alles, was katholisch war und etwas zu verlieren hatte, eilte vom Lande nach der Hauptstadt, um auch die Hauptstadt eben so schnell wieder zu verlassen. Prag selbst war auf keinen Angriff bereitet, und an Mannschaft zu arm, um eine lange Belagerung aushalten zu können. Zu spät hatte man sich am Hofe des Kaisers entschlossen, den Feldmarschall Tiefenbach zu Vertheidigung dieser Hauptstadt herbei zu rufen. Ehe der kaiserliche Befehl die Standquartiere dieses Generals in Schlesien erreichte, waren die Sachsen nicht ferne mehr von Prag, die halb protestantische Bürgerschaft versprach wenig Eifer, und die schwache Garnison ließ keinen langen Widerstand hoffen. In dieser schrecklichen Bedrängniß erwarteten die katholischen Einwohner ihre Rettung von Wallenstein, der in den Mauern dieser Stadt als Privatmann lebte. Aber weit entfernt seine Kriegserfahrung und das

Gewicht seines Ansehens zu Erhaltung der Stadt anzuwenden, ergriff er vielmehr den willkommenen Augenblick, seine Rache zu befriedigen. Wenn er es auch nicht war, der die Sachsen nach Prag lockte, so war es doch gewiß sein Betragen, was ihnen die Einnahme dieser Stadt erleichterte. Wie wenig diese auch zu einem langen Widerstande geschickt war, so fehlte es ihr dennoch nicht an Mitteln, sich bis zur Ankunft eines Entsatzes zu behaupten; und ein kaiserlicher Oberster, Graf Maradas, bezeigte wirklich Lust, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Aber ohne Commando und durch nichts als seinen Eifer und seine Tapferkeit zu diesem Wagestück aufgefordert, unterstand er sich nicht, es auf eigene Gefahr, ohne die Beistimmung eines Höhern, in's Werk zu setzen. Er suchte also Rath bei dem Herzog von Friedland, dessen Billigung den Mangel einer kaiserlichen Vollmacht ersetzte und an den die böhmische Generalität durch einen ausdrücklichen Befehl vom Hof in dieser Extremität angewiesen war. Aber arglistig hüllte sich dieser in seine Dienstlosigkeit und seine gänzliche Zurückziehung von der politischen Bühne, und schlug die Entschlossenheit des Subalternen durch die Bedenklichkeiten darnieder, die er, als der Mächtige, blicken ließ. Die Muthlosigkeit allgemein und vollkommen zu machen, verließ er endlich gar mit seinem ganzen Hofe die Stadt, so wenig er auch bei Einnahme derselben von dem Feinde zu fürchten hatte; und sie ging eben dadurch verloren, daß er sie durch seinen Abzug verloren gab. Seinem Beispiele folgte der ganze katholische Adel, die Generalität mit den Truppen, die Geistlichkeit, alle

Beamten der Krone; die ganze Nacht brachte man damit zu, ſeine Perſonen, ſeine Güter zu flüchten. Alle Straßen bis Wien waren mit Fliehenden angefüllt, die ſich nicht eher als in der Kaiſerſtadt von ihrem Schrecken erholten. Maradas ſelbſt, an Prags Errettung verzweifelnd, folgte den Uebrigen und führte ſeine kleine Mannſchaft bis Tabor, wo er den Ausgang erwarten wollte.

Tiefe Stille herrſchte in Prag, als die Sachſen am andern Morgen davor erſchienen; keine Anſtalt zur Vertheidigung, nicht ein einziger Schuß von den Wällen, der eine Gegenwehr der Bewohner verkündigte. Vielmehr ſammelte ſich eine Menge von Zuſchauern um ſie her, welche die Neugier aus der Stadt gelockt hatte, das feindliche Heer zu betrachten; und die friedliche Vertraulichkeit, womit ſie ſich näherten, glich vielmehr einer freundſchaftlichen Begrüßung, als einem feindlichen Empfange. Aus dem übereinſtimmenden Bericht dieſer Leute erfuhr man, daß die Stadt leer an Soldaten und die Regierung nach Budweiß geflüchtet ſey. Dieſer unerwartete, unerklärbare Mangel an Widerſtand erregte Arnheims Mißtrauen um ſo mehr, da ihm die eilfertige Annäherung des Entſatzes aus Schleſien kein Geheimniß, und die ſächſiſche Armee mit Belagerungswerkzeugen zu wenig verſehen, auch an Anzahl bei weitem zu ſchwach war, um eine ſo große Stadt zu beſtürmen. Vor einem Hinterhalt bange, verdoppelte er ſeine Wachſamkeit; und er ſchwebte in dieſer Furcht, bis ihm der Haushofmeiſter des Herzogs von Friedland, den er unter dem Haufen entdeckte, dieſe unglaubliche Nachricht bekräftigte. „Die Stadt

iſt ohne Schwertſtreich unſer," rief er jetzt voll Verwunderung ſeinen Oberſten zu, und ließ ſie unverzüglich durch einen Trompeter auffordern.

Die Bürgerſchaft von Prag, von ihren Vertheidigern ſchimpflich im Stich gelaſſen, hatte ihren Entſchluß längſt gefaßt, und es kam bloß darauf an, Freiheit und Eigenthum durch eine vortheilhafte Capitulation in Sicherheit zu ſetzen. Sobald dieſe von dem ſächſiſchen General im Namen ſeines Herrn unterzeichnet war, öffnete man ihm ohne Widerſetzung die Thore, und die Armee hielt am 11ten November des Jahres 1631 ihren triumphirenden Einzug. Bald folgte der Kurfürſt ſelbſt nach, um die Huldigung ſeiner neuen Schutzbefohlenen in Perſon zu empfangen; denn nur unter dieſem Namen hatten ſich ihm die drei Prager Städte ergeben; ihre Verbindung mit der öſterreichiſchen Monarchie ſollte durch dieſen Schritt nicht zerriſſen ſeyn. So übertrieben groß die Furcht der Papiſten vor den Repreſſalien der Sachſen geweſen war, ſo angenehm überraſchte ſie die Mäßigung des Kurfürſten und die gute Mannszucht der Truppen. Beſonders legte der Feldmarſchall von Arnheim ſeine Ergebenheit gegen den Herzog von Friedland bei dieſer Gelegenheit an den Tag. Nicht zufrieden, alle Ländereien deſſelben auf ſeinem Hermarſch verſchont zu haben, ſtellte er jetzt noch Wachen an ſeinen Palaſt, damit ja nichts daraus entwendet würde. Die Katholiken der Stadt erfreuten ſich der vollkommenſten Gewiſſensfreiheit, und von allen Kirchen, welche ſie den Proteſtanten entriſſen hatten, wurden dieſen nur vier zurückgegeben. Die Jeſuiten allein, welchen

die allgemeine Stimme alle bisherigen Bedrückungen Schuld gab, waren von dieſer Duldung ausgeſchloſſen und mußten das Königreich meiden.

Johann Georg verläugnete ſelbſt als Sieger die Demuth und Unterwürfigkeit nicht, die ihm der kaiſerliche Name einflößte, und was ſich ein kaiſerlicher General, wie Tilly und Wallenſtein, zu Dresden gegen ihn unfehlbar würde herausgenommen haben, erlaubte er ſich zu Prag nicht gegen den Kaiſer. Sorgfältig unterſchied er den Feind, mit dem er Krieg führte, von dem Reichsoberhaupte, dem er Ehrfurcht ſchuldig war. Er unterſtand ſich nicht, das Hausgeräthe des Letztern zu berühren, indem er ſich ohne Bedenken die Kanonen des Erſtern als gute Beute zueignete und ſie nach Dresden bringen ließ. Nicht im kaiſerlichen Palaſt, ſondern im Lichtenſteiniſchen Hauſe nahm er ſeine Wohnung, zu beſcheiden, die Zimmer desjenigen zu beziehen, dem er ein Königreich entriß. Würde uns dieſer Zug von einem großen Mann und einem Helden berichtet, er würde uns mit Recht zur Bewunderung hinreißen. Der Charakter des Fürſten, bei dem er gefunden wird, berechtigt uns zu dem Zweifel, ob wir in dieſer Enthaltung mehr den ſchönen Sieg der Beſcheidenheit ehren oder die kleinliche Geſinnung des ſchwachen Geiſtes bemitleiden ſollen, den das Glück ſelbſt nie kühn macht und die Freiheit ſelbſt nie der gewohnten Feſſeln entledigt.

Die Einnahme in Prag, auf welche in kurzer Zeit Unterwerfung der mehrſten Städte folgte, bewirkte eine ſchnelle und große Veränderung in dem Königreiche. Viele von dem proteſtantiſchen Adel, welche bisher im

Elend herum geirrt waren, fanden sich wieder in ihrem Vaterlande ein, und der Graf von Thurn, der berüchtigte Urheber des böhmischen Aufruhrs, erlebte die Herrlichkeit, auf dem ehemaligen Schauplatze seines Verbrechens und seiner Verurtheilung sich als Sieger zu zeigen. Ueber dieselbe Brücke, wo ihm die aufgespießten Köpfe seiner Anhänger das ihn selbst erwartende Schicksal furchtbar vor Augen malten, hielt er jetzt seinen triumphirenden Einzug, und sein erstes Geschäft war, diese Schreckbilder zu entfernen. Die Verwiesenen setzten sich sogleich in den Besitz ihrer Güter, deren jetzige Eigenthümer die Flucht ergriffen hatten. Unbekümmert, wer diesen die aufgewandten Summen erstatten würde, rissen sie Alles, was ihre gewesen war, an sich, auch wenn sie selbst den Kaufpreis dafür gezogen hatten, und Mancher unter ihnen fand Ursache, die gute Wirthschaft der bisherigen Verwalter zu rühmen. Felder und Heerden hatten unterdessen in der zweiten Hand vortrefflich gewuchert. Mit dem kostbarsten Hausrath waren die Zimmer geschmückt, die Keller, welche sie leer verlassen hatten, reichlich gefüllt, die Ställe bevölkert, die Magazine beladen. Aber mißtrauisch gegen ein Glück, das so unverhofft auf sie hereinstürmte, eilten sie, diese unsichern Besitzungen wieder loszuschlagen und den unbeweglichen Segen in bewegliche Güter zu verwandeln.

Die Gegenwart der Sachsen belebte den Muth aller Protestantischgesinnten des Königreichs, und auf dem Lande wie in der Hauptstadt sah man ganze Schaaren zu den neu eröffneten evangelischen Kirchen eilen. Viele, welche nur die Furcht im Gehorsam gegen das

Papſtthum erhalten hatte, wandten ſich jetzt öffentlich zu der neuen Lehre, und manche der neubekehrten Katholiken ſchwuren freudig ein erzwungenes Bekenntniß ab, um ihren früheren Ueberzeugungen zu folgen. Alle bewieſene Duldſamkeit der neuen Regierung konnte den Ausbruch des gerechten Unwillens nicht verhindern, den dieſes mißhandelte Volk die Unterdrücker ſeiner heiligſten Freiheit empfinden ließ. Fürchterlich bediente es ſich ſeiner wieder erlangten Rechte, und ſeinen Haß gegen die aufgedrungene Religion ſtillte an manchen Orten nur das Blut ihrer Verkündiger.

Unterdeſſen war der Succurs, den die kaiſerlichen Generale von Götz und von Tiefenbach aus Schleſien herbeiführten, in Böhmen angelangt, wo einige Regimenter des Grafen Tilly aus der obern Pfalz zu ihm ſtießen. Ihn zu zerſtreuen, ehe ſich ſeine Macht vermehrte, rückte Arnheim mit einem Theil der Armee aus Prag ihm entgegen und that bei Nimburg an der Elbe einen muthigen Angriff auf ſeine Verſchanzungen. Nach einem hitzigen Gefechte ſchlug er endlich, nicht ohne großen Verluſt, die Feinde aus ihrem befeſtigten Lager und zwang ſie durch die Heftigkeit ſeines Feuers, den Rückweg über die Elbe zu nehmen und die Brücke abzubrechen, die ſie herüber gebracht hatte. Doch konnte er nicht verhindern, daß ihm die Kaiſerlichen nicht in mehrern kleinen Gefechten Abbruch thaten und die Kroaten ſelbſt bis an die Thore von Prag ihre Streifereien erſtreckten. Wie glänzend und viel verſprechend auch die Sachſen den böhmiſchen Feldzug eröffnet hatten, ſo rechtfertigte der Erfolg doch keineswegs Guſtav Adolphs Erwartungen.

Anſtatt mit unaufhaltſamer Gewalt die errungenen Vortheile zu verfolgen, durch das bezwungene Böhmen ſich zu der ſchwediſchen Armee durchzuſchlagen und in Vereinigung mit ihr den Mittelpunkt der kaiſerlichen Macht anzugreifen, ſchwächten ſie ſich in einem anhaltenden kleinen Krieg mit dem Feinde, wobei der Vortheil nicht immer auf ihrer Seite war, und die Zeit für eine größere Unternehmung fruchtlos verſchwendet wurde. Aber Johann Georgs nachfolgendes Betragen deckte die Triebfedern auf, welche ihn abgehalten hatten, ſich ſeines Vortheils über den Kaiſer zu bedienen und die Entwürfe des Königs von Schweden durch eine zweckmäßige Wirkſamkeit zu befördern.

Der größte Theil von Böhmen war jetzt für den Kaiſer verloren und die Sachſen von dieſer Seite her gegen Oeſterreich im Anzug, während daß der ſchwediſche Monarch durch Franken, Schwaben und Bayern nach den kaiſerlichen Erbſtaaten einen Weg ſich bahnte. Ein langer Krieg hatte die Kräfte der öſterreichiſchen Monarchie verzehrt, die Länder erſchöpft, die Armeen vermindert. Dahin war der Ruhm ihrer Siege, das Vertrauen auf Unüberwindlichkeit, der Gehorſam, die gute Mannszucht der Truppen, welche dem ſchwediſchen Heerführer eine ſo entſchiedene Ueberlegenheit im Felde verſchaffte. Entwaffnet waren die Bundesgenoſſen des Kaiſers, oder die auf ſie ſelbſt hereinſtürmende Gefahr hatte ihre Treue erſchüttert. Selbſt Maximilian von Bayern, Oeſterreichs mächtigſte Stütze, ſchien den verführeriſchen Einladungen zur Neutralität nachzugeben; die verdächtige Allianz dieſes Fürſten mit

Frankreich hatte den Kaiſer längſt ſchon mit Beſorgniſſen erfüllt. Die Biſchöfe von Würzburg und Bamberg, der Kurfürſt von Mainz, der Herzog von Lothringen, waren aus ihren Ländern vertrieben, oder doch gefährlich bedroht; Trier ſtand im Begriff, ſich unter franzöſiſchen Schutz zu begeben. Spaniens Waffen beſchäftigte die Tapferkeit der Holländer in den Niederlanden, während daß Guſtav Adolph ſie vom Rheinſtrom zurückſchlug; Polen feſſelte noch der Stillſtand mit dieſem Fürſten. Die ungariſchen Gränzen bedrohte der ſiebenbürgiſche Fürſt Ragotzy, ein Nachfolger Bethlen Gabors und der Erbe ſeines unruhigen Geiſtes; die Pforte ſelbſt machte bedenkliche Zurüſtungen, den günſtigen Zeitpunkt zu nutzen. Die mehrſten proteſtantiſchen Reichsſtände, kühn gemacht durch das Waffenglück ihres Beſchützers, hatten öffentlich und thätlich gegen den Kaiſer Partei ergriffen. Alle Hülfsquellen, welche ſich die Frechheit eines Tilly und Wallenſtein durch gewaltſame Erpreſſungen in dieſen Ländern geöffnet hatte, waren nunmehr vertrocknet, alle dieſe Werbeplätze, dieſe Magazine, dieſe Zufluchtsörter für den Kaiſer verloren, und der Krieg konnte nicht mehr wie vormals auf fremde Koſten beſtritten werden. Seine Bedrängniſſe vollkommen zu machen, entzündet ſich im Land ob der Ens ein gefährlicher Aufruhr; der unzeitige Bekehrungseifer der Regierung bewaffnet das proteſtantiſche Landvolk, und der Fanatismus ſchwingt ſeine Fackel, indem der Feind ſchon an den Pforten des Reichs ſtürmt. Nach einem ſo langen Glücke, nach einer ſo glänzenden Reihe von Siegen, nach ſo herrlichen Eroberungen, nach ſo viel

unnütz verſpritztem Blute, ſieht ſich der öſterreichiſche Monarch zum zweiten Mal an denſelben Abgrund geführt, in den er beim Antritt ſeiner Regierung zu ſtürzen drohte. Ergriff Bayern die Neutralität, widerſtand Kurſachſen der Verführung und entſchloß ſich Frankreich, die ſpaniſche Macht zugleich in den Niederlanden, in Italien und Catalonien anzufallen, ſo ſtürzte der ſtolze Bau von Oeſterreichs Größe zuſammen, die alliirten Kronen theilten ſich in ſeinen Raub, und der deutſche Staatskörper ſah einer gänzlichen Verwandlung entgegen.

Die ganze Reihe dieſer Unglücksfälle begann mit der Breitenfelder Schlacht, deren unglücklicher Ausgang den längſt ſchon entſchiedenen Verfall der öſterreichiſchen Macht, den bloß der täuſchende Schimmer eines großen Namens verſteckt hatte, ſichtbar machte. Ging man zu den Urſachen zurück, welche den Schweden eine ſo furchtbare Ueberlegenheit im Felde verſchafften, ſo fand man ſie größtentheils in der unumſchränkten Gewalt ihres Anführers, der alle Kräfte ſeiner Partei in einem einzigen Punkte vereinigte und, durch keine höhere Autorität in ſeinen Unternehmungen gefeſſelt, vollkommener Herr jedes günſtigen Augenblicks, alle Mittel zu ſeinem Zwecke beherrſchte und von Niemand als ſich ſelbſt Geſetze empfing. Aber ſeit Wallenſteins Abdankung und Tilly's Niederlage zeigte ſich auf Seiten des Kaiſers und der Ligue von dieſem Allen gerade das Widerſpiel. Den Generalen gebrach es an Anſehen bei den Truppen und an der ſo nöthigen Freiheit zu handeln, den Soldaten an Gehorſam und Mannszucht, den zerſtreuten Corps an übereinſtimmender

Wirkſamkeit, den Ständen an gutem Willen, den Oberhäuptern an Eintracht, an Schnelligkeit des Entſchluſſes und an Feſtigkeit bei Vollſtreckung deſſelben. Nicht ihre größere Macht, nur der beſſere Gebrauch, den ſie von ihren Kräften zu machen wußten, war es, was den Feinden des Kaiſers ein ſo entſchiedenes Uebergewicht gab. Nicht an Mitteln, nur an einem Geiſte, der ſie anzuwenden Fähigkeit und Vollmacht beſaß, fehlte es der Ligue und dem Kaiſer. Hätte Graf Tilly auch nie ſeinen Ruhm verloren, ſo ließ das Mißtrauen gegen Bayern doch nicht zu, das Schickſal der Monarchie in die Hände eines Mannes zu geben, der ſeine Anhänglichkeit an das bayeriſche Haus nie verläugnete. Ferdinands dringendſtes Bedürfniß war alſo ein Feldherr, der gleich viel Erfahrenheit beſaß, eine Armee zu bilden und anzuführen, und der ſeine Dienſte dem öſterreichiſchen Hauſe mit blinder Ergebenheit widmete.

Die Wahl eines ſolchen war es, was nunmehr den geheimen Rath des Kaiſers beſchäftigte und die Mitglieder deſſelben unter einander entzweite. Einen König dem andern gegenüber zu ſtellen und durch die Gegenwart ihres Herrn den Muth der Truppen zu entflammen, ſtellte ſich Ferdinand im erſten Feuer des Affects ſelbſt als den Führer ſeiner Armee dar; aber es koſtete wenig Mühe, einen Entſchluß umzuſtoßen, den nur Verzweiflung eingab und das erſte ruhige Nachdenken widerlegte. Doch was dem Kaiſer ſeine Würde und die Laſt des Regentenamts verbot, erlaubten die Umſtände ſeinem Sohne, einem Jüngling von Fähigkeit und Muth, auf den die öſterreichiſchen Unterthanen

Genugthuung ohne Gleichen verſchaffte. Das Schickſal ſelbſt hatte ſich zu ſeinem Rächer aufgeſtellt, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen, die ſeit dem Tage ſeiner Abdankung über Oeſterreich hereinſtürmte, dem Kaiſer ſelbſt das Geſtändniß entriſſen, daß mit dieſem Feldherrn ſein rechter Arm ihm abgehauen worden ſey. Jede Niederlage ſeiner Truppen erneuerte dieſe Wunde, jeder verlorne Platz warf dem betrogenen Monarchen ſeine Schwäche und ſeinen Undank vor. Glücklich genug, hätte er in dem beleidigten General nur einen Anführer ſeiner Heere, nur einen Vertheidiger ſeiner Staaten verloren — aber er fand in ihm einen Feind, und den gefährlichſten von allen, weil er gegen den Streich des Verräthers am wenigſten vertheidigt war.

Entfernt von der Kriegsbühne und zu einer folternden Unthätigkeit verurtheilt, während daß ſeine Nebenbuhler auf dem Felde des Ruhms ſich Lorbeern ſammelten, hatte der ſtolze Herzog dem Wechſel des Glücks mit verſtellter Gelaſſenheit zugeſehen und im ſchimmernden Gepränge eines Theaterhelden die düſtern Entwürfe ſeines arbeitenden Geiſtes verborgen. Von einer glühenden Leidenſchaft aufgerieben, während daß eine fröhliche Außenſeite Ruhe und Müßiggang log, brütete er ſtill die ſchreckliche Geburt der Rachbegierde und Ehrſucht zur Reife, und näherte ſich langſam, aber ſicher dem Ziele. Erloſchen war Alles in ſeiner Erinnerung, was er durch den Kaiſer geworden war; nur was er für den Kaiſer gethan hatte, ſtand mit glühenden Zügen in ſein Gedächtniß geſchrieben. Seinem unerſättlichen Durſt nach Größe und Macht war

der Undank des Kaisers willkommen, der seinen Schuldbrief zu zerreißen und ihn jeder Pflicht gegen den Urheber seines Glücks zu entbinden schien. Entsündigt und gerechtfertigt erschienen ihm jetzt die Entwürfe seiner Ehrsucht im Gewand einer rechtmäßigen Wiedervergeltung. In eben dem Maß, als sein äußerer Wirkungskreis sich verengte, erweiterte sich die Welt seiner Hoffnungen, und seine schwärmende Einbildungskraft verlor sich in unbegränzten Entwürfen, die in jedem andern Kopf als dem seinigen nur der Wahnsinn erzeugen kann. So hoch, als der Mensch nur immer durch eigene Kraft sich zu erheben vermag, hatte sein Verdienst ihn emporgetragen; nichts von allem dem, was dem Privatmann und Bürger innerhalb seiner Pflichten erreichbar bleibt, hatte das Glück ihm verweigert. Bis auf den Augenblick seiner Entlassung hatten seine Ansprüche keinen Widerstand, sein Ehrgeiz keine Gränzen erfahren; der Schlag, der ihn auf dem Regensburger Reichstag zu Boden streckte, zeigte ihm den Unterschied zwischen ursprünglicher und übertragener Gewalt, und den Abstand des Unterthans von dem Gebieter. Aus dem bisherigen Taumel seiner Herrschergröße durch diesen überraschenden Glückswechsel aufgeschreckt, verglich er die Macht, die er besessen, mit derjenigen, durch welche sie ihm entrissen wurde, und sein Ehrgeiz bemerkte die Stufe, die auf der Leiter des Glücks noch für ihn zu ersteigen war. Erst nachdem er das Gewicht der höchsten Gewalt mit schmerzhafter Wahrheit erfahren, streckte er lüstern die Hände darnach aus; der Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine

Beleidigung gereizt, hätte er folgſam ſeine Bahn um die Majeſtät des Thrones beſchrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendſte ſeiner Trabanten zu ſeyn; erſt nachdem man ihn gewaltſam aus ſeinem Kreiſe ſtieß, verwirrte er das Syſtem, dem er angehörte, und ſtürzte ſich zermalmend auf ſeine Sonne.

Guſtav Adolph durchwanderte den deutſchen Norden mit ſiegendem Schritte; ein Platz nach dem andern ging an ihn verloren, und bei Leipzig fiel der Kern der kaiſerlichen Macht. Das Gerücht dieſer Niederlage drang bald auch zu Wallenſteins Ohren, der, zu Prag in die Dunkelheit des Privatſtandes zurückgeſchwunden, aus ruhiger Ferne den tobenden Kriegsſturm betrachtete. Was die Bruſt aller Katholiken mit Unruhe erfüllte, verkündigte ihm Größe und Glück; nur für ihn arbeitete Guſtav Adolph. Kaum hatte der Letztere angefangen, ſich durch ſeine Kriegsthaten in Achtung zu ſetzen, ſo verlor der Herzog von Friedland keinen Augenblick, ſeine Freundſchaft zu ſuchen und mit dieſem glücklichen Feinde Oeſterreichs gemeine Sache zu machen. Der vertriebene Graf von Thurn, der dem Könige von Schweden ſchon längſt ſeine Dienſte gewidmet, übernahm es, dem Monarchen Wallenſteins Glückwünſche zu überbringen und ihn zu einem engern Bündniſſe mit dem Herzoge einzuladen. Fünfzehntauſend Mann begehrte Wallenſtein von dem Könige, um mit Hülfe derſelben und mit den Truppen, die er ſelbſt zu werben ſich anheiſchig machte, Böhmen und Mähren zu erobern, Wien zu überfallen, und den Kaiſer, ſeinen Herrn, bis nach Italien zu verjagen. So ſehr das Unerwartete dieſes Antrags und das

Uebertriebene der gemachten Verſprechungen das Mißtrauen Guſtav Adolphs erregte, ſo war er doch ein zu guter Kenner des Verdienſtes, um einen ſo wichtigen Freund mit Kaltſinn zurückzuweiſen. Nachdem aber Wallenſtein, durch die günſtige Aufnahme dieſes erſten Verſuches ermuntert, nach der Breitenfelder Schlacht ſeinen Antrag erneuerte und auf eine beſtimmte Erklärung drang, trug der vorſichtige Monarch Bedenken, an die chimäriſchen Entwürfe dieſes verwegenen Kopfs ſeinen Ruhm zu wagen und der Redlichkeit eines Mannes, der ſich ihm als Verräther ankündigte, eine ſo zahlreiche Mannſchaft anzuvertrauen. Er entſchuldigte ſich mit der Schwäche ſeiner Armee, die auf ihrem Zug in das Reich durch eine ſo ſtarke Verminderung leiden würde, und verſcherzte aus übergroßer Vorſicht vielleicht die Gelegenheit, den Krieg auf das Schnellſte zu endigen. Zu ſpät verſuchte er in der Folge die zerriſſenen Unterhandlungen zu erneuern; der günſtige Moment war vorüber, und Wallenſteins beleidigter Stolz vergab ihm dieſe Geringſchätzung nie.

Aber dieſe Weigerung des Königs beſchleunigte wahrſcheinlich nur den Bruch, den die Form dieſer beiden Charaktere ganz unvermeidlich machte. Beide geboren, Geſetze zu geben, nicht ſie zu empfangen, konnten nimmermehr in einer Unternehmung vereinigt bleiben, die mehr als jede andere Nachgiebigkeit und gegenſeitige Opfer nothwendig macht. Wallenſtein war Nichts, wo er nicht Alles war; er mußte entweder gar nicht oder mit vollkommenſter Freiheit handeln. Eben ſo herzlich haßte Guſtav Adolph jede

Abhängigkeit, und wenig fehlte, daß er selbst die so vortheilhafte Verbindung mit dem französischen Hofe nicht zerrissen hätte, weil die Anmaßungen desselben seinem selbstthätigen Geiste Fesseln anlegten. Jener war für die Partei verloren, die er nicht lenken durfte; dieser noch weit weniger dazu gemacht, dem Gängelbande zu folgen. Waren die gebieterischen Anmaßungen dieses Bundesgenossen dem Herzog von Friedland bei ihren gemeinschaftlichen Operationen schon so lästig, so mußten sie ihm unerträglich seyn, wenn es dazu kam, sich in die Beute zu theilen. Der stolze Monarch konnte sich herablassen, den Beistand eines rebellischen Unterthans gegen den Kaiser anzunehmen und diesen wichtigen Dienst mit königlicher Großmuth belohnen; aber nie konnte er seine eigene und aller Könige Majestät so sehr aus den Augen setzen, um den Preis zu bestätigen, den die ausschweifende Ehrsucht des Herzogs darauf zu setzen wagte; nie eine nützliche Verrätherei mit einer Krone bezahlen. Von ihm also war, auch wenn ganz Europa schwieg, ein furchtbarer Widerspruch zu fürchten, sobald Wallenstein nach dem böhmischen Scepter die Hand ausstreckte — und er war auch in ganz Europa der Mann, der einem solchen Veto Kraft geben konnte. Durch den eigenen Arm Wallensteins zum Dictator von Deutschland gemacht, konnte er gegen diesen selbst seine Waffen kehren und sich von jeder Pflicht der Erkenntlichkeit gegen einen Verräther für losgezählt halten. Neben einem solchen Allirten hatte also kein Wallenstein Raum; und wahrscheinlich war es dies, nicht seine vermeintliche Absicht auf den Kaiserthron, worauf er anspielte, wenn er nach

dem Tode des Königs in die Worte ausbrach: „Ein „Glück für mich und ihn, daß er dahin ist! Das deutsche „Reich konnte nicht zwei solche Häupter brauchen."

Der erste Versuch zur Rache an dem Haus Oesterreich war fehlgeschlagen; aber fest stand der Vorsatz, und nur die Wahl der Mittel erlitt eine Veränderung. Was ihm bei dem König von Schweden mißlungen war, hoffte er mit minder Schwierigkeit und mehr Vortheil bei dem Kurfürsten von Sachsen zu erreichen, den er eben so gewiß war, nach seinem Willen zu lenken, als er bei Gustav Adolph daran verzweifelte. In fortdauerndem Einverständniß mit Arnheim, seinem alten Freunde, arbeitete er von jetzt an an einer Verbindung mit Sachsen, wodurch er dem Kaiser und dem König von Schweden gleich fürchterlich zu werden hoffte. Er konnte sich von einem Entwurfe, der, wenn er einschlug, den schwedischen Monarchen um seinen Einfluß in Deutschland brachte, desto leichter Eingang bei Johann Georg versprechen, je mehr die eifersüchtige Gemüthsart dieses Prinzen durch die Macht Gustav Adolphs gereizt und seine ohnehin schwache Neigung zu demselben durch die erhöhten Ansprüche des Königs erkältet ward. Gelang es ihm, Sachsen von dem schwedischen Bündniß zu trennen und in Verbindung mit demselben eine dritte Partei im Reiche zu errichten, so lag der Ausschlag des Krieges in seiner Hand, und er hatte durch diesen einzigen Schritt zugleich seine Rache an dem Kaiser befriedigt, seine verschmähte Freundschaft an dem schwedischen König gerächt und auf dem Ruin von beiden den Bau seiner eigenen Größe gegründet.

Aber auf welchem Wege er auch seinen Zweck verfolgte, so konnte er denselben ohne den Beistand einer ihm ganz ergebenen Armee nicht zur Ausführung bringen. Diese Armee konnte so geheim nicht geworben werden, daß am kaiserlichen Hofe nicht Verdacht geschöpft und der Anschlag gleich in seiner Entstehung vereitelt wurde. Diese Armee durfte ihre gesetzwidrige Bestimmung vor der Zeit nicht erfahren, indem schwerlich zu erwarten war, daß sie dem Ruf eines Verräthers gehorchen und gegen ihren rechtmäßigen Oberherrn dienen würde. Wallenstein mußte also unter kaiserlicher Autorität und öffentlich werben, und von dem Kaiser selbst zur unumschränkten Herrschaft über die Truppen berechtigt seyn. Wie konnte dies aber anders geschehen, als wenn ihm das entzogene Generalat aufs Neue übertragen und die Führung des Kriegs unbedingt überlassen ward? Dennoch erlaubte ihm weder sein Stolz, noch sein Vortheil, sich selbst zu diesem Posten zu drängen und als ein Bittender von der Gnade des Kaisers eine beschränkte Macht zu erflehen, die von der Furcht desselben uneingeschränkt zu ertrotzen stand. Um sich zum Herrn der Bedingungen zu machen, unter welchen das Commando von ihm übernommen würde, mußte er abwarten, bis es ihm von seinem Herrn aufgedrungen ward. — Dies war der Rath, den ihm Arnheim ertheilte, und dies das Ziel, wornach er mit tiefer Politik und rastloser Thätigkeit strebte.

Ueberzeugt, daß nur die äußerste Noth die Unentschlossenheit des Kaisers besiegen, und den Widerspruch Bayerns und Spaniens, seiner beiden eifrigsten

Gegner, unkräftig machen könne, bewies er ſich von jetzt an geſchäftig, die Fortſchritte des Feindes zu befördern und die Bedrängniſſe ſeines Herrn zu vermehren. Sehr wahrſcheinlich geſchah es auf ſeine Einladung und Ermunterung, daß die Sachſen, ſchon auf dem Wege nach der Lauſitz und Schleſien, ſich nach Böhmen wandten und dieſes unvertheidigte Reich mit ihrer Macht überſchwemmten; ihre ſchnellen Eroberungen in demſelben waren nicht weniger ſein Werk. Durch den Kleinmuth, den er heuchelte, erſtickte er jeden Gedanken an Widerſtand und überlieferte die Hauptſtadt durch ſeinen voreiligen Abzug dem Sieger. Bei einer Zuſammenkunft mit dem ſächſiſchen General zu Kaunitz, wozu eine Friedensunterhandlung ihm den Vorwand darreichte, wurde wahrſcheinlich das Siegel auf die Verſchwörung gedrückt, und Böhmens Eroberung war die erſte Frucht dieſer Verabredung. Indem er ſelbſt nach Vermögen dazu beitrug, die Unglücksfälle über Oeſterreich zu häufen und durch die raſchen Fortſchritte der Schweden am Rheinſtrom aufs Nachdrücklichſte dabei unterſtützt wurde, ließ er ſeine freiwilligen und gedungenen Anhänger in Wien über das öffentliche Unglück die heftigſten Klagen führen und die Abſetzung des vorigen Feldherrn als den einzigen Grund der erlittenen Verluſte abſchildern. „Dahin hätte Wallenſtein es nicht kommen laſſen, wenn er am Ruder geblieben wäre!“ riefen jetzt tauſend Stimmen, und ſelbſt im geheimen Rathe des Kaiſers fand dieſe Meinung feurige Verfechter.

Es bedurfte ihrer wiederholten Beſtürmung nicht, dem bedrängten Monarchen die Augen über die Verdienſte

ſeines Generals und die begangene Uebereilung zu öffnen. Bald genug ward ihm die Abhängigkeit von Bayern und der Ligue unerträglich; aber eben dieſe Abhängigkeit verſtattete ihm nicht, ſein Mißtrauen zu zeigen und durch Zurückberufung des Herzogs von Friedland den Kurfürſten aufzubringen. Jetzt aber, da die Noth mit jedem Tage ſtieg und die Schwäche des bayeriſchen Beiſtandes immer ſichtbarer wurde, bedachte er ſich nicht länger, den Freunden des Herzogs ſein Ohr zu leihen und ihre Vorſchläge wegen Zurückberufung dieſes Feldherrn in Ueberlegung zu nehmen. Die unermeßlichen Reichthümer, die der Letztere beſaß, die allgemeine Achtung, in der er ſtand, die Schnelligkeit, womit er ſechs Jahre vorher ein Heer von vierzigtauſend Streitern ins Feld geſtellt, der geringe Koſtenaufwand, womit er dieſes zahlreiche Heer unterhalten, die Thaten, die er an der Spitze deſſelben verrichtet, der Eifer endlich und die Treue, die er für des Kaiſers Ehre bewieſen hatte, lebten noch in dauerndem Andenken bei dem Monarchen und ſtellten ihm den Herzog als das ſchicklichſte Werkzeug dar, das Gleichgewicht der Waffen zwiſchen den kriegführenden Mächten wieder herzuſtellen, Oeſterreich zu retten und die katholiſche Religion aufrecht zu erhalten. Wie empfindlich auch der kaiſerliche Stolz die Erniedrigung fühlte, ein ſo unzweideutiges Geſtändniß ſeiner ehemaligen Uebereilung und ſeiner gegenwärtigen Noth abzulegen, wie ſehr es ihn ſchmerzte, von der Höhe ſeiner Herrſcherwürde zu Bitten herabzuſteigen, wie verdächtig auch die Treue eines ſo bitter beleidigten und ſo unverſöhnlichen Mannes war, wie laut und nachdrücklich

endlich auch die spanischen Minister und der Kurfürst von Bayern ihr Mißfallen über diesen Schritt zu erkennen gaben, so siegte jetzt die dringende Noth über jede andere Betrachtung, und die Freunde des Herzogs erhielten den Auftrag, seine Gesinnungen zu erforschen und ihm die Möglichkeit seiner Wiederherstellung von ferne zu zeigen.

Unterrichtet von Allem, was im Kabinet des Kaisers zu seinem Vortheil verhandelt wurde, gewann dieser Herrschaft genug über sich selbst, seinen innern Triumph zu verbergen und die Rolle des Gleichgültigen zu spielen. Die Zeit der Rache war gekommen, und sein stolzes Herz frohlockte, die erlittene Kränkung dem Kaiser mit vollen Zinsen zu erstatten. Mit kunstvoller Beredsamkeit verbreitete er sich über die glückliche Ruhe des Privatlebens, die ihn seit seiner Entfernung von dem politischen Schauplatz beselige. Zu lange, erklärte er, habe er die Reize der Unabhängigkeit und Muße gekostet, um sie dem nichtigen Phantom des Ruhms und der unsichern Fürstengunst aufzuopfern. Alle seine Begierden nach Größe und Macht seyen ausgelöscht und Ruhe das einzige Ziel seiner Wünsche. Um ja keine Ungeduld zu verrathen, schlug er die Einladung an den Hof des Kaisers aus, rückte aber doch bis nach Znaim in Mähren vor, um die Unterhandlungen mit dem Hofe zu erleichtern.

Anfangs versuchte man, die Größe der Gewalt, welche ihm eingeräumt werden sollte, durch die Gegenwart eines Aufsehers zu beschränken, und durch diese Auskunft den Kurfürsten von Bayern um so eher zum Stillschweigen zu bringen. Die Abgeordneten des Kaisers,

von Queſtenberg und von Werdenberg, die, als alte Freunde des Herzogs, zu dieſer ſchlüpfrigen Unterhandlung gebraucht wurden, hatten den Befehl, in ihrem Antrage an ihn des Königs von Ungarn zu erwähnen, der bei der Armee zugegen ſeyn, und unter Wallenſteins Führung die Kriegskunſt erlernen ſollte. Aber ſchon die bloße Nennung dieſes Namens drohte die ganze Unterhandlung zu zerreißen. „Nie und nimmermehr," erklärte der Herzog, „würde er einen Gehülfen in ſeinem Amte dulden, und wenn es Gott ſelbſt wäre, mit dem er das Commando theilen ſollte." Aber auch noch dann, als man von dieſem verhaßten Punkt abgeſtanden war, erſchöpfte der kaiſerliche Günſtling und Miniſter, Fürſt von Eggenberg, Wallenſteins ſtandhafter Freund und Verfechter, den man in Perſon an ihn abgeſchickt hatte, lange Zeit ſeine Beredſamkeit vergeblich, die verſtellte Abneigung des Herzogs zu beſiegen. „Der Monarch," geſtand der Miniſter, „habe mit Wallenſtein den koſtbarſten Stein aus ſeiner Krone verloren; aber nur gezwungen und widerſtrebend habe er dieſen, genug bereuten, Schritt gethan, und ſeine Hochachtung für den Herzog ſey unverändert, ſeine Gunſt ihm unverloren geblieben. Zum entſcheidenden Beweiſe davon diene das ausſchließende Vertrauen, das man jetzt in ſeine Treue und Fähigkeit ſetze, die Fehler ſeiner Vorgänger zu verbeſſern und die ganze Geſtalt der Dinge zu verwandeln. Groß und edel würde es gehandelt ſeyn, ſeinen gerechten Unwillen dem Wohl des Vaterlandes zum Opfer zu bringen; groß und ſeiner würdig, die übeln Nachreden ſeiner Gegner durch die verdoppelte

Wärme ſeines Eifers zu widerlegen. Dieſer Sieg über ſich ſelbſt," ſchloß der Fürſt, „würde ſeinen übrigen unerreichbaren Verdienſten die Krone aufſetzen und ihn zum größten Mann ſeiner Zeit erklären."

So beſchämende Geſtändniſſe, ſo ſchmeichelhafte Verſicherungen ſchienen endlich den Zorn des Herzogs zu entwaffnen; doch nicht eher, als bis ſich ſein volles Herz aller Vorwürfe gegen den Kaiſer entladen, bis er den ganzen Umfang ſeiner Verdienſte in prahleriſchem Pomp ausgebreitet, und den Monarchen, der jetzt ſeine Hülfe brauchte, aufs Tiefſte erniedrigt hatte, öffnete er ſein Ohr den lockenden Anträgen des Miniſters. Als ob er nur der Kraft dieſer Gründe nachgebe, bewilligte er mit ſtolzer Großmuth, was der feurigſte Wunſch ſeiner Seele war, und begnadigte den Abgeſandten mit einem Strahle von Hoffnung. Aber weit entfernt, die Verlegenheit des Kaiſers durch eine unbedingte volle Gewährung auf Einmal zu endigen, erfüllte er bloß einen Theil ſeiner Forderung, um einen deſto größern Preis auf die übrige wichtigere Hälfte zu ſetzen. Er nahm das Commando an, aber nur auf drei Monate; nur um eine Armee auszurüſten; nicht ſie ſelbſt anzuführen. Bloß ſeine Fähigkeit und Macht wollte er durch dieſen Schöpfungsact kund thun und dem Kaiſer die Größe der Hülfe in der Nähe zeigen, deren Gewährung in Wallenſteins Händen ſtände. Ueberzeugt, daß eine Armee, die ſein Name allein aus dem Nichts gezogen, ohne ihren Schöpfer in ihr Nichts zurückkehren würde, ſollte ſie ihm nur zur Lockſpeiſe dienen, ſeinem Herrn deſto wichtigere Bewilligungen zu entreißen; und doch wünſchte

Ferdinand sich Glück, daß auch nur so viel gewonnen war.

Nicht lange säumte Wallenstein, seine Zusage wahr zu machen, welche ganz Deutschland als chimärisch verlachte, und Gustav Adolph selbst übertrieben fand. Aber lange schon war der Grund zu dieser Unternehmung gelegt, und er ließ jetzt nur die Maschinen spielen, die er seit mehrern Jahren zu diesem Endzweck in Gang gebracht hatte. Kaum verbreitete sich das Gerücht von Wallensteins Rüstung, als von allen Enden der österreichischen Monarchie Schaaren von Kriegern herbeieilten, unter diesem erfahrenen Feldherrn ihr Glück zu versuchen. Viele, welche schon ehedem unter seinen Fahnen gefochten hatten, seine Größe als Augenzeugen bewundert und seine Großmuth erfahren hatten, traten bei diesem Rufe aus der Dunkelheit hervor, zum zweiten Mal Ruhm und Beute mit ihm zu theilen. Die Größe des versprochenen Soldes lockte Tausende herbei, und die reichliche Verpflegung, welche dem Soldaten auf Kosten des Landmanns zu Theil wurde, war für den letztern eine unüberwindliche Reizung, lieber selbst diesen Stand zu ergreifen, als unter dem Druck desselben zu erliegen. Alle österreichischen Provinzen strengte man an, zu dieser kostbaren Rüstung beizutragen; kein Stand blieb von Taxen verschont; von der Kopfsteuer befreite keine Würde, kein Privilegium. Der spanische Hof, wie der König von Ungarn, verstanden sich zu einer beträchtlichen Summe; die Minister machten ansehnliche Schenkungen, und Wallenstein selbst ließ es sich zweimalhunderttausend Thaler von seinem eigenen Ver-

mögen koſten, die Ausrüſtung zu beſchleunigen. Die ärmeren Officiere unterſtützte er aus ſeiner eigenen Kaſſe, und durch ſein Beiſpiel, durch glänzende Beförderungen und noch glänzendere Verſprechungen reizte er die Vermögenden, auf eigene Koſten Truppen anzuwerben. Wer mit eigenem Geld ein Corps aufſtellte, war Commandeur deſſelben. Bei Anſtellung der Officiere machte die Religion keinen Unterſchied; mehr als der Glaube galten Reichthum, Tapferkeit und Erfahrung. Durch dieſe gleichförmige Gerechtigkeit gegen die verſchiedenen Religionsverwandten, und mehr noch durch die Erklärung, daß die gegenwärtige Rüſtung mit der Religion nichts zu ſchaffen habe, wurde der proteſtantiſche Unterthan beruhigt und zu gleicher Theilnahme an den öffentlichen Laſten bewogen. Zugleich verſäumte der Herzog nicht, wegen Mannſchaft und Geld in eigenem Namen mit auswärtigen Staaten zu unterhandeln. Den Herzog von Lothringen gewann er, zum zweiten Mal für den Kaiſer zu ziehen; Polen mußte ihm Koſaken, Italien Kriegsbedürfniſſe liefern. Noch ehe der dritte Monat verſtrichen war, belief ſich die Armee, welche in Mähren verſammelt wurde, auf nicht weniger als vierzigtauſend Köpfe, größtentheils aus dem Ueberreſte Böhmens, aus Mähren, Schleſien und den deutſchen Provinzen des Hauſes Oeſterreich gezogen. Was Jedem unausführbar geſchienen, hatte Wallenſtein, zum Erſtaunen von ganz Europa, in dem kürzeſten Zeitraume vollendet. So viele Tauſende, als man vor ihm nicht Hunderte gehofft hatte zuſammen zu bringen, hatte die Zauberkraft ſeines Namens, ſeines Goldes und ſeines Genie's unter die Waffen

gerufen. Mit allen Erforderniſſen bis zum Ueberfluß ausgerüſtet, von kriegsverſtändigen Officieren befehligt, von einem ſiegverſprechenden Enthuſiasmus entflammt, erwartete dieſe neugeſchaffene Armee nur den Wink ihres Anführers, um ſich durch Thaten der Kühnheit ſeiner würdig zu zeigen.

Sein Verſprechen hatte der Herzog erfüllt, und die Armee ſtand fertig im Felde; jetzt trat er zurück und überließ dem Kaiſer, ihr einen Führer zu geben. Aber es würde eben ſo leicht geweſen ſeyn, noch eine zweite Armee, wie dieſe war, zu errichten, als einen andern Chef, außer Wallenſtein, für ſie aufzufinden. Dieſes vielverſprechende Heer, die letzte Hoffnung des Kaiſers, war nichts als ein Blendwerk, ſobald der Zauber ſich löste, der es ins Daſeyn rief; durch Wallenſtein ward es, ohne ihn ſchwand es, wie eine magiſche Schöpfung, in ſein voriges Nichts dahin. Die Officiere waren ihm entweder als ſeine Schuldner verpflichtet oder als ſeine Gläubiger aufs Engſte an ſein Intereſſe, an die Fortdauer ſeiner Macht geknüpft; die Regimenter hatte er ſeinen Verwandten, ſeinen Geſchöpfen, ſeinen Günſtlingen untergeben. Er und kein Anderer war der Mann, den Truppen die ausſchweifenden Verſprechungen zu halten, wodurch er ſie in ſeinen Dienſt gelockt hatte. Sein gegebenes Wort war die einzige Sicherheit für die kühnen Erwartungen Aller; blindes Vertrauen auf ſeine Allgewalt das einzige Band, das die verſchiedenen Antriebe ihres Eifers in einem lebendigen Gemeingeiſt zuſammenhielt. Geſchehen war es um das Glück jedes Einzelnen, ſobald derjenige zurücktrat, der ſich für die Erfüllung deſſelben verbürgte.

So wenig es dem Herzog mit seiner Weigerung Ernst war, so glücklich bediente er sich dieses Schreckmittels, dem Kaiser die Genehmigung seiner übertriebenen Bedingungen abzuängstigen. Die Fortschritte des Feindes machten die Gefahr mit jedem Tage dringender, und die Hülfe war so nahe; von einem Einzigen hing es ab, der allgemeinen Noth ein geschwindes Ende zu machen. Zum dritten und letzten Mal erhielt also der Fürst von Eggenberg Befehl, seinen Freund, welch hartes Opfer es auch kosten möchte, zur Uebernehmung des Commando zu bewegen.

Zu Znaim in Mähren fand er ihn, von den Truppen, nach deren Besitz er den Kaiser lüstern machte, prahlerisch umgeben. Wie einen Flehenden empfing der stolze Unterthan den Abgesandten seines Gebieters. „Nimmermehr," gab er zur Antwort, „könne er einer Wiederherstellung trauen, die er einzig nur der Extremität, nicht der Gerechtigkeit des Kaisers verdanke. Jetzt zwar suche man ihn auf, da die Noth aufs Höchste gestiegen und von seinem Arme allein noch Rettung zu hoffen sey; aber der geleistete Dienst werde seinen Urheber bald in Vergessenheit bringen und die vorige Sicherheit den vorigen Undank zurückführen. Sein ganzer Ruhm stehe auf dem Spiele, wenn er die von ihm geschöpften Erwartungen täusche, sein Glück und seine Ruhe, wenn es ihm gelänge sie zu befriedigen. Bald würde der alte Neid gegen ihn aufwachen, und der abhängige Monarch kein Bedenken tragen, einen entbehrlichen Diener zum zweiten Male der Convenienz aufzuopfern. Besser für ihn, er verlasse gleich jetzt und aus freier Wahl einen Posten,

von welchem früher oder ſpäter die Kabalen ſeiner Gegner ihn doch herabſtürzen würden. Sicherheit und Zufriedenheit erwarte er nur im Schooße des Privatlebens, und bloß um den Kaiſer zu verbinden, habe er ſich auf eine Zeit lang, ungern genug, ſeiner glücklichen Stille entzogen."

Des langen Gaukelſpiels müde, nahm der Miniſter jetzt einen ernſthaften Ton an und bedrohte den Halsſtarrigen mit dem ganzen Zorne des Monarchen, wenn er auf ſeiner Widerſetzung beharren würde. „Tief genug," erklärte er, „habe ſich die Majeſtät des Kaiſers erniedrigt, und, anſtatt durch ihre Herablaſſung ſeine Großmuth zu rühren, nur ſeinen Stolz gekitzelt, nur ſeinen Starrſinn vermehrt. Sollte ſie dieſes große Opfer vergeblich gebracht haben, ſo ſtehe er nicht dafür, daß ſich der Flehende nicht in den Herrn verwandle und der Monarch ſeine beleidigte Würde nicht an dem rebelliſchen Unterthan räche. Wie ſehr auch Ferdinand gefehlt haben möge, ſo könne der Kaiſer Unterwürfigkeit fordern; irren könne der Menſch, aber der Herrſcher nie ſeinen Fehltritt bekennen.. Habe der Herzog von Friedland durch ein unverdientes Urtheil gelitten, ſo gebe es einen Erſatz für jeden Verluſt, und Wunden, die ſie ſelbſt geſchlagen, könne die Majeſtät wieder heilen. Fordere er Sicherheit für ſeine Perſon und ſeine Würden, ſo werde die Billigkeit des Kaiſers ihm keine gerechte Forderung verweigern. Die verachtete Majeſtät allein laſſe ſich durch keine Büßung verſöhnen, und der Ungehorſam gegen ihre Befehle vernichte auch das glänzendſte Verdienſt. Der Kaiſer bedürfe ſeiner Dienſte, und als Kaiſer fordere er

ſie. Welchen Preis er auch darauf ſetzen möge, der Kaiſer werde ihn eingehen. Aber Gehorſam verlange er, oder das Gewicht ſeines Zorns werde den widerſpänſtigen Diener zermalmen.“

Wallenſtein, deſſen weitläufige Beſitzungen, in die öſterreichiſche Monarchie eingeſchloſſen, der Gewalt des Kaiſers jeden Augenblick bloßgeſtellt waren, fühlte lebhaft, daß dieſe Drohung nicht eitel ſey; aber nicht Furcht war es, was ſeine verſtellte Hartnäckigkeit endlich beſiegte. Gerade dieſer gebieteriſche Ton verrieth ihm nur zu deutlich die Schwäche und Verzweiflung, woraus er ſtammte, und die Willfährigkeit des Kaiſers, jede ſeiner Forderungen zu genehmigen, überzeugte ihn, daß er am Ziel ſeiner Wünſche ſey. Jetzt alſo gab er ſich der Beredſamkeit Eggenbergs überwunden und verließ ihn, um ſeine Forderungen aufzuſetzen.

Nicht ohne Bangigkeit ſah der Miniſter einer Schrift entgegen, worin der ſtolzeſte der Diener dem ſtolzeſten der Fürſten Geſetze zu geben ſich erdreiſtete. Aber wie klein auch das Vertrauen war, das er in die Beſcheidenheit ſeines Freundes ſetzte, ſo überſtieg doch der ausſchweifende Inhalt dieſer Schrift bei Weitem ſeine bängſten Erwartungen. Eine unumſchränkte Oberherrſchaft verlangte Wallenſtein über alle deutſchen Armeen des öſterreichiſchen und ſpaniſchen Hauſes, und unbegränzte Vollmacht, zu ſtrafen und zu belohnen. Weder dem König von Ungarn, noch dem Kaiſer ſelbſt ſolle es vergönnt ſeyn, bei der Armee zu erſcheinen, noch weniger eine Handlung der Autorität darin auszuüben. Keine Stelle ſolle der Kaiſer bei der Armee zu

vergeben, keine Belohnung zu verleihen haben, kein Gnadenbrief deſſelben ohne Wallenſteins Beſtätigung gültig ſeyn. Ueber Alles, was im Reiche confiscirt und erobert werde, ſolle der Herzog von Friedland allein, mit Ausſchließung aller kaiſerlichen und Reichsgerichte zu verfügen haben. Zu ſeiner ordentlichen Belohnung müſſe ihm ein kaiſerliches Erbland und noch ein anderes der im Reiche eroberten Länder zum außerordentlichen Geſchenk überlaſſen werden. Jede öſterreichiſche Provinz ſolle ihm, ſobald er derſelben bedürfen würde, zur Zuflucht geöffnet ſeyn. Außerdem verlangte er die Verſicherung des Herzogthums Mecklenburg bei einem künftigen Frieden, und eine förmliche frühzeitige Aufkündigung, wenn man für nöthig finden ſollte, ihn zum zweiten Mal des Generalats zu entſetzen.

Umſonſt beſtürmte ihn der Miniſter, dieſe Forderungen zu mäßigen, durch welche der Kaiſer aller ſeiner Souveränitätsrechte über die Truppen beraubt und zu einer Kreatur ſeines Feldherrn erniedrigt würde. Zu ſehr hatte man ihm die Unentbehrlichkeit ſeiner Dienſte verrathen, um jetzt noch des Preiſes Meiſter zu ſeyn, womit ſie erkauft werden ſollten. Wenn der Zwang der Umſtände den Kaiſer nöthigte, dieſe Forderungen einzugehen, ſo war es nicht bloßer Antrieb der Rachſucht und des Stolzes, der den Herzog veranlaßte ſie zu machen. Der Plan zur künftigen Empörung war entworfen, und dabei konnte keiner der Vortheile gemißt werden, deren ſich Wallenſtein in ſeinem Vergleich mit dem Hofe zu bemächtigen ſuchte. Dieſer Plan erforderte, daß dem Kaiſer alle Autorität

in Deutſchland entriſſen und ſeinem General in die Hände geſpielt würde; dies war erreicht, ſobald Ferdinand jene Bedingungen unterzeichnete. Der Gebrauch, den Wallenſtein von ſeiner Armee zu machen geſonnen war — von dem Zwecke freilich unendlich verſchieden, zu welchem ſie ihm untergeben ward — erlaubte keine getheilte Gewalt, und noch weit weniger eine höhere Autorität bei dem Heere, als die ſeinige war. Um der alleinige Herr ihres Willens zu ſeyn, mußte er den Truppen als der alleinige Herr ihres Schickſals erſcheinen; um ſeinem Oberhaupte unvermerkt ſich ſelbſt unterzuſchieben und auf ſeine eigene Perſon die Souveränitätsrechte überzutragen, die ihm von der höchſten Gewalt nur geliehen waren, mußte er die leztere ſorgfältig aus den Augen der Truppen entfernen. Daher ſeine hartnäckige Weigerung, keinen Prinzen des Hauſes Oeſterreich bei dem Heere zu dulden. Die Freiheit, über alle im Reiche eingezogenen und eroberten Güter nach Gutdünken zu verfügen, reichte ihm furchtbare Mittel dar, ſich Anhänger und dienſtbare Werkzeuge zu erkaufen, und mehr, als je ein Kaiſer in Friedenszeiten ſich herausnahm, den Dictator in Deutſchland zu ſpielen. Durch das Recht, ſich der öſterreichiſchen Länder im Nothfall zu einem Zufluchtsort zu bedienen, erhielt er freie Gewalt, den Kaiſer in ſeinem eigenen Reich und durch ſeine eigene Armee ſo gut als gefangen zu halten, das Mark dieſer Länder auszuſaugen und die öſterreichiſche Macht in ihren Grundfeſten zu unterwühlen. Wie das Loos nun auch fallen mochte, ſo hatte er durch die Bedingungen, die er von dem Kaiſer erpreßte, gleich für ſeinen

Vortheil geſorgt. Zeigten ſich die Vorfälle ſeinen verwegenen Entwürfen günſtig, ſo machte ihm dieſer Vertrag mit dem Kaiſer ihre Ausführung leichter, widerriethen die Zeitläufte die Vollſtreckung derſelben, ſo hatte dieſer nämliche Vertrag ihn aufs Glänzendſte entſchädigt. Aber wie konnte er einen Vertrag für gültig halten, der ſeinem Oberherrn abgetrotzt und auf ein Verbrechen gegründet war? Wie konnte er hoffen, den Kaiſer durch eine Vorſchrift zu binden, welche denjenigen, der ſo vermeſſen war, ſie zu geben, zum Tode verdammte? Doch dieſer todeswürdige Verbrecher war jetzt der unentbehrlichſte Mann in der Monarchie, und Ferdinand, im Verſtellen geübt, bewilligte ihm Alles, was er verlangte.

Endlich alſo hatte die kaiſerliche Kriegsmacht ein Oberhaupt, das dieſen Namen verdiente. Alle andere Gewalt in der Armee, ſelbſt des Kaiſers, hörte in demſelben Augenblick auf, da Wallenſtein den Commandoſtab in die Hand nahm, und ungültig war Alles, was von ihm nicht ausfloß. Von den Ufern der Donau bis an die Weſer und den Oberſtrom empfand man den belebenden Aufgang des neuen Geſtirns. Ein neuer Geiſt fängt an, die Soldaten des Kaiſers zu beſeelen, eine neue Epoche des Krieges beginnt. Friſche Hoffnungen ſchöpfen die Papiſten, und die proteſtantiſche Welt blickt mit Unruhe dem veränderten Lauf der Dinge entgegen.

Je größer der Preis war, um den man den neuen Feldherrn hatte erkaufen müſſen, zu ſo größern Erwartungen glaubte man ſich am Hofe des Kaiſers berechtigt; aber der Herzog übereilte ſich nicht, dieſe

Erwartungen in Erfüllung zu bringen. In der Nähe von Böhmen mit einem furchtbaren Heere, durfte er ſich nur zeigen, um die geſchwächte Macht der Sachſen zu überwältigen und mit der Wiedereroberung dieſes Königreichs ſeine neue Laufbahn glänzend zu eröffnen. Aber zufrieden, durch nichts entſcheidende Kroatengefechte den Feind zu beunruhigen, ließ er ihm den beſten Theil dieſes Reichs zum Raube, und ging mit abgemeſſenem ſtillen Schritt ſeinem ſelbſtiſchen Ziel entgegen. Nicht die Sachſen zu bezwingen — ſich mit mit ihnen zu vereinigen, war ſein Plan. Einzig mit dieſem wichtigen Werke beſchäftigt, ließ er vor der Hand ſeine Waffen ruhen, um deſto ſicherer auf dem Wege der Unterhandlung zu ſiegen. Nichts ließ er unverſucht, den Kurfürſten von der ſchwediſchen Allianz loszureißen, und Ferdinand ſelbſt, noch immer zum Frieden mit dieſem Prinzen geneigt, billigte dies Verfahren. Aber die große Verbindlichkeit, die man den Schweden ſchuldig war, lebte noch in zu friſchem Andenken bei den Sachſen, um eine ſo ſchändliche Untreue zu erlauben; und hätte man ſich auch wirklich dazu verſucht gefühlt, ſo ließ der zweideutige Charakter Wallenſteins und der ſchlimme Ruf der öſterreichiſchen Politik zu der Aufrichtigkeit ſeiner Verſprechungen kein Vertrauen faſſen. Zu ſehr als betrügeriſcher Staatsmann bekannt, fand er in dem einzigen Falle keinen Glauben, wo er es wahrſcheinlich redlich meinte; und noch erlaubten ihm die Zeitumſtände nicht, die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung durch Aufdeckung ſeiner wahren Beweggründe außer Zweifel zu ſetzen. Ungern alſo entſchloß er ſich, durch die Gewalt der Waffen zu

erzwingen, was auf dem Wege der Unterhandlung mißlungen war. Schnell zog er seine Truppen zusammen und stand vor Prag, ehe die Sachsen diese Hauptstadt entsetzen konnten. Nach einer kurzen Gegenwehr der Belagerten öffnete die Verrätherei der Kapuziner einem von seinen Regimentern den Eingang, und die ins Schloß geflüchtete Besatzung streckte unter schimpflichen Bedingungen das Gewehr. Meister von der Hauptstadt, versprach er seinen Unterhandlungen am sächsischen Hofe einen günstigern Eingang, versäumte aber dabei nicht, zu eben der Zeit, als er sie bei dem General von Arnheim erneuerte, den Nachdruck derselben durch einen entscheidenden Streich zu verstärken. Er ließ in aller Eile die engen Pässe zwischen Außig und Pirna besetzen, um der sächsischen Armee den Rückzug in ihr Land abzuschneiden; aber Arnheims Geschwindigkeit entriß sie noch glücklich der Gefahr. Nach dem Abzuge dieses Generals ergaben sich die letzten Zufluchtsörter der Sachsen, Eger und Leutmeritz, an den Sieger, und schneller, als es verloren gegangen war, war das Königreich wieder seinem rechtmäßigen Herrn unterworfen.

Weniger mit dem Vortheile seines Herrn, als mit Ausführung seiner eigenen Entwürfe beschäftigt, gedachte jetzt Wallenstein den Krieg nach Sachsen zu spielen, um den Kurfürsten durch Verheerung seines Landes zu einem Privatvergleich mit dem Kaiser, oder vielmehr mit dem Herzog von Friedland zu nöthigen. Aber wie wenig er auch sonst gewohnt war, seinen Willen dem Zwang der Umstände zu unterwerfen, so begriff er doch jetzt die Nothwendigkeit, seinen Lieb-

lingsentwurf einem dringendern Geſchäfte nachzuſetzen. Während daß er die Sachſen aus Böhmen ſchlug, hatte Guſtav Adolph die bisher erzählten Siege am Rhein und an der Donau erfochten und durch Franken und Schwaben den Krieg ſchon an Bayerns Gränzen gewälzt. Am Lechſtrom geſchlagen und durch den Tod des Grafen Tilly ſeiner beſten Stütze beraubt, lag Maximilian dem Kaiſer dringend an, ihm den Herzog von Friedland aufs Schleunigſte von Böhmen aus zu Hülfe zu ſchicken und durch Bayerns Vertheidigung von Oeſterreich ſelbſt die Gefahr zu entfernen. Er wandte ſich mit dieſer Bitte an Wallenſtein ſelbſt und forderte ihn aufs Angelegentlichſte auf, ihm, bis er ſelbſt mit der Hauptarmee nachkäme, einſtweilen nur einige Regimenter zum Beiſtand zu ſenden. Ferdinand unterſtützte mit ſeinem ganzen Anſehen dieſe Bitte, und ein Eilbote nach dem andern ging an Wallenſtein ab, ihn zum Marſch nach der Donau zu vermögen.

Aber jetzt ergab es ſich, wie viel der Kaiſer von ſeiner Autorität aufgeopfert hatte, da er die Gewalt über ſeine Truppen und die Macht zu befehlen aus ſeinen Händen gab. Gleichgültig gegen Maximilians Bitten, taub gegen die wiederholten Befehle des Kaiſers, blieb Wallenſtein müßig in Böhmen ſtehen und überließ den Kurfürſten ſeinem Schickſale. Das Andenken der ſchlimmen Dienſte, welche ihm Maximilian ehedem auf dem Regensburger Reichstage bei dem Kaiſer geleiſtet, hatte ſich tief in das unverſöhnliche Gemüth des Herzogs geprägt, und die neuerlichen Bemühungen des Kurfürſten, ſeine Wieder-

einſetzung zu verhindern, waren ihm kein Geheimniß geblieben. Jetzt war der Augenblick da, dieſe Kränkung zu rächen, und ſchwer empfand es der Kurfürſt, daß er den rachgierigſten der Menſchen ſich zum Feinde gemacht hatte. Böhmen, erklärte dieſer, dürfe nicht unvertheidigt bleiben, und Oeſterreich könne nicht beſſer geſchützt werden, als wenn ſich die ſchwediſche Armee vor den bayeriſchen Feſtungen ſchwäche. So züchtigte er durch den Arm der Schweden ſeinen Feind, und während daß ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, ließ er den Kurfürſten zu Regensburg vergebens nach ſeiner Ankunft ſchmachten. Nicht eher, als bis die völlige Unterwerfung Böhmens ihm keine Entſchuldigungsgründe mehr übrig ließ und die Eroberungen Guſtav Adolphs in Bayern Oeſterreich ſelbſt mit naher Gefahr bedrohten, gab er den Beſtürmungen des Kurfürſten und des Kaiſers nach und entſchloß ſich zu der lange gewünſchten Vereinigung mit dem Erſtern, welche, nach der allgemeinen Erwartung der Katholiſchen, das Schickſal des ganzen Feldzugs entſcheiden ſollte.

Guſtav Adolph ſelbſt, zu ſchwach an Truppen, um es auch nur mit der Wallenſteiniſchen Armee allein aufzunehmen, fürchtete die Vereinigung zweier ſo mächtigen Heere, und mit Recht erſtaunt man, daß er nicht mehr Thätigkeit bewieſen hat, ſie zu hindern. Zu ſehr, ſcheint es, rechnete er auf den Haß, der beide Anführer unter ſich entzweite, und keine Verbindung ihrer Waffen zu einem gemeinſchaftlichen Zwecke hoffen ließ; und es war zu ſpät, dieſen Fehler zu verbeſſern, als der Erfolg ſeine Muthmaßung widerlegte. Zwar eilte

er auf die erſte ſichere Nachricht, die er von ihren Abſichten erhielt, nach der Oberpfalz, um dem Kurfürſten den Weg zu verſperren; aber ſchon war ihm dieſer zuvorgekommen, und die Vereinigung bei Eger geſchehen.

Dieſen Gränzort hatte Wallenſtein zum Schauplatz des Triumphes beſtimmt, den er in Begriff war über ſeinen ſtolzen Gegner zu feiern. Nicht zufrieden, ihn einem Flehenden gleich zu ſeinen Füßen zu ſehen, legte er ihm noch das harte Geſetz auf, ſeine Länder hülflos hinter ſich zu laſſen, aus weiter Entfernung ſeinen Beſchützer einzuholen, und durch dieſe weite Entgegenkunft ein erniedrigendes Geſtändniß ſeiner Noth und Bedürftigkeit abzulegen. Auch dieſer Demüthigung unterwarf ſich der ſtolze Fürſt mit Gelaſſenheit. Einen harten Kampf hatte es ihm gekoſtet, demjenigen ſeine Rettung zu verdanken, der, wenn es nach ſeinem Wunſche ging, nimmermehr dieſe Macht haben ſollte; aber, einmal entſchloſſen, war er auch Mann genug, jede Kränkung zu ertragen, die von ſeinem Entſchluß unzertrennlich war, und Herr genug ſeiner ſelbſt, um kleinere Leiden zu verachten, wenn es darauf ankam, einen großen Zweck zu verfolgen.

Aber ſo viel es ſchon gekoſtet hatte, dieſe Vereinigung nur möglich zu machen, ſo ſchwer ward es, ſich über die Bedingungen zu vergleichen, unter welchen ſie ſtatt finden und Beſtand haben ſollte. Einem Einzigen mußte die vereinigte Macht zu Gebote ſtehen, wenn der Zweck der Vereinigung erreicht werden ſollte, und auf beiden Seiten war gleich wenig Neigung da, ſich der höhern Autorität des andern zu unterwerfen. Wenn

ſich Maximilian auf ſeine Kurfürſtenwürde, auf den Glanz ſeines Geſchlechts, auf ſein Anſehn im Reiche ſtützte, ſo gründete Wallenſtein nicht geringere Anſprüche auf ſeinen Kriegsruhm und auf die uneingeſchränkte Macht, welche der Kaiſer ihm übergeben hatte. So ſehr es den Fürſtenſtolz des Erſtern empörte, unter den Befehlen eines kaiſerlichen Dieners zu ſtehen, ſo ſehr fand ſich der Hochmuth des Herzogs durch den Gedanken geſchmeichelt, einem ſo gebieteriſchen Geiſte Geſetze vorzuſchreiben. Es kam darüber zu einem hartnäckigem Streite, der ſich aber durch eine wechſelſeitige Uebereinkunft zu Wallenſteins Vortheil endigte. Dieſem wurde das Obercommando über beide Armeen, beſonders am Tage einer Schlacht, ohne Einſchränkung zugeſtanden, und dem Kurfürſten alle Gewalt abgeſprochen, die Schlachtordnung oder auch nur die Marſchroute der Armee abzuändern. Nichts behielt er ſich vor, als das Recht der Strafen und Belohnungen über ſeine eigenen Soldaten, und den freien Gebrauch derſelben, ſobald ſie nicht mit den kaiſerlichen Truppen vereinigt agirten.

Nach dieſen Vorbereitungen wagte man es endlich, einander unter die Augen zu treten, doch nicht eher, als bis eine gänzliche Vergeſſenheit alles Vergangenen zugeſagt, und die äußern Formalitäten des Verſöhnungsacts aufs Genaueſte berichtigt waren. Der Verabredung gemäß umarmten ſich beide Prinzen im Angeſicht ihrer Truppen und gaben einander gegenſeitige Verſicherungen der Freundſchaft, indeß die Herzen von Haß überfloſſen. Maximilian zwar, in der Verſtellungskunſt ausgelernt, beſaß Herrſchaft genug über

ſich ſelbſt, um ſeine wahren Gefühle auch nicht durch einen einzigen Zug zu verrathen; aber in Wallenſteins Augen funkelte eine hämiſche Siegesfreude, und der Zwang, der in allen ſeinen Bewegungen ſichtbar war, entdeckte die Macht des Affects, der ſein ſtolzes Herz übermeiſterte.

Die vereinigten kaiſerlich-bayeriſchen Truppen machten nun eine Armee von beinahe ſechzigtauſend größtentheils bewährten Soldaten aus, vor welcher der ſchwediſche Monarch es nicht wagen durfte, ſich im Felde zu zeigen. Eilfertig nahm er alſo, nachdem der Verſuch, ihre Vereinigung zu hindern, mißlungen war, ſeinen Rückzug nach Franken, und erwartete nunmehr eine entſcheidende Bewegung des Feindes, um ſeine Entſchließung zu faſſen. Die Stellung der vereinigten Armee zwiſchen der ſächſiſchen und bayeriſchen Gränze ließ es eine Zeit lang noch ungewiß, ob ſie den Schauplatz des Kriegs nach dem erſtern der beiden Länder verpflanzen, oder ſuchen würde, die Schweden von der Donau zurückzutreiben und Bayern in Freiheit zu ſetzen. Sachſen hatte Arnheim von Truppen entblößt, um in Schleſien Eroberungen zu machen; nicht ohne die geheime Abſicht, wie ihm von Vielen Schuld gegeben wird, dem Herzog von Friedland den Eintritt in das Kurfürſtenthum zu erleichtern, und dem unentſchloſſenen Geiſte Johann Georgs einen dringenden Sporn zum Vergleich mit dem Kaiſer zu geben. Guſtav Adolph ſelbſt, in der gewiſſen Erwartung, daß die Abſichten Wallenſteins gegen Sachſen gerichtet ſeyen, ſchickte eilig, um ſeinen Bundesgenoſſen nicht hülflos zu laſſen, eine anſehnliche Verſtärkung dahin,

feſt entſchloſſen, ſobald die Umſtände es erlaubten, mit ſeiner ganzen Macht nachzufolgen. Aber bald entdeckten ihm die Bewegungen der Friedländiſchen Armee, daß ſie gegen ihn ſelbſt im Anzug begriffen ſey, und der Marſch des Herzogs durch die Oberpfalz ſetzte dies außer Zweifel. Jetzt galt es, auf ſeine eigene Sicherheit zu denken, weniger um die Oberherrſchaft als um ſeine Exiſtenz in Deutſchland zu fechten, und von der Fruchtbarkeit ſeines Genies Mittel zur Rettung zu entlehnen. Die Annäherung des Feindes überraſchte ihn, ehe er Zeit gehabt hatte, ſeine durch ganz Deutſchland zerſtreuten Truppen an ſich zu ziehen und die alliirten Fürſten zum Beiſtand herbeizurufen. An Mannſchaft viel zu ſchwach, um den anrückenden Feind damit aufhalten zu können, hatte er keine andere Wahl, als ſich entweder nach Nürnberg zu werfen, und Gefahr zu laufen, von der Wallenſteiniſchen Macht in dieſer Stadt eingeſchloſſen und durch Hunger beſiegt zu werden — oder dieſe Stadt aufzuopfern und unter den Kanonen von Donauwörth eine Verſtärkung an Truppen zu erwarten. Gleichgültig gegen alle Beſchwerden und Gefahren, wo die Menſchlichkeit ſprach und die Ehre gebot, erwählte er ohne Bedenken das Erſte, feſt entſchloſſen, lieber ſich ſelbſt mit ſeiner ganzen Armee unter den Trümmern Nürnbergs zu begraben, als auf den Untergang dieſer bundesverwandten Stadt ſeine Rettung zu gründen.

Sogleich ward Anſtalt gemacht, die Stadt mit allen Vorſtädten in eine Verſchanzung einzuſchließen, und innerhalb derſelben ein feſtes Lager aufzuſchlagen. Viele tauſend Hände ſetzten ſich alsbald zu dieſem

weitläufigen Werk in Bewegung, und alle Einwohner Nürnbergs beseelte ein heroischer Eifer, für die gemeine Sache Blut, Leben und Eigenthum zu wagen. Ein acht Fuß tiefer und zwölf Fuß breiter Graben umschloß die ganze Verschanzung; die Linien wurden durch Redouten und Bastionen, die Eingänge durch halbe Monde beschützt. Die Pegnitz, welche Nürnberg durchschneidet, theilte das ganze Lager in zwei Halbzirkel ab, die durch viele Brücken zusammenhingen. Gegen dreihundert Stücke spielten von den Wällen der Stadt und von den Schanzen des Lagers. Das Landvolk aus den benachbarten Dörfern und die Bürger von Nürnberg legten mit den schwedischen Soldaten gemeinschaftlich Hand an, daß schon am siebenten Tage die Armee das Lager beziehen konnte, und am vierzehnten die ganze ungeheure Arbeit vollendet war.

Indem dies außerhalb der Mauern vorging, war der Magistrat der Stadt Nürnberg beschäftigt, die Magazine zu füllen und sich mit allen Kriegs- und Mundbedürfnissen für eine langwierige Belagerung zu versehen. Dabei unterließ er nicht, für die Gesundheit der Einwohner, die der Zusammenfluß so vieler Menschen leicht in Gefahr setzen konnte, durch strenge Reinlichkeits-Anstalten Sorge zu tragen. Den König auf den Nothfall unterstützen zu können, wurde aus den Bürgern der Stadt die junge Mannschaft ausgehoben und in den Waffen geübt, die schon vorhandene Stadtmiliz beträchtlich verstärkt und ein neues Regiment von vier und zwanzig Namen nach den Buchstaben des alten Alphabets ausgerüstet. Gustav selbst hatte unterdessen seine Bundesgenossen, den Herzog

Wilhelm von Weimar und den Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, zum Beiſtand aufgeboten, und ſeine Generale am Rheinſtrom, in Thüringen und Niederſachſen beordert, ſich ſchleunig in Marſch zu ſetzen und mit ihren Truppen bei Nürnberg zu ihm zu ſtoßen. Seine Armee, welche innerhalb der Linien dieſer Reichsſtadt gelagert ſtand, betrug nicht viel über ſechzehntauſend Mann, alſo nicht einmal den dritten Theil des feindlichen Heers.

Dieſes war unterdeſſen in langſamem Zuge bis gegen Neumarkt herangerückt, wo der Herzog von Friedland eine allgemeine Muſterung anſtellte. Vom Anblick dieſer furchtbaren Macht hingeriſſen, konnte er ſich einer jugendlichen Prahlerei nicht enthalten. „Binnen vier Tagen ſoll ſich ausweiſen," rief er, „wer von uns Beiden, der König von Schweden oder ich, Herr der Welt ſeyn wird." Dennoch that er, ſeiner großen Ueberlegenheit ungeachtet, nichts, dieſe ſtolze Verſicherung wahr zu machen, und vernachläſſigte ſogar die Gelegenheit, ſeinen Feind auf das Haupt zu ſchlagen, als dieſer verwegen genug war, ſich außerhalb ſeiner Linien ihm entgegen zu ſtellen. „Schlachten hat man genug geliefert," antwortete er denen, welche ihn zum Angriff ermunterten, „es iſt Zeit, einmal einer andern Methode zu folgen." Hier ſchon entdeckte ſich, wie viel mehr bei einem Feldherrn gewonnen worden, deſſen ſchon gegründeter Ruhm der gewagten Unternehmungen nicht benöthigt war, wodurch Andere eilen müſſen, ſich einen Namen zu machen. Ueberzeugt, daß der verzweifelte Muth des Feindes den Sieg auf das Theuerſte verkaufen, eine Niederlage aber, in dieſen

Gegenden erlitten, die Angelegenheiten des Kaiſers unwiederbringlich zu Grunde richten würde, begnügte er ſich damit, die kriegeriſche Hitze ſeines Gegners durch eine langwierige Belagerung zu verzehren, und, indem er demſelben alle Gelegenheit abſchnitt, ſich dem Ungeſtüm ſeines Muths zu überlaſſen, ihm gerade denjenigen Vortheil zu rauben, wodurch er bisher ſo unüberwindlich geweſen war. Ohne alſo das Geringſte zu unternehmen, bezog er jenſeits der Rednitz, Nürnberg gegenüber, ein ſtark befeſtigtes Lager, und entzog durch dieſe wohlgewählte Stellung der Stadt ſowohl, als dem Lager, jede Zufuhr aus Franken, Schwaben und Thüringen. So hielt er den König zugleich mit der Stadt belagert, und ſchmeichelte ſich, den Muth ſeines Gegners, den er nicht lüſtern war in offener Schlacht zu erproben, durch Hunger und Seuchen langſam, aber deſto ſicherer zu ermüden.

Aber zu wenig mit den Hülfsquellen und Kräften ſeines Gegners bekannt, hatte er nicht genugſam dafür geſorgt, ſich ſelbſt vor dem Schickſal zu bewahren, das er jenem bereitete. Aus dem ganzen benachbarten Gebiete hatte ſich das Landvolk mit ſeinen Vorräthen weggeflüchtet, und um den wenigen Ueberreſt mußten ſich die Friedländiſchen Fouragirer mit den ſchwediſchen ſchlagen. Der König ſchonte die Magazine der Stadt, ſo lange noch Möglichkeit da war, ſich aus der Nachbarſchaft mit Proviant zu verſehen, und dieſe wechſelſeitigen Streifereien unterhielten einen immerwährenden Krieg zwiſchen den Kroaten und dem ſchwediſchen Volke, davon die ganze umliegende Landſchaft die traurigſten Spuren zeigte. Mit dem Schwert in der Hand mußte

man ſich die Bedürfniſſe des Lebens erkämpfen, und ohne zahlreiches Gefolge durften ſich die Parteien nicht mehr aufs Fouragiren wagen. Dem König zwar öffnete, ſobald der Mangel ſich einſtellte, die Stadt Nürnberg ihre Vorrathshäuſer, aber Wallenſtein mußte ſeine Truppen aus weiter Ferne verſorgen. Ein großer, in Bayern aufgekaufter Transport war an ihn auf dem Wege, und tauſend Mann wurden abgeſchickt, ihn ſicher ins Lager zu geleiten. Guſtav Adolph, davon benachrichtigt, ſandte ſogleich ein Cavallerie-Regiment aus, ſich dieſer Lieferung zu bemächtigen, und die Dunkelheit der Nacht begünſtigte die Unternehmung. Der ganze Transport fiel mit der Stadt, worin er hielt, in der Schweden Hände; die kaiſerliche Bedeckung wurde niedergehauen, gegen zwölfhundert Stück Vieh hinweg getrieben, und tauſend mit Brod bepackte Wagen, die nicht gut fortgebracht werden konnten, in Brand geſteckt. Sieben Regimenter, welche der Herzog von Friedland gegen Altdorf vorrücken ließ, dem ſehnlich erwarteten Transport zur Bedeckung zu dienen, wurden von dem Könige, der ein Gleiches gethan hatte, den Rückzug der Seinigen zu decken, nach einem hartnäckigen Gefechte auseinander geſprengt, und mit Hinterlaſſung von vierhundert Todten in das kaiſerliche Lager zurückgetrieben. So viele Widerwärtigkeiten und eine ſo wenig erwartete Standhaftigkeit des Königs ließen den Herzog von Friedland bereuen, daß er die Gelegenheit zu einem Treffen ungenützt hatte vorbeiſtreichen laſſen. Jetzt machte die Feſtigkeit des ſchwediſchen Lagers jeden Angriff unmöglich, und Nürnbergs bewaffnete Jugend diente dem Monarchen

zu einer fruchtbaren Kriegerschule, woraus er jeden Verlust an Mannschaft auf das Schnellste ersetzen konnte. Der Mangel an Lebensmitteln, der sich im kaiserlichen Lager nicht weniger als im schwedischen einstellte, machte es zum mindesten sehr ungewiß, welcher von beiden Theilen den andern zuerst zum Aufbruche zwingen würde.

Fünfzehn Tage schon hatten beide Armeen, durch gleiche unersteigliche Verschanzungen gedeckt, einander im Gesichte gestanden, ohne etwas mehr als leichte Streifereien und unbedeutende Scharmützel zu wagen. Auf beiden Seiten hatten ansteckende Krankheiten, natürliche Folgen der schlechten Nahrungsmittel und der eng zusammengepreßten Volksmenge, mehr als das Schwert des Feindes die Mannschaft vermindert, und mit jedem Tage stieg diese Noth. Endlich erschien der längst erwartete Succurs im schwedischen Lager, und die beträchtliche Machtverstärkung des Königs erlaubte ihm jetzt, seinem natürlichen Muth zu gehorchen und die Fessel zu zerbrechen, die ihn bisher gebunden hielt.

Seiner Aufforderung gemäß, hatte Herzog Wilhelm von Weimar aus den Besatzungen in Niedersachsen und Thüringen in aller Eilfertigkeit ein Corps aufgerichtet, welches bei Schweinfurt in Franken vier sächsische Regimenter, und bald darauf bei Kitzingen die Truppen vom Rheinstrom an sich zog, die Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel und der Pfalzgraf von Birkenfeld dem König zu Hülfe schickten. Der Reichskanzler Oxenstierna übernahm es, diese vereinigte Armee an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Nachdem er sich zu Windsheim noch mit dem

Herzog Bernhard von Weimar und dem ſchwediſchen General Banner vereinigt hatte, rückte er in beſchleunigten Märſchen bis Bruck und Eltersdorf, wo er die Regnitz paſſirte und glücklich in das ſchwediſche Lager kam. Dieſer Succurs zählte beinahe fünfzigtauſend Mann, und führte ſechzig Stücke Geſchütz und viertauſend Bagagewagen bei ſich. So ſah ſich denn Guſtav Adolph an der Spitze von beinahe ſiebenzigtauſend Streitern, ohne noch die Miliz der Stadt Nürnberg zu rechnen, welche im Nothfalle dreißigtauſend rüſtige Bürger ins Feld ſtellen konnte. Eine furchtbare Macht, die einer andern nicht minder furchtbaren gegenüberſtand! Der ganze Krieg ſchien jetzt zuſammengepreßt in eine einzige Schlacht, um hier endlich ſeine letzte Entſcheidung zu erhalten. Angſtvoll blickte das getheilte Europa auf dieſen Kampfplatz hin, wo ſich die Kraft beider ſtreitenden Mächte, wie in ihrem Brennpunkt, fürchterlich ſammelte.

Aber hatte man ſchon vor der Ankunft des Succurſes mit Brodmangel kämpfen müſſen, ſo wuchs dieſes Uebel nunmehr in beiden Lagern (denn auch Wallenſtein hatte neue Verſtärkungen aus Bayern an ſich gezogen) zu einem ſchrecklichen Grade an. Außer den hundert und zwanzigtauſend Kriegern, die einander bewaffnet gegenüberſtanden, außer einer Menge von mehr als fünfzigtauſend Pferden in beiden Armeen, außer den Bewohnern Nürnbergs, welche das ſchwediſche Heer an Anzahl weit übertrafen, zählte man allein in dem Wallenſteiniſchen Lager fünfzehntauſend Weiber und eben ſo viel Fuhrleute und Knechte, nicht viel weniger in dem ſchwediſchen. Die Gewohn-

heit jener Zeiten erlaubte dem Soldaten, ſeine Familie mit in das Feld zu führen. Bei den Kaiſerlichen ſchloß ſich eine unzählige Menge gutwilliger Frauensperſonen an den Heereszug an, und die ſtrenge Wachſamkeit über die Sitten im ſchwediſchen Lager, welche keine Ausſchweifung duldete, beförderte eben darum die rechtmäßigen Ehen. Für die junge Generation, welche dies Lager zum Vaterland hatte, waren ordentliche Feldſchulen errichtet und eine treffliche Zucht von Kriegern daraus gezogen, daß die Armeen bei einem langwierigen Kriege ſich durch ſich ſelbſt recrutiren konnten. Kein Wunder, wenn dieſe wandelnden Nationen jeden Landſtrich aushungerten, auf dem ſie verweilten, und die Bedürfniſſe des Lebens durch dieſen entbehrlichen Troß übermäßig im Preiſe geſteigert wurden. Alle Mühlen um Nürnberg reichten nicht zu, das Korn zu mahlen, das jeder Tag verſchlang, und fünfzigtauſend Pfund Brod, welche die Stadt täglich ins Lager lieferte, reizten den Hunger bloß, ohne ihn zu befriedigen. Die wirklich bewundernswerthe Sorgfalt des Nürnberger Magiſtrats konnte nicht verhindern, daß nicht ein großer Theil der Pferde aus Mangel an Fütterung umfiel, und die zunehmende Wuth der Seuchen mit jedem Tage über hundert Menſchen ins Grab ſtreckte.

Dieſer Noth ein Ende zu machen, verließ endlich Guſtav Adolph, voll Zuverſicht auf ſeine überlegene Macht, am fünfundzwanzigſten Tage ſeine Linien, zeigte ſich in voller Bataille dem Feind, und ließ von drei Batterien, welche am Ufer der Rednitz errichtet waren, das Friedländiſche Lager beſchießen. Aber unbeweglich

ſtand der Herzog in ſeinen Verſchanzungen und begnügte ſich dieſe Ausforderung durch das Feuer der Musketen und Kanonen von ferne zu beantworten. Den König durch Unthätigkeit aufzureiben und durch die Macht des Hungers ſeine Beharrlichkeit zu beſiegen, war ſein überlegter Entſchluß und keine Vorſtellung Maximilians, keine Ungeduld der Armee, kein Spott des Feindes konnte dieſen Vorſatz erſchüttern. In ſeiner Hoffnung getäuſcht und von der wachſenden Noth gedrungen, wagte ſich Guſtav Adolph nun an das Unmögliche, und der Entſchluß wurde gefaßt, das durch Natur und Kunſt gleich unbezwingliche Lager zu ſtürmen.

Nachdem er das ſeinige dem Schutz der Nürnbergiſchen Miliz übergeben, rückte er am Bartholomäustage, dem achtundfünfzigſten, ſeitdem die Armee ihre Verſchanzungen bezogen, in voller Schlachtordnung heraus und paſſirte die Rednitz bei Fürth, wo er die feindlichen Vorpoſten mit leichter Mühe zum Weichen brachte. Auf den ſteilen Anhöhen zwiſchen der Biber und Rednitz, die alte Veſte und Altenberg genannt, ſtand die Hauptmacht des Feindes, und das Lager ſelbſt, von dieſen Hügeln beherrſcht, breitete ſich unabſehbar durch das Gefilde. Die ganze Stärke des Geſchützes war auf dieſen Hügeln verſammelt. Tiefe Gräben umſchloſſen unerſteigliche Schanzen, dichte Verhacke und ſtachelige Palliſaden verrammelten die Zugänge zu dem ſteil anlaufenden Berge, von deſſen Gipfel Wallenſtein, ruhig und ſicher wie ein Gott, durch ſchwarze Rauchwolken ſeine Blitze verſendete. Hinter den Bruſtwehren lauerte der Musketen tückiſches Feuer,

und ein gewiſſer Tod blickte aus hundert offenen Kanonenſchlünden dem verwegenen Stürmer entgegen. Auf dieſen gefahrvollen Poſten richtete Guſtav Adolph den Angriff, und fünfhundert Musketiere, durch weniges Fußvolk unterſtützt (mehrere zugleich konnten auf dem engen Kampfboden nicht zum Fechten kommen), hatten den unbeneideten Vorzug, ſich zuerſt in den offenen Rachen des Todes zu werfen. Wüthend war der Andrang, der Widerſtand fürchterlich, der ganzen Wuth des feindlichen Geſchützes ohne Bruſtwehr dahin gegeben, grimmig durch den Anblick des unvermeidlichen Todes, laufen dieſe entſchloſſenen Krieger gegen den Hügel Sturm, der ſich in Einem Moment in den flammenden Hekla verwandelt und einen eiſernen Hagel donnernd auf ſie herunter ſpeit. Zugleich dringt die ſchwere Cavallerie in die Lücken ein, welche die feindlichen Ballen in die gedrängte Schlachtordnung reißen, die feſtgeſchloſſenen Glieder trennen ſich, und die ſtandhafte Heldenſchaar, von der gedoppelten Macht der Natur und der Menſchen bezwungen, wendet ſich nach hundert zurückgelaſſenen Todten zur Flucht. Deutſche waren es, denen Guſtavs Parteilichkeit die tödtliche Ehre des erſten Angriffs beſtimmte; über ihren Rückzug ergrimmt, führte er jetzt ſeine Finnländer zum Sturm, durch ihren nordiſchen Muth die deutſche Feigheit zu beſchämen. Auch ſeine Finnländer, durch einen ähnlichen Feuerregen empfangen, weichen der überlegenen Macht, und ein friſches Regiment tritt an ihre Stelle, mit gleich ſchlechtem Erfolge den Angriff zu erneuern. Dieſes wird von einem vierten und fünften und ſechsten abgelöst, daß während des zehnſtündigen Gefechts

alle Regimenter zum Angriff kommen und alle blutend und zerriſſen von dem Kampfplatz zurückkehren. Tauſend verſtümmelte Körper bedecken das Feld, und unbeſiegt ſetzt Guſtav den Angriff fort, und unerſchütterlich behauptet Wallenſtein ſeine Veſte.

Indeſſen hat ſich zwiſchen der kaiſerlichen Reiterei und dem linken Flügel der Schweden, der in einem Buſch an der Rednitz poſtirt war, ein heftiger Kampf entzündet, wo mit abwechſelndem Glück der Feind bald Beſiegter, bald Sieger bleibt, und auf beiden Seiten gleich viel Blut fließt, gleich tapfere Thaten geſchehen. Dem Herzog von Friedland und dem Prinzen Bernhard von Weimar werden die Pferde unter dem Leibe erſchoſſen; dem Könige ſelbſt reißt eine Stückkugel die Sohle von dem Stiefel. Mit ununterbrochener Wuth erneuern ſich Angriff und Widerſtand, bis endlich die eintretende Nacht das Schlachtfeld verfinſtert und die erbitterten Kämpfer zur Ruhe winkt. Jetzt aber ſind die Schweden ſchon zu weit vorgedrungen, um den Rückzug ohne Gefahr unternehmen zu können. Indem der König einen Officier zu entdecken ſucht, den Regimentern durch ihn den Befehl zum Rückzug zu überſenden, ſtellt ſich ihm der Oberſte Hebron, ein tapferer Schottländer, dar, den bloß ſein natürlicher Muth aus dem Lager getrieben hatte, die Gefahr des Tages zu theilen. Ueber den König erzürnt, der ihm unlängſt bei einer gefahrvollen Action einen jüngern Oberſten vorgezogen, hatte er das Gelübde gethan, ſeinen Degen nie wieder für den König zu ziehen. An ihn wendet ſich jetzt Guſtav Adolph und, ſeinen Heldenmuth lobend, erſucht er ihn, die

Regimenter zum Rückzug zu commandiren. „Sire,“ erwidert der tapfere Soldat, „das iſt der einzige Dienſt, den ich Eurer Majeſtät nicht verweigern kann, denn es iſt etwas dabei zu wagen;“ und ſogleich ſprengt er davon, den erhaltenen Auftrag ins Werk zu richten. Zwar hatte ſich Herzog Bernhard von Weimar in der Hitze des Gefechts einer Anhöhe über der alten Veſte bemächtigt, von wo aus man den Berg und das ganze Lager beſtreichen konnte. Aber ein heftiger Platzregen, der in derſelben Nacht einfiel, machte den Abhang ſo ſchlüpfrig, daß es unmöglich war, die Kanonen hinaufzubringen, und ſo mußte man von freien Stücken dieſen mit Strömen Bluts errungenen Poſten verloren geben. Mißtrauiſch gegen das Glück, das ihn an dieſem entſcheidenden Tage verlaſſen hatte, getraute der König ſich nicht, mit erſchöpften Truppen am folgenden Tage fortzuſetzen, und zum erſten Mal überwunden, weil er nicht Ueberwinder war, führte er ſeine Truppen über die Rednitz zurück. Zweitauſend Todte, die er auf dem Wahlplatz zurückließ, bezeugten ſeinen Verluſt, und unüberwunden ſtand der Herzog von Friedland in ſeinen Linien.

Noch ganze vierzehn Tage nach dieſer Action blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung die andere zuerſt zum Aufbruch zu nöthigen. Je mehr mit jedem Tage der kleine Vorrath an Lebensmitteln ſchmolz, deſto ſchrecklicher wuchſen die Drangſale des Hungers, deſto mehr verwilderte der Soldat, und das Landvolk umher ward das Opfer ſeiner thieriſchen Raubſucht. Die ſteigende Noth löste alle Bande der Zucht und der Ordnung im ſchwediſchen

Lager auf, und beſonders zeichneten ſich die deutſchen Regimenter durch die Gewaltthätigkeiten aus, die ſie gegen Freund und Feind ohne Unterſchied verübten. Die ſchwache Hand eines Einzigen vermochte nicht einer Geſetzloſigkeit zu ſteuern, die durch das Stillſchweigen der untern Befehlshaber eine ſcheinbare Billigung und oft durch ihr eigenes verderbliches Beiſpiel Ermunterung erhielt. Tief ſchmerzte den Monarchen dieſer ſchimpfliche Verfall der Kriegszucht, in die er bis jetzt einen ſo gegründeten Stolz geſetzt hatte, und der Nachdruck, womit er den deutſchen Officieren ihre Nachläſſigkeit verweist, bezeugt die Heftigkeit ſeiner Empfindungen. „Ihr Deutſchen," rief er aus, „ihr, ihr ſelbſt ſeyd es, die ihr euer eigenes Vaterland beſtehlt, und gegen eure eigenen Glaubensgenoſſen wüthet. Gott ſey mein Zeuge, ich verabſcheue euch, ich habe einen Ekel an euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich euch anſchaue. Ihr übertretet meine Verordnungen, ihr ſeyd Urſache, daß die Welt mich verflucht, daß mich die Thränen der ſchuldloſen Armuth verfolgen, daß ich öffentlich hören muß: der König, unſer Freund, thut uns mehr Uebels an, als unſere grimmigſten Feinde. Euretwegen habe ich meine Krone ihres Schatzes entblößt und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, von eurem deutſchen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich ſchlecht bekleiden könnte. Euch gab ich Alles, was Gott mir zutheilte, und hättet ihr meine Geſetze geachtet, Alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter euch ausgetheilt haben. Eure ſchlechte Mannszucht überzeugt mich, daß ihr's böſe meint, wie ſehr ich auch Urſache haben mag, eure Tapferkeit zu loben."

Nürnberg hatte ſich über Vermögen angeſtrengt, die ungeheure Menſchenmenge, welche in ſeinem Gebiet zuſammengepreßt war, eilf Wochen lang zu ernähren; endlich aber verſiegten die Mittel, und der König, als der zahlreichere Theil, mußte ſich eben darum zuerſt zum Abzug entſchließen. Mehr als zehntauſend ſeiner Einwohner hatte Nürnberg begraben, und Guſtav Adolph gegen zwanzigtauſend ſeiner Soldaten durch Krieg und Seuchen eingebüßt. Zertreten lagen alle umliegenden Felder, die Dörfer in Aſche, das beraubte Landvolk verſchmachtete auf den Straßen, Modergerüche verpeſteten die Luft, verheerende Seuchen, durch die kümmerliche Nahrung, durch den Qualm eines ſo bevölkerten Lagers und ſo vieler verweſenden Leichname, durch die Glut der Hundstage ausgebrütet, wütheten unter Menſchen und Thieren, und noch lange nach dem Abzug der Armeen drückten Mangel und Elend das Land. Gerührt von dem allgemeinen Jammer, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit des Herzogs von Friedland zu beſiegen, hob der König am achten September ſein Lager auf und verließ Nürnberg, nachdem er es zur Fürſorge mit einer hinlänglichen Beſatzung verſehen hatte. In völliger Schlachtordnung zog er an dem Feinde vorüber, der unbeweglich blieb, und nicht das Geringſte unternahm, ſeinen Abzug zu ſtören. Er richtete ſeinen Marſch nach Neuſtadt an der Aiſch und Windsheim, wo er fünf Tage ſtehen blieb um ſeine Truppen zu erquicken und Nürnberg nahe zu ſeyn, wenn der Feind etwas gegen dieſe Stadt unternehmen ſollte. Aber Wallenſtein der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Schweden nur

ſächſiſchen Hofe ließ ohnehin von ſeiner Seite wenig Eifer zu Befreiung Johann Georgs befürchten. Aufs Neue alſo von ſeinem argliſtigen Beſchützer im Stich gelaſſen, trennte ſich der Kurfürſt zu Bamberg von Wallenſtein, um mit dem kleinen Ueberreſt ſeiner Truppen ſein hülfloſes Land zu vertheidigen, und die kaiſerliche Armee richtete unter Friedlands Anführung ihren Marſch durch Baireuth und Koburg nach dem Thüringer Walde.

Ein kaiſerlicher General, von Holk, war bereits mit ſechstauſend Mann in das Voigtland vorausgeſchickt worden, dieſe wehrloſe Provinz mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ihm wurde bald darauf Gallas nachgeſchickt, ein zweiter Feldherr des Herzogs und ein gleich treues Werkzeug ſeiner unmenſchlichen Befehle. Endlich wurde auch noch Graf Pappenheim aus Niederſachſen herbeigerufen, die geſchwächte Armee des Herzogs zu verſtärken und das Elend Sachſens vollkommen zu machen. Zerſtörte Kirchen, eingeäſcherte Dörfer, verwüſtete Ernten, beraubte Familien, ermordete Unterthanen bezeichneten den Marſch dieſer Barbarenheere; das ganze Thüringen, Voigtland und Meißen erlagen unter dieſer dreifachen Geißel. Aber ſie waren unter die Vorläufer eines größern Elends, mit welchem der Herzog ſelbſt, an der Spitze der Hauptarmee, das unglückliche Sachſen bedrohte. Nachdem dieſer auf ſeinem Zuge durch Franken und Thüringen die ſchauderhafteſten Denkmäler ſeiner Wuth hinterlaſſen, erſchien er mit ſeiner ganzen Macht in dem Leipziger Kreiſe und zwang nach einer kurzen Belagerung die Stadt Leipzig zur Uebergabe. Seine

Abſicht war, bis nach Dresden vorzudringen und durch Unterwerfung des ganzen Landes dem Kurfürſten Geſetze vorzuſchreiben. Schon näherte er ſich der Mulda, um die ſächſiſche Armee, die bis Torgau ihm entgegen gerückt war, mit ſeiner überlegenen Macht aus dem Felde zu ſchlagen, als die Ankunft des Königs von Schweden zu Erfurt ſeinen Eroberungsplanen eine unerwartete Gränze ſetzte. Im Gedränge zwiſchen der ſächſiſchen und ſchwediſchen Macht, welche Herzog Georg von Lüneburg von Niederſachſen aus noch zu verſtärken drohte, wich er eilfertig gegen Merſeburg zurück, um ſich dort mit dem Grafen von Pappenheim zu vereinigen und die eindringenden Schweden mit Nachdruck zurückzutreiben. Nicht ohne große Unruhe hatte Guſtav Adolph den Kunſtgriffen zugeſehen, welche Spanien und Oeſterreich verſchwendeten, um ſeinen Alliirten von ihm abtrünnig zu machen. So wichtig ihm das Bündniß mit Sachſen war, ſo viel mehr Urſache hatte er, vor dem unbeſtändigen Gemüthe Johann Georgs zu zittern. Nie hatte zwiſchen ihm und dem Kurfürſten ein aufrichtiges freundſchaftliches Verhältniß ſtatt gefunden. Einem Prinzen, der auf ſeine politiſche Wichtigkeit ſtolz, und gewohnt war, ſich als das Haupt ſeiner Partei zu betrachten, mußte die Einmiſchung einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten bedenklich und drückend ſeyn, und den Widerwillen, womit er die Fortſchritte dieſes unwillkommenen Fremdlings betrachtete, hatte nur die äußerſte Noth ſeiner Staaten auf eine Zeit lang beſiegen können. Das wachſende Anſehen des Königs in Deutſchland, ſein überwiegender Einfluß

auf die proteſtantiſchen Stände, die nicht ſehr zweideutigen Beweiſe ſeiner ehrgeizigen Abſichten, bedenklich genug, die ganze Wachſamkeit der Reichsſtände aufzufordern, machten bei dem Kurfürſten tauſend Beſorgniſſe rege, welche die kaiſerlichen Unterhändler geſchickt zu nähren und zu vergrößern wußten. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch ſo billige Forderung, die er an die Reichsfürſten machte, gaben dem Kurfürſten Anlaß zu bittern Beſchwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen ſchienen. Selbſt unter den Generalen beider Theile zeigten ſich, ſo oft ſie vereinigt agiren ſollten, vielfache Spuren der Eiferſucht, welche ihre Beherrſcher entzweite. Johann Georgs natürliche Abneigung vor dem Krieg und ſeine noch immer nicht unterdrückte Ergebenheit gegen Oeſterreich begünſtigte Arnheims Bemühungen, der, in beſtändigem Einverſtändniſſe mit Wallenſtein, unermüdet daran arbeitete, ſeinen Herrn zu einem Privatvergleich mit dem Kaiſer zu vermögen; und fanden ſeine Vorſtellungen auch lange Zeit keinen Eingang, ſo lehrte doch zuletzt der Erfolg, daß ſie nicht ganz ohne Wirkung geblieben waren.

Guſtav Adolph, mit Recht vor den Folgen bange, die der Abfall eines ſo wichtigen Bundesgenoſſen von ſeiner Partei für ſeine ganze künftige Exiſtenz in Deutſchland haben mußte, ließ kein Mittel unverſucht, dieſen bedenklichen Schritt zu verhindern, und bis jetzt hatten ſeine Vorſtellungen ihren Eindruck auf den Kurfürſten nicht ganz verfehlt. Aber die fürchterliche Macht, womit der Kaiſer ſeine verführeriſchen Vorſchläge unterſtützte, und die Drangſale, die er bei

längerer Weigerung über Sachſen zu häufen drohte, konnten endlich doch, wenn man ihn ſeinen Feinden hülflos dahingab, die Standhaftigkeit des Kurfürſten überwinden, und dieſe Gleichgültigkeit gegen einen ſo wichtigen Bundesgenoſſen das Vertrauen aller übrigen Alliirten Schwedens zu ihrem Beſchützer auf immer darnieder ſchlagen. Dieſe Betrachtung bewog den König, den dringenden Einladungen, welche der hart bedrohte Kurfürſt an ihn ergehen ließ, zum zweiten Male nachzugeben, und der Rettung dieſes Bundesgenoſſen alle ſeine glänzenden Hoffnungen aufzuopfern. Schon hatte er einen zweiten Angriff auf Ingolſtadt beſchloſſen und die Schwäche des Kurfürſten von Bayern rechtfertigte ſeine Hoffnung, dieſem erſchöpften Feinde doch endlich noch die Neutralität aufzudringen. Der Aufſtand des Landvolks in Oberöſterreich öffnete ihm dann den Weg in dieſes Land, und der Sitz des Kaiſerthrons konnte in ſeinen Händen ſeyn, ehe Wallenſtein Zeit hatte, mit Hülfe herbeizueilen. Alle dieſe ſchimmernden Hoffnungen ſetzte er dem Wohl eines Alliirten nach, den weder Verdienſte noch guter Wille dieſes Opfers werth machten; der, bei den dringendſten Aufforderungen des Gemeingeiſtes, nur ſeinem eigenen Vortheil mit kleinlicher Selbſtſucht diente; der nicht durch die Dienſte, die man ſich von ihm verſprach, nur durch den Schaden, den man von ihm beſorgte, bedeutend war. Und wer erwehrt ſich nun des Unwillens, wenn er hört, daß auf dem Wege, den Guſtav Adolph jetzt zur Befreiung dieſes Fürſten antritt, der große König das Ziel ſeiner Thaten findet?

Schnell zog er ſeine Truppen im fränkiſchen Kreiſe

zuſammen und folgte dem Wallenſteiniſchen Heere durch Thüringen nach. Herzog Bernhard von Weimar, der gegen Pappenheim war vorausgeſchickt worden, ſtieß bei Arnſtadt zu dem Könige, der ſich jetzt an der Spitze von zwanzigtauſend Mann geübter Truppen erblickte. Zu Erfurt trennte er ſich von ſeiner Gemahlin, die ihn nicht eher als zu Weißenfels — im Sarge wieder ſehen ſollte; der bange gepreßte Abſchied deutete auf eine ewige Trennung. Er erreichte Naumburg am erſten November des Jahrs 1632, ehe die dahin detachirten Corps des Herzogs von Friedland ſich dieſes Platzes bemächtigen konnten. Schaarenweiſe ſtrömte alles Volk aus der umliegenden Gegend herbei, den Helden, den Rächer, den großen König anzuſtaunen, der ein Jahr vorher auf eben dieſem Boden als ein rettender Engel erſchienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn, wo er ſich ſehen ließ; anbetend ſtürzte ſich Alles vor ihm auf die Kniee; man ſtritt ſich um die Gunſt, die Scheide ſeines Schwerts, den Saum ſeines Kleides zu berühren. Den beſcheidenen Helden empörte dieſer unſchuldige Tribut, den ihm die aufrichtigſte Dankbarkeit und Verwunderung zollte. „Iſt es nicht, als ob dieſes Volk mich zum Gott mache?“ ſagte er zu ſeinen Begleitern. „Unſere Sachen ſtehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieſes verwegene Gaukelſpiel ſtrafen, und dieſem thörichten Haufen meine ſchwache ſterbliche Menſchheit früh genug offenbaren.“ Wie liebenswürdig zeigt ſich uns Guſtav, eh' er auf ewig von uns Abſchied nimmt! Auch in der Fülle ſeines Glücks die richtende Nemeſis ehrend, verſchmäht er eine Huldigung,

die nur den Unſterblichen gebührt, und ſein Recht auf unſere Thränen verdoppelt ſich, eben da er dem Augenblick nahe iſt, ſie zu erregen.

Unterdeſſen war der Herzog von Friedland dem anrückenden König bis Weißenfels entgegen gezogen, entſchloſſen, die Winterquartiere in Sachſen, auch wenn es eine Schlacht koſten ſollte, zu behaupten. Seine Unthätigkeit vor Nürnberg hatte ihn dem Verdacht ausgeſetzt, als ob er ſich mit dem nordiſchen Helden nicht zu meſſen wagte, und ſein ganzer Ruhm war in Gefahr, wenn er die Gelegenheit zu ſchlagen zum zweiten Mal entwiſchen ließ. Seine Ueberlegenheit an Truppen, wiewohl weit geringer, als ſie in der erſten Zeit des Nürnbergiſchen Lagers geweſen, machte ihm die wahrſcheinlichſte Hoffnung zum Sieg, wenn er den König, vor der Vereinigung deſſelben mit den Sachſen, in ein Treffen verwickeln konnte. Aber ſeine jetzige Zuverſicht war nicht ſowohl auf ſeine größere Truppenzahl, als auf die Verſicherungen ſeines Aſtrologen Seni gegründet, welcher in den Sternen geleſen hatte, daß das Glück des ſchwediſchen Monarchen im November untergehen würde. Ueberdies waren zwiſchen Kamburg und Weißenfels enge Päſſe, von einer fortlaufenden Bergkette und der nahe ſtrömenden Saale gebildet, welche es der ſchwediſchen Armee äußerſt ſchwer machten, vorzudringen, und mit Hülfe weniger Truppen gänzlich geſchloſſen werden konnten. Dem König blieb dann keine andere Wahl, als ſich mit größter Gefahr durch dieſe Defileen zu winden, oder einen beſchwerlichen Rückzug durch Thüringen zu nehmen, und in einem verwüſteten Lande, wo es an jeder Nothdurft

gebrach, den größten Theil ſeiner Truppen einzubüßen. Die Geſchwindigkeit, mit der Guſtav Adolph von Naumburg Beſitz nahm, vernichtete dieſen Plan, und jetzt war es Wallenſtein ſelbſt, der den Angriff erwartete.

Aber in dieſer Erwartung ſah er ſich getäuſcht, als der König, anſtatt ihm bis Weißenfels entgegen zu rücken, alle Anſtalten traf, ſich bei Naumburg zu verſchanzen, und hier die Verſtärkungen zu erwarten, welche der Herzog von Lüneburg im Begriff war ihm zuzuführen. Unſchlüſſig, ob er dem König durch die engen Päſſe zwiſchen Weißenfels und Naumburg entgegen gehen, oder in ſeinem Lager unthätig ſtehen bleiben ſollte, verſammelte er ſeinen Kriegsrath, um die Meinung ſeiner erfahrenſten Generale zu vernehmen. Keiner von Allen fand es rathſam, den König in ſeiner vortheilhaften Stellung anzugreifen, und die Vorkehrungen, welche dieſer zu Befeſtigung ſeines Lagers traf, ſchienen deutlich anzuzeigen, daß er gar nicht Willens ſey, es ſo bald als möglich zu verlaſſen. Aber eben ſo wenig erlaubte der eintretende Winter, den Feldzug zu verlängern, und eine der Ruhe ſo ſehr bedürftige Armee durch fortgeſetzte Campirung zu ermüden. Alle Stimmen erklärten ſich für die Endigung des Feldzugs, um ſo mehr, da die wichtige Stadt Köln am Rhein von holländiſchen Truppen gefährlich bedroht war, und die Fortſchritte des Feindes in Weſtphalen und am Unterrhein die nachdrücklichſte Hülfe in dieſen Gegenden erheiſchten. Der Herzog von Friedland erkannte das Gewicht dieſer Gründe, und beinahe überzeugt, daß von dem König für dieſe Jahrszeit kein Angriff mehr

zu befürchten ſey, bewilligte er ſeinen Truppen die Winterquartiere, doch ſo, daß ſie aufs Schnellſte verſammelt waren, wenn etwa der Feind gegen alle Erwartung noch einen Angriff wagte. Graf Pappenheim wurde mit einem großen Theil des Heers entlaſſen, um der Stadt Köln zu Hülfe zu eilen, und auf dem Wege dahin die Halliſche Feſtung Moritzburg in Beſitz zu nehmen. Einzelne Corps bezogen in den ſchicklichſten Städten umher ihre Winterquartiere, um die Bewegungen des Feindes von allen Seiten beobachten zu können. Graf Colloredo bewachte das Schloß zu Weißenfels, und Wallenſtein ſelbſt blieb mit dem Ueberreſte unweit Merſeburg zwiſchen dem Floßgraben und der Saale ſtehen; von wo er geſonnen war, ſeinen Marſch über Leipzig zu nehmen und die Sachſen von dem ſchwediſchen Heere abzuſchneiden.

Kaum aber hatte Guſtav Adolph Pappenheims Abzug vernommen, ſo verließ er, plötzlich ſein Lager bei Naumburg und eilte, den um die Hälfte geſchwächten Feind mit ſeiner ganzen Macht anzufallen. In beſchleunigtem Marſche rückte er gegen Weißenfels vor, von wo aus ſich das Gerücht von ſeiner Ankunft ſchnell bis zum Feinde verbreitete und den Herzog von Friedland in die höchſte Verwunderung ſetzte. Aber es galt jetzt einen ſchnellen Entſchluß, und der Herzog hatte ſeine Maßregeln bald genommen. Obgleich man dem zwanzigtauſend Mann ſtarken Feinde nicht viel über zwölftauſend entgegenzuſetzen hatte, ſo konnte man doch hoffen, ſich bis zu Pappenheims Rückkehr zu behaupten, der ſich höchſtens fünf Meilen weit, bis Halle, entfernt haben konnte. Schnell flogen Eilboten

ab, ihn zurückzurufen, und zugleich zog sich Wallenstein in die weite Ebene zwischen dem Floßgraben und Lützen, wo er in völliger Schlachtordnung den König erwartete, und ihn durch diese Stellung von Leipzig und den sächsischen Völkern trennte.

Drei Kanonenschüsse, welche Graf Colloredo von dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Marsch des Königs, und auf dieses verabredete Signal zogen sich die friedländischen Vortruppen unter dem Commando des Kroatengenerals Isolani zusammen, die an der Rippach gelegenen Dörfer zu besetzen. Ihr schwacher Widerstand hielt den anrückenden Feind nicht auf, der bei dem Dorfe Rippach über das Wasser dieses Namens setzte und sich unterhalb Lützen der kaiserlichen Schlachtordnung gegenüber stellte. Die Landstraße, welche von Weißenfels nach Leipzig führt, wird zwischen Lützen und Markranstädt von dem Floßgraben durchschnitten, der sich von Zeitz nach Merseburg erstreckt und die Elster mit der Saale verbindet. An diesen Canal lehnte sich der linke Flügel der Kaiserlichen und der rechte des Königs von Schweden, doch so, daß sich die Reiterei beider Theile noch jenseits desselben verbreitete. Nordwärts hinter Lützen hatte sich Wallensteins rechter Flügel, und südwärts von diesem Städtchen der linke Flügel des schwedischen Heeres gelagert. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hinging und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein am Abend vor der Schlacht zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtigt, die zu beiden Seiten derselben

fortlaufenden Gräben vertiefen und durch Musketiere besetzen lassen, daß der Uebergang ohne Beschwerlichkeit und Gefahr nicht zu wagen war. Hinter denselben ragte eine Batterie von sieben großen Kanonen hervor, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen, und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, waren vierzehn kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe aufgepflanzt, von der man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große und unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reiterei bedeckte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und bloß die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen; doch nur so lange, bis die Pappenheimischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war Alles zum Empfang des Feindes bereitet.

Noch an eben diesem Abend erschien Gustav Adolph auf der gegenüberliegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch das Fußvolk wurden kleine Schwadronen verbreitet, unter die Reiterei hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stand in zwei Linien, den Floßgraben zur Rechten und hinter sich, vor sich die Landstraße und die Stadt Lützen zur Linken.

In der Mitte hielt das Fußvolk unter des Grafen von Brahe Befehlen, die Reiterei auf den Flügeln und vor der Fronte das Geſchütz. Einem deutſchen Helden, dem Herzog Bernhard von Weimar, war die deutſche Reiterei des linken Flügels untergeben, und auf dem rechten führte der König ſelbſt ſeine Schweden an, die Eiferſucht beider Völker zu einem edeln Wettkampfe zu erhitzen. Auf ähnliche Art war das zweite Treffen geordnet, und hinter demſelben hielt ein Reſervecorps unter Hendersons, eines Schottländers, Commando.

Alſo gerüſtet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufſchub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die geſpannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, ſollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei ſolche Feldherrn, ſo gleich an Anſehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieſes Kriegs noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemeſſen, eine ſo hohe Wette noch nie die Kühnheit geſchreckt, ein ſo wichtiger Preis noch nie die Hoffnung begeiſtert. Der morgende Tag ſollte Europa ſeinen erſten Kriegsfürſten kennen lehren und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechſtrom und bei Leipzig Guſtav Adolphs Genie, oder nur die Ungeſchicklichkeit ſeines Gegners den Ausſchlag beſtimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel ſetzen. Morgen mußte Friedlands Verdienſt die Wahl des Kaiſers rechtfertigen, und die

Größe des Mannes die Größe des Preises aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilte jeder einzelne Mann im Heere seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniend hält der König seine Andacht; die ganze Armee auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitete den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Goller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen), durchreitet er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigener ahnungsvoller Busen verläugnet. „Gott mit uns!" war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: „Jesus Maria." Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an, sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen und des dahinter gepflanzten groben Geſchützes empfangen, ſetzen dieſe tapfern Bataillons mit unerſchrockenem Muth ihren Angriff fort, die feindlichen Musketiere verlaſſen ihren Poſten, die Gräben ſind überſprungen, die Batterie ſelbſt wird erobert und ſogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltſamer Gewalt, die erſte der fünf friedländiſchen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und ſchon wendet ſich die dritte zur Flucht; aber hier ſtellt ſich der ſchnell gegenwärtige Geiſt des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesſchnelligkeit iſt er da, der Unordnung ſeines Fußvolkes zu ſteuern, und ſeinem Machtwort gelingt's, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Cavallerieregimentern unterſtützt, machen die ſchon geſchlagenen Brigaden aufs Neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in ſeine zerriſſenen Glieder. Ein mörderiſcher Kampf erhebt ſich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Friſt mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunſt der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die ſchon eroberte Batterie geht bei dieſem Rückzug verloren. Schon bedecken tauſend verſtümmelte Leichen das Land, und noch iſt kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indeſſen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm ſelbſt angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erſte machtvolle Andrang der ſchweren